This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MALWIDA VON MEYSENBUG

STIMMUNGS-BILDER

Library
of the
University of Wisconsin

Ex Libris
ORA ET LABORA
Gerda Björkstén

A
479

Stimmungsbilder

Von derselben Verfasserin erschienen im gleichem Verlage:

Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. V. Auflage.

Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den »Memoiren«. II. Auflage.

STIMMUNGSBILDER

VON

MALWIDA VON MEYSENBUG

DRITTE
UND VERMEHRTE AUFLAGE

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900

Alle Rechte vorbehalten

A
479

645765

Co

Inhalt

	Seite
An Olga	7
Von ihr	13
Für Bräute und Mütter	26
Die Frau in der Gesellschaft	38
Das Bedürfniss einer Philosophie	58
Lebenspflicht (Capri)	65
Von dem möglichen Einfluss der Frauen auf die Politik	76
Kirchhofsgedanken (Chiavenna)	88
Die christliche Mythos	95
Verstandesausbildung und Sittlichkeit	106
Toleranz (Sorrent)	113
Geschichte leben	143
Vom jungen Italien	170
Wirklichkeitsphilosophie des Todes	207
Die brennende Frage von heute	229
Unter Göttern wandeln	253
Im Norden	261
Erinnerungen an Alexander Herzen	280

An Olga

Wenn mir ein geliebter Mensch starb, war das Erste, wonach ich verlangte: noch so viele Spuren seines geistigen Lebens aufzufinden als möglich. Der sonstige Nachlass war mir gleichgültig; aber ein Blatt, von der geliebten Hand beschrieben, ein Tagebuch, Zeugnisse des innersten Gedankenlebens, der Empfindungen, die auch selbst dem liebevollst beobachtenden Auge verborgen bleiben, — danach erfasste mich ein tiefes Verlangen, und wenn sich nichts der Art vorfand, war mir die Oede des Todes doppelt schrecklich. Ich warf mir dann noch bitterer jeden verlornen Augenblick vor, in welchem ich an dem Geistesleben der Geschiedenen hätte Theil nehmen können und welchen ich, im Leichtsinn des Besitzes, unbenutzt hatte entfliehen lassen; ich streckte noch sehnsüchtiger die Arme nach dem entfliehenden Schatten aus, welcher nun noch schneller, noch unhaltbarer in das dunkle Reich der Nacht hinab zu gleiten schien. Wenn ich aber etwas der Art fand:

ein Gedicht, einen aufgezeichneten Gedanken, oder was sonst erklärende Rückblicke in manche unverstandene Seite des beschlossenen Lebens gewährte — so war ich wie ein Geiziger über seinem Schatz; alles irdische Gut konnte vertheilt werden wie es wollte, ich fragte kaum danach. Ein Blättchen, voll der bekannten Schriftzüge, mit Worten, in denen mir die innerste Musik aus der Seele der Freunde nachtönte, das war mein Erbtheil; ich nahm es zu mir mit eifersüchtiger Liebe und hütete es wie das theuerste Geheimniss. Es war mir dann, als ob ein Band über die dunkle Schwelle hinüber führe, als ob eine Ergänzung eingetreten sei in dem, was der unersättlichen Liebe immer, trotz der grösstmöglichen Vollständigkeit, wie Stückwerk scheinen wird. Die Abgeschiedenen lebten mir wieder; ich fand neue, vervollständigende Seiten ihres Wesens auf, die mir vorher nicht gehört hatten, weil jede, auch die schönste menschliche Beziehung, unvollständig bleibt, uns nie den ganzen Menschen völlig erschliesst.

Ich denke, dass es dir, meine Geliebte, ähnlich ergehen wird, wenn du mich, über kurz oder lang, nicht mehr unter Denen, welche im Lande des Scheins wandeln, zu suchen haben wirst. Darum kam mir der Gedanke, dir dies Vermächtniss zu schreiben, in welchem du ein Stück meines Lebens, das sich fern von dir zu Ende spinnen muss,

finden wirst; in welchem ich, noch ausser in unserer alten Liebe, mit dir fortlebe, wenn schon längst das vergängliche Bild sich zurückgegeben hat an den grossen Kreislauf des Lebens. Ist es nicht natürlich, dass ein Jeder sich unsterblich zu machen sucht in den Herzen Derer, die ihn lieben und die er liebt, um auf diese Weise fortzuwirken in der grossen Kette des geistigen Daseins der Menschheit? Wenn wir den Gedanken an die persönliche Fortdauer, an diese Forderung des sublimirtesten Egoismus, als einen Irrthum einsehen lernten, — sollte es nicht hingegen ein gerechtfertigtes Streben sein, persönlich mit in den geistigen Inhalt der Geschichte gehören zu wollen und dem Korallenthierchen ähnlich zu arbeiten, um aus dem Ocean der Zeiten, durch den unendlich kleinen Beitrag des Individuums, endlich den herrlichen Continent der wahren Cultur aufzubauen? Ich habe dir früher, in unseren Gesprächen, oft den Gedanken geäussert, dass, wenn nur ein jeder Mensch sich zunächst selbst als seine eigne Aufgabe betrachtete und aus sich selbst das Höchste zu machen strebte, was er, seinen Fähigkeiten nach, werden kann, die Menschheit kaum Anderes bedürfen und den vollkommensten Zustand nach jeder Richtung hin erreichen würde.

Eben so, wenn jeder Mensch trachtete, seinen Beitrag zu der allgemeinen Cultur zu liefern, wie viel rascher würde der Tempel

wachsen, welcher sich, wie ein zweites Himmelsgewölbe, über der Erde erheben sollte, das geistige Testament der Millionen, welche den kurzen Lebenstraum geträumt haben. Sich selbst zu idealisiren sollte das bestimmte Lebensziel jedes Individuums und ebenso der geschichtlichen Individuen, der Völker, sein. Hat die Natur nur im blinden Drange Bedingung zu Bedingung gefügt, chemische Combinationen eintreten lassen, physische Vorgänge auf einander gehäuft, welche das Erscheinen denkender Wesen möglich machten, muss die Wissenschaft jede Annahme einer Teleologie verwerfen, so ist es an der Menschheit, eine solche zu schaffen, ihr Dasein zu höchster Bedeutung zu erheben, sich selbst zur Schöpferin einer zweiten, vergeistigten, idealeren Welt zu machen. Instinktiv freilich ging die Menschheit diesen Weg. Wie ungeschickt auch noch ihr Gebahren, wie wüst und unklar ihre Erkenntniss, wie nächtig und wild ihr Thun, wie nichtig und erbärmlich ihre Ziele, — dennoch fing der thätige Menschengeist an die Erde zu beherrschen, sie allmählich in den blühenden Wohnsitz gebildeter Wesen umzuschaffen, ihre Erzeugnisse zu vervielfältigen und zu veredeln, Landwüsten urbar und Meerwüsten schiffbar zu machen, mit Blitzesschnelle ungeheure Weiten zu durchfliegen und den Gedanken, von unsichtbaren Kräften getragen, von einem Ende der Erde zum andern zu senden. Auch Humanität

und Gerechtigkeit, Widerstand gegen jedwede Tyrannei, allgemeine Bildung schritten und schreiten vorwärts. Nur muss dies Alles immer mehr mit der Richtung auf höchste ideale Ziele geschehen und schliesslich zur Vorsehung werden, welche über den Geschicken der Menschen schwebt und sie zwingt, nach den Gesetzen der Vernunft zu leben.

Wozu, wirst du fragen, wozu, wenn es uns durch die Wissenschaft offenbar ist, dass dieser Erdball einmal vergehen kann, wie unzählige Weltkörper vor ihm wahrscheinlich schon vergangen sind, und dass diese Menschheit mit ihren Errungenschaften verweht sein wird wie Spreu im Winde?

Lass mich dir vorerst die Antwort schuldig bleiben. Wir kommen später darauf zurück. Jedenfalls könnten wir Beide, du und ich, doch nicht anders als es für unsere Aufgabe erkennen: nach allem Höchsten zu streben und, so weit wir es vermögen, auch unsern Baustein hinzuzubringen zu dem Bau der Humanität und Bildung, an welchem die Menschheit von ihrer Geburt an arbeitet und in welchem sie einst, erlöst vom Uebel, zu wohnen hofft.

Eins nur will ich dir jetzt noch sagen, was du beim Lesen dieser Blätter im Auge behalten mögest. Es wird dir zuweilen vorkommen, als widerspräche ich mir selbst, indem ich trotz der pessimistischen Lebensanschauung, welche du bei mir kennst, von der Perfektibilität des Lebens rede und zur Thätigkeit

für dieselbe auffordere. Ich möchte da für mich in Anspruch nehmen, was ein geistreicher Kenner des Alterthums von den Griechen sagt: »ihre Lebensanschauung war pessimistisch, aber ihr Temperament optimistisch«. Ich glaube, dass aus dieser Mischung die Nothwendigkeit des Handelns in einer gewissen Richtung von selbst hervorgeht, und vielleicht wirst du am Ende dieser Schrift sehen, dass der scheinbare Widerspruch eine vollkommene Uebereinstimmung ist.

Von ihr

Dass mein Buch, Memoiren einer Idealistin, so viele Sympathien bei jungen Mädchen gefunden hat, war mir das Liebste, was ich damit erleben konnte. Aber Viele unter Denen, welche sich mir theilnehmend nahten, sahen doch mit einer Frage auf den Lippen zu mir auf, behielten doch einen Zweifel im Herzen, trotz der Thatsachen, welche ich ihnen mitgetheilt habe. Diesen Allen möchte ich gerne antworten und möchte ihnen die Beruhigung geben, nach welcher sie verlangen, um ihnen so meine Liebe und meinen Dank für ihr liebevolles Entgegenkommen zu beweisen. In den Herzen der weiblichen Jugend möchte ich mir eine Stätte bauen; da möchte ich gern gehört und verstanden sein, denn in ihren Händen liegt die Zukunft. Das, wofür zu meiner Zeit nur einzelne Frauen, in schwerem Kampfe mit den Verhältnissen, mit Vorurtheilen und Widerstand aller Art, aufzustehen wagten, das ist nun schon in raschem Vorwärtsschreiten begriffen. Es wird von der

alten Welt zwar zögernd, aber es wird doch zugestanden. Folglich haben die Frauen der aufwachsenden Generation nur Hand anzulegen und unerschrocken an der Aufgabe der höheren Betheiligung der Frau an der Culturarbeit der Menschheit weiter zu arbeiten. Viele jener lieben Freundinnen aber haben, wie schon gesagt, einen Zweifel übrig behalten und die ernste Frage an mich gerichtet: »Kann das Leben überhaupt und das der Frau insbesondere ohne religiöse Erziehung, ohne positiven Glauben, ohne Dogma und Kirche bestehen? Kann es ein gutes, segensreiches Leben sein? Kann man darin Trost und Stärke finden bei den Leiden und Kämpfen, welche keinem Sterblichen erspart werden?«

Mein eigenes Beispiel werdet ihr nicht gelten lassen wollen, liebe Fragerinnen. Ihr werdet mir sagen, ich sei durch eine religiöse Erziehung, durch tiefe religiöse Kämpfe durchgegangen und dürfe mir vielleicht eine Ausnahmsstellung erlauben, deren Rechtfertigung ich mit mir selbst abzumachen hätte. So will ich euch denn ein anderes Beispiel geben, welches vielleicht überzeugend in seiner Einfachheit zu euch sprechen wird. Ihr wisst aus den Blättern, denen ihr eure Theilnahme geschenkt habt, dass ich eine Tochter der freien Wahl hatte, an der ich alle Stufen der tiefsten Mutterliebe erfuhr und die Ueberzeugung gewann: dass man nicht leibliche Mutter zu

sein braucht, um wie eine Mutter zu lieben. Ihr wisst, dass dieses Kind ohne jede positive Religion erzogen wurde. Ihr Vater, welcher ein vollendeter Freidenker war, würde es nie geduldet haben, dass man seinen Kindern ein Dogma lehre. Aber auch ich würde es nicht mit meinem Gewissen haben vereinbaren können, einem Kinde als Wahrheit hinzustellen, was mir selbst nicht mehr Wahrheit war. Ich hätte heucheln müssen, das Bedenklichste, was Erzieher thun können. Eine der Hauptaufgaben der Erziehung sollte doch gewiss sein, der Kinderseele nie die Möglichkeit zu geben, an der Wahrhaftigkeit der Führer ihrer unmündigen Jahre zu zweifeln. Meiner Erfahrung nach liegt dem Kinde im Allgemeinen nichts ferner als das Abstrakte. Eine abstrakte, ihm unsichtbare Vollkommenheit bedeutet ihm nichts, ist eher geeignet ihm Furcht denn Ehrfurcht einzuflössen. Der Aufblick aber zu der ihm nahen, verständlichen Wahrhaftigkeit, Liebe, Treue, Güte und Einsicht der Eltern und Erzieher ist dem Kinde der Aufblick zu dem Himmel, zu dem idealen Guten, zu der wahren Vorsehung, welche über seiner Hülflosigkeit wacht. Da ist der Anfang zu der Ehrfurcht, welche von früh auf in ihm genährt werden soll und aus der naturgemäss und organisch die Liebe und Verehrung für alles Hohe, Vollendete sich entwickeln muss. Der traurige Einfluss, welchen rohe, oder sonst tadelnswerthe Eltern

oder Erzieher auf die Natur des Kindes haben, ein Einfluss, der durch die ganze Jugend, leider oft durch das ganze Leben nachklingt, die entnüchternde Wirkung, welche es auf junge Gemüther ausübt, wenn Lehrer und Vorgesetzte, was besonders häufig in Schulen vorkommt, Veranlassung geben, die Spottsucht der Jugend zu wecken, sind Belege für die Bedeutung, welche die Vortrefflichkeit Derer, welche über Kinder wachen, für die Erziehung hat. Um nun auf die mir gestellte Frage zurückzukommen: kann die Erziehung junger Wesen, kann das Leben überhaupt der Stütze des kirchlichen Glaubens entbehren, kann es noch sittlich, schön, inhaltreich sein ohne ein positives Dogma, so muss ich dies bejahen, denn ich habe es an mehr als einem Beispiel erlebt. Ich will von diesen, wie schon gesagt, nur das eine, mir Nächstliegende, anführen und jenes jungen Wesens gedenken, dessen Erziehung das Schicksal in meine Hände legte. Von früher Kindheit auf hatte sie Mitleid und Erbarmen mit den Leidenden und Hülfsbedürftigen und warf sich zur Schützerin der Unterdrückten auf, ohne jemals durch eine religiöse Vorschrift darauf hingewiesen worden zu sein. So konnte sie Thiere nicht peinigen sehen, ohne den heftigsten Zorn gegen die Peiniger zu fühlen und die Angegriffenen zu beschützen so weit es ihr möglich war. Als Kind von zehn Jahren, als wir in Italien einen Sommer auf dem Lande verlebten,

brachte sie jeden Tag einen Theil ihres Mittagessens einer alten, hässlichen, verwachsenen Frau, die in einer Art Höhle lebte und von der unwissenden Bevölkerung des Dorfes als eine Hexe gefürchtet oder verspottet wurde. Als wir von da schieden, rief die Alte alle Heiligen des Himmels an, ihre kleine Beschützerin zu segnen und über ihr zu wachen. Dies sind nur einzelne Züge unter vielen ähnlichen. Die Fragen nach dem Abstrakten kamen selten vor. Die Welt war so reich für die Beobachtung, für das Nachdenken, für die Uebung des Mitleids und der liebevollen Gesinnung. Selbst der Tod erschien nur wie eine Veranlassung noch erfreuend auf Andere zu wirken. Sie hatte mich bei dem Tode einer Freundin gefragt, was denn aus dem Menschen würde, wenn man ihn in das Grab gelegt habe, und ich hatte ihr gesagt, dass aus den Gräbern schöne Blumen und Pflanzen wüchsen. Einige Zeit darauf hatte sie ein Testament geschrieben, in welchem sie ihre kleinen Besitzthümer vertheilt und für ihr Grab folgende Anordnung getroffen hatte: es solle ein grosser Weinstock darauf gepflanzt werden, um eine Laube darüber zu bilden, unter welcher ein Sessel von weissem Marmor die das Grab besuchenden Freunde zum Ausruhen und zur Erquickung an den Früchten des Weinstockes einladen solle. Dieser heitere, heidnische Gedanke war nicht die einzige Veranlassung, welche mir Gelegenheit gab zu

bemerken, wie oft Kinder, überliesse man sie ihrer Natur, heidnischen Anschauungen sich nähern und die poesievolle Seite der Geschichte der Menschheit wiederholen würden.

Einige Jahre später, als die Umstände es fügten, dass sie auf einige Zeit eine Schule besuchte, in welcher sie ganz besonders in nähern Verkehr mit englischen Mädchen kam, wurden, durch die Unterhaltungen mit diesen, zum ersten Mal ihre Gedanken auf die ihr mangelnde religiöse Erziehung hingeleitet. Sie hatte sich von Jenen beklagen hören, hatte die Ausdrücke der Entrüstung vernommen, welche über eine so schlimme Vernachlässigung laut geworden waren, und war von diesen Schulfreundinnen eifrig ersucht worden, die arge Versäumniss ihrer Erzieher durch eignes Handeln gut zu machen. Sie kam sehr aufgeregt zu mir und wollte wissen, warum man ihrer Kindheit das vorenthalten habe, was die Andern als den wichtigsten Theil ihrer Erziehung betrachteten. Sie fragte nach Gott, nach Christus, nach der Bedeutung alles Dessen, was den Andern so geläufig und vertraut schien. Ich erwiderte ihr, dass weder ihr Vater, noch ich, noch die meisten der älteren Freunde, welche ihrer Kindheit nahe gestanden hätten, mehr an die Form der Sache glaubten, welche die Andern noch gefangen hielt; dass ich sie bisher noch für zu jung gehalten hätte, um auf die ernste Betrachtung dieser Dinge einzugehen, da ich

nicht wünschte, dieselben leichtsinnig oder rein formell von ihr aufgefasst zu sehen. Da ihr Nachdenken nun darauf gelenkt sei, so wollte ich sie zunächst mit den Quellen bekannt machen, aus denen sie zu schöpfen hätte. Ich fing darauf an mit ihr die Evangelien zu lesen, indem ich ihr aus vollster Seele die Schönheit dieser Erzählungen, die Hoheit und Idealität der Hauptperson pries, und sie auf die Bedeutung von deren Lehren im Zusammenhang mit der Geschichte der Juden und der nachfolgenden Geschichte der Menschheit aufmerksam machte. Weiter erzählte ich ihr von der historischen Entwickelung der christlichen Kirche, in welcher sich die durch Jesus geläuterten jüdischen Anschauungen zu einem neuen Dogma ausbildeten und endlich zu einer Form wurden, welcher der Geist, der doch allein lebendig macht, immer mehr entflieht. Neben der Fülle sittlicher Wahrheiten, welche im Evangelium enthalten sind, zeigte ich ihr aber auch wie sich manches unsern jetzigen Ideen Widersprechende und für uns völlig Unhaltbare darin finde, wie es also eine, der Vernunft gänzlich zuwiderlaufende Annahme sei, Alles in der Bibel für die ein für alle Mal geoffenbarte Wahrheit zu halten. Jede Periode der menschlichen Geschichte beweise uns ja, dass die Wahrheit keine absolute, sondern nur eine relative, der jedesmaligen Stufe der geistigen Entwickelung der Menschheit entsprechende sei. Später

lasen wir das Leben Jesu von Renan, um ihr zu zeigen, wie ein Theil der modernen Menschheit über diese schöne, bedeutungsvollste Sage denke, die, wie alle anderen Mythen, sich um eine reale Thatsache, um eine Individualität herumgeschlungen und im Lauf der Zeiten durch die geschichtlichen Zuthaten, sich von ihrem Ursprung entfernt und zu etwas ganz Anderem ausgebildet habe. Schliesslich sagte ich ihr, sie sollte Alles das wohl bei sich überlegen und, wenn sie zur Reife des Urtheils gelangt sein würde, frei wählen. Ich habe geglaubt sie mit diesem Verfahren mehr zu ehren als wenn ich ihr eine Anschauung hätte beibringen wollen, von welcher ich mich selbst in langen Kämpfen befreit hätte.

Einige Zeit darauf befanden wir uns am Gardasee, in wundervoller Einsamkeit. Dort ragt eine schmale Landzunge weit in den See hinein, und an ihrem Ende befinden sich grossartige Ruinen einer römischen Villa. Hohe Bogen baden ihren Fuss im Wasser, wo wahrscheinlich früher Marmorstufen die vom See her Anfahrenden zur Villa einführten. Ueber diesen Bogen ist jetzt Alles mit reicher Vegetation bedeckt und bietet einen Lagerplatz von Grün und duftenden Blumen. Hier verbrachten wir unsere Nachmittage. Zu unseren Füssen lag der tiefblaue See, uns gegenüber die stolze Bergkette des italienischen Tyrol mit kühnen Linien und verklärenden

Farben; an den Ufern zogen sich Orangen- und Citronengärten hin; um uns war welt-entrückte Stille, so dass die Eidechse vertraulich über unsere Kleider huschte, die Cikade ungestört im tiefen Gras neben uns zirpte, und muntere Vögel von den Olivenbäumen Grüsse mit einander tauschten. Sie, die der Gegenstand all meiner Liebe und Zärtlichkeit war, lag neben mir in Gras und Blüthen hingestreckt, selbst eine Blüthe, die kindliche Jungfrau, in süsser Müssigkeit den Reiz des Lebens einathmend, welches rings um uns ein goldnes, träumerisches Netz spann. Ich erzählte ihr von der Urweisheit unseres Geschlechts, von jenem wundersamen Volk im Osten, das an den Ufern seines heiligen Stromes zuerst den Gedanken der Einheit alles Seins fasste, den es in dem Wort ausdrückte, welches ihrer Kindheit schon zum Abendsegen gedient hatte, dem tat-twam-asi. Ich taufte sie im Namen jenes grossen idealen Zugs, welcher durch die Menschheit geht, von den frühesten Spuren der Culturgeschichte an; jenes Zugs der, welches auch immer sein Ursprung sei, ob ein a priori im Menschen vorhandener oder erst an der erwachenden Erkenntniss entzündeter, sich nicht leugnen lässt und allein das unterscheidende Merkmal zwischen Menschheit und Thier mit bildet. Nach der Seite der Brutalität hin bleibt der Mensch dem Thiere gleich, ja übertrifft es zuweilen; sein ideales Streben allein unter-

scheidet ihn von demselben. Ob dieses Streben sich nun in das Gewand der Religion kleidet, oder der Kunst und Wissenschaft, oder der humanen auf die höchsten Prinzipien gegründeten Gesellschaft, immer ist es das Eine, was die Menschheit adelt und mit dem Gegensatz in ihr versöhnt, ja was sie zuweilen in einzelnen Individualitäten zu einer Vollendung erhebt, welche mit Recht auf die Möglichkeit höher entwickelter Organismen und Zustände schliessen lässt. Wo war das Dogma, welches uns zu diesen weihevollen Stunden gefehlt, welches uns ihren Werth erhöht hätte? Wo war die Theologie, welche uns den lebendigen Odem hätte ersetzen können, der uns hier anwehte und uns mit der Ueberzeugung füllte: dass das wahre Leben auf seiner höchsten Culturstufe wieder Einfachheit, Friede und Harmonie mit der uns umgebenden Natur werden müsse, wie es in jenen Vedahymnen auf der ersten Stufe der bewussten und empfindenden Menschheit uns entgegen tönt? Wo war endlich der kirchliche Segen, welcher die Fluth der Liebe hätte ersetzen können, die aus meinem Herzen auf das geliebte Wesen niederströmte und sie zur edelsten Verwirklichung eines Menschheitideals mit allmächtigem Verlangen einweihte? Wäre das nicht die wahre Religion und die wahre Kirche, wenn ein Jeder sich zum Priester machte, d. h. zu einem Vertreter des Ideals auf Erden, sich selbst ordinirte, um

in jungen Seelen die heilige Flamme zu schüren und sie der geistigen Gemeinde der Grossen und Guten zuzuführen?

Doch, wie dem auch sei, mit dieser Taufe weihte ich sie zum selbstständig denkenden und urtheilenden Wesen, machte ich sie mündig, d. h. fähig ihr eigenes Wort zu sagen.

Sie sagte es auch bald darauf, als wir den folgenden Winter in Paris verbrachten, wohin uns ihr Vater, der sich dort niederlassen wollte, gerufen hatte. Eine streng protestantische Freundin von ihr bewog sie mit in die Kirche zu gehen, wo der Bruder dieser Freundin Prediger war. Ich liess sie natürlich gehen. Als sie zurückkam, fragte ich nach dem empfangenen Eindruck. Da bekannte sie, dass sie eingesehen habe, wie unmöglich es ihr sein würde in diese Vorstellungsweise einzugehen, wie kleinlich und eng ihr die ganze Art dieser moralischen Verpflichtungen erschiene, wie sie für immer von dem Wunsch geheilt sei, sich einer solchen, so vielen Ideen, welche sie bereits in sich aufgenommen, widersprechenden, das geistige Leben in enge Fesseln legenden Form, anzuschliessen.

In der That hat sie es auch nie bereut, dies nicht gethan zu haben. Sie hat am Sterbebett ihres Vaters gestanden ohne eine andere Ueberzeugung, als dass, nach einem unerbittlichen Naturgesetz, die schwere Krankheit dies edle reiche Leben vor der Zeit zerstören musste, ohne einen andern Trost, als

dass er die ganze, volle, gewaltige Persönlichkeit gewesen war, zu der ihn die Natur bestimmt hatte, ohne eine andere Hoffnung, als dass er fortlebe in ihr und ihren Geschwistern, in seinen Schriften, in dem Einfluss, welchen er auf die Jugend seines Vaterlandes gehabt hat, in der Anerkennung, welche er für immer da finden muss, wo man seine Schriften lesen und im Stande sein wird, die kühne Initiative und unerschrockene Unabhängigkeit einer aussergewöhnlichen Intelligenz zu begreifen.

Darauf hat sie die schwersten Kämpfe durchzumachen gehabt, welche ein jugendliches Herz treffen können. Jahrelang hat sie um ihre Liebe, die erste schöne Jugendneigung, mit unverdienten und kränkenden Hindernissen kämpfen müssen. Sie hat dabei eine Kraft der Entsagung und der Treue bewährt, wie sie keine religiöse Vorschrift stärker geben könnte. Endlich, nun sie durchgedrungen ist zum Sieg, bewährt sie die Kraft und Würde einer reinen Individualität als Gattin, als Mutter, als Mitglied einer neuen Familie, einer neuen Heimat und einer ihr bisher fremd gewesenen Nationalität.

Ihre Ehe wurde nicht in der Kirche, nur vor dem Magistrat geschlossen, als ein Akt der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, zu welcher eine neu zu gründende Familie in ein Rechtsverhältniss tritt. Nur die nächsten Angehörigen waren zugegen. Sie selbst hatte,

mit richtiger Empfindung, jede laute Feier, jedes festliche Gepränge abgelehnt. Wenige Stunden nach diesem Abschluss ihres bisherigen Lebens musste sie ja für immer von mir, mit der sie das höchste Band auf Erden, die Liebe einer geistigen Tochter, verband, von der Stätte ihres jugendlichen Lebens, von Geschwistern und Freunden, von dem sicheren, durch treueste Liebe beschirmten Heim, scheiden, um einer, wenn auch von einer Hoffnung erhellten, dennoch ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Wie hätte da ein Fest hingepasst?

Die tiefsten Empfindungen, der heiligste Ernst gaben jenen Stunden eine Weihe, wie der Segen eines gleichgültigen Priesters es nicht vermocht hätte, und gewiss ist es, dass sie ihn nicht vermisst hat.

Und wie sie ohne kirchlichen Segen in die Ehe eintrat, so werden nun auch ihre Kinder ohne Taufe in das Leben eingeführt, als erster Schritt dazu: dass man den Kindern eine Form nicht mehr für Wahrheit geben soll, welcher der allein lebendigmachende Sinn entflohen ist. Sie werden aufwachsen unter der liebenden Obhut vortrefflicher Eltern, an deren Beispiel sie zu jeder Tugend reifen können, und so werden sie schon in die zweite Generation eine, von dogmatischen Formen völlig freie Gesinnung tragen, welche aber nichts entbehrt was die höchste, geistige Würde ausmacht.

Ueberlegt Euch, liebe Fragerinnen, ob so ein Beispiel etwas bedeute!

Für Bräute und Mütter

Bei der Erinnerung an jene stille Trauung kam ich auf eine schon früher gemachte Betrachtung zurück, nämlich: wie verkehrt und unschön überhaupt die laute prunkvolle Feier einer Hochzeit ist. Zunächst vom ästhetischen Standpunkt aus: Der Uebergang von der Jungfrau zur Gattin ist für das Mädchen ein so tief bewegter Augenblick, dass er nur in schöner, von den vertrautesten Lieben umgebener Stille gefeiert werden sollte, aber nicht mit geräuschvollen Festen, wo nur zu oft Scherze und Anspielungen das Gefühl verletzen und, wenn auch das nicht, doch schon die Oeffentlichkeit, das Angaffen und Herzudrängen vieler Menschen, die Empfindung stört. Ist nicht der Brautschleier das Symbol der stillen Zurückgezogenheit, in welcher die ernste Stunde gefeiert werden sollte?

Ferner: ist das Leben nicht überhaupt viel zu ernst, um einen seiner wichtigsten Momente wie ein Gelag mit Essen und Trinken, oder wohl gar Tanzen u. s. w. zu begehen? Die

Stunde, welche über das Schicksal von zwei Menschen entscheidet, welche in ihrem Schoosse ebensowohl das Elend und lebenslange Leiden, als das Glück derselben tragen kann — diese Stunde sollte mit dem heiligen Ernst begangen werden, »der allein das Leben zur Ewigkeit macht«, d. h. der allein ihm Bedeutung und Werth giebt.

Weiter: ist es nicht meist (wenigstens da, wo das Verhältniss das richtige ist) ebensowohl eine Stunde tiefsten Schmerzes wie eine Stunde der Freude für die Eltern, besonders für die der Braut? Ist der laute Jubel nicht ein Misston für die zagenden Herzen, ein Widerspruch der Thränen, welche den Augen entquellen? Wer kann es ermessen, was die Mutter empfindet, wenn sie die geliebte Tochter entlässt in das räthselvolle neue Leben, wenn sie den Gegenstand ihrer heiligsten Sorge fremden Händen übergiebt, wenn sie ihr Kind aus der schützenden Stille der selbstlosesten Liebe hingeben muss in die tausend Conflikte, welche auch selbst der edelsten Neigung drohen können, — wenn sie die, deren Gegenwart ihr höchstes Glück war, in ihrem täglichen Leben missen, sich nicht mehr an dem holden Anblick, an der Entfaltung des zarten Seelenlebens freuen soll? Und das gerade dann, wenn die belohnende Frucht aller Sorge und Arbeit gereift ist, und das Alter, schön verklärt, in liebenden Tochterarmen ruhen könnte?

Was soll in solchen Augenblicken ihrem zerrissenen Herzen ein lautes, lärmendes Fest? Die Blüthe des Hauses, der Spiegel der eigenen Jugend scheidet, und am Abend sinkt sie in dem verlassenen Zimmer auf das jungfräuliche Lager und badet mit heissen Thränen das Kissen, auf welches das süsse Antlitz nie mehr lächelnd sich zum Schlummer neigen, von wo nie mehr das freundliche »Gute Nacht« zu ihr hinüber tönen wird?

Unter allen Opfern, welche die Liebe bringt, ist gewiss das Opfer der Mutter, welche ihre Tochter von sich giebt in die Hände des Gatten, eines der grössten, selbst wenn dieser Letztere allen ihren Wünschen entspricht. Es ist wie wenn der Künstler sein geliebtes Kunstwerk, an dem er mit aller Inbrunst seiner Schöpferkraft gearbeitet hat, im Augenblick wo die Idee dem Marmor entstiegen ist und sein Herz mit der Wonne eines verwirklichten Ideals zu erfüllen beginnt — einem fremden Künstler zur Vollendung überlassen müsste. Mag die Hoffnung noch so fest sein, dass die Saat, die sie gesäet, aufgehn und Frucht bringen wird, wer kann es der Mutter verdenken, wenn sie, zweifelnd und schmerzlich, an jene verhängnissvolle zweite Erziehung denkt, welche die allmächtige Liebe, welche neue Verhältnisse und Einflüsse an dem Kleinod ihres Herzens beginnen? Wie sehr sie auch das selbständige Wesen in der Tochter geehrt und die Erziehung darauf gerichtet hat, dasselbe zu

entwickeln, immer wird es eine unsichere, zagende Empfindung sein, mit der sie, wenn sie überhaupt bei der Erziehung Grundsätze befolgte und Ziele im Auge hatte, an die Weiterentwickelung dieses theuren Lebens denkt.

Und doch, wie viele Mütter machen aus einer Hochzeitsfeier ein Fest des Hochmuths, der Eitelkeit und Frivolität! Wie viele Bräute tragen Kranz und Schleier nur im Gefühl befriedigter Eitelkeit, nur im Gedanken an die staunenden, neidischen oder bewundernden Blicke, die sich daran heften!

Nicht minder frivol als der Schluss des Ehebundes wird der Eintritt eines Menschen in das Leben gefeiert. Dass die Geburt eines Kindes für die Eltern die Erfüllung der Liebe, die Unsterblichkeit derselben ist, dass sie ein freudiges Ereigniss für theilnehmende Verwandte und Freunde wird, ist ja natürlich. Aber ist sie nur das allein? Bei den Indern wurde die Geburt eines Kindes beweint, da ihnen der Eintritt in das Leben ein Unglück schien. Ist denn auch das Dasein ein so grosses Glück? Wer es kennen gelernt hat, wer auf die lange Kette von Schicksalen zurückblickt, die er an sich und Andern erfahren hat, der muss in den schmerzlichen Ausruf der Leonore d'Este einstimmen: »Wer ist denn glücklich?« Die grössere Hälfte der Menschheit kämpft den sorgenvollen Kampf um das Dasein, um die nothdürftigsten Bedingungen der materiellen Existenz und behält gar keine Zeit, nur einmal

nachzudenken über das Leiden. Sie erträgt es fortwährend wie eine Nothwendigkeit und, von der Wiege bis zum Grabe, kehrt die Freude niemals bei ihr ein. Der höher entwickelte Mensch, selbst wenn ihm jene niedrige Sorge um die Frage des Hungers erspart bleibt, leidet deshalb doch nicht nur nicht weniger, nein, er leidet noch mehr, wenn auch anders. Sein ganzes Empfinden ist ein so unendlich gesteigertes, dass auch seine Schmerzempfindung eine grössere und feinere ist, und dass ihm die Schmerzen aus tausend Quellen zufliessen, welche den Armen verschlossen sind. Ihm entspringen sie aus dem Vorzug seiner Stellung selbst. Sein entwickelter Geist bedrängt ihn mit tausend Fragen, die in Jenen ewig schlummern; mit peinigender Ungeduld rüttelt er an den verschlossenen Pforten, hinter denen die Lösung des grossen Lebensräthsels sich verbirgt; qualvoll ringt er mit den Widersprüchen, die sich zwischen seiner Vernunft und der ihn umgebenden Welt finden; seufzend irrt er in der Nacht skeptischer Ungewissheit umher; mit schmerzvoller Entsagung erkennt er sich zuletzt als ein beschränktes Wesen, dessen Einsicht nicht über gewisse Grenzen hinaus geht. Und daneben: wie viel Herzensleiden, wie viel getäuschte Liebe, wie viel zerrissene Bande, wie viel vergebliches Hoffen, wie viel Tod und unersetzlicher Verlust! — Musste doch auch selbst der Bevorzugtesten einer, musste doch selbst Goethe es sagen: dass

er kaum vier Wochen in seinem Leben glücklich gewesen sei!

Und das Geborenwerden zu solch einem Dasein feiert man unbedingt als ein jubelvolles Ereigniss? Armer Mensch, der du ungefragt hineingerufen wirst in das Wirrsal des Lebens, entweder zu der stumpfen Qual des Proletariers, oder zu dem verfeinerten Leiden des Culturmenschen, das erste Aufschlagen deiner Augen zum Licht nach der stillen Nacht, die dich schützend umgab, sollte mit tiefem Mitleid, mit wehmuthsvoller Empfindung wahrgenommen werden, und der erste Gruss deiner Eltern sollte wie ein leises Flüstern von ihren Lippen sein: »Vergieb uns, dass wir dich zum Dasein riefen!«

Dann aber, wenn die Liebe zu dem Neugebornen und mit ihr die Freude an seinem Dasein die Oberhand gewinnen, dann müsste auch zugleich die ungeheure Aufgabe und die ganze Verantwortung der Erziehung vor der Seele der Eltern aufsteigen. Sie müssten es in seiner ganzen Schwere fühlen, was sie diesem Wesen dafür schuldig sind, dass sie ihm »das Leben schenkten«. Gewiss giebt es Eltern, welche das fühlen. Aber wie Wenige genügen in vollem Umfange dieser grossen Pflicht! Abgesehen von den Proletarierkindern, deren Erscheinen im Leben nur die Folge eines blinden Willensaktes ist, ohne jeglichen Hinblick auf Versöhnung und Erlösung durch Einsicht, Geist und Liebe, welche

hingeworfen werden in den Kampf um das Dasein wie die jungen Thiere, als handele es sich nur um die nackte Thatsache des Lebens — abgesehen von diesen, wie wenig ist auch die Erziehung der meisten anderen Menschen das, was sie sein sollte. Diese Erziehung sollte schon im Mutterleibe anfangen. Nicht nur dass die Mutter die äusserste Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen sollte, um auch dem Kinde dies kostbare Gut zu verbürgen, auch ihr geistiges Leben sollte sie so schön, so wohlthuend, so reich wie möglich zu machen suchen; alle schlechten heftigen Erregungen sollte sie von sich fern halten; sie sollte viel Schönes sehen und in einer möglichst erhobenen Stimmung dem Augenblick entgegen gehen, welcher jenes neue Leben aus ihr hervorruft, das sie selbst und zugleich ein Anderes ist. Wie in einem Tempel voll Stille, Frische und Schöne sollte der neue Mensch empfangen werden. Ebenso sollten der Mutter jene Trivialitäten und jene gemeine Nähe fern gehalten werden, welchen sie gewöhnlich anheim gegeben ist in Gestalt der Hebamme, der Wartefrau u. s. w. Diese sind hingegen fast die Einzigen, welche im Zimmer der Wöchnerin gegenwärtig sind. Kann man diese Wesen nun freilich nicht entbehren, so müsste eben dafür gesorgt werden, dass sie auch gebildete Wesen werden. Herz und Sitte müssten bei ihnen wenigstens so verfeinert sein, dass man sich nicht unangenehm durch ihre Gegenwart berührt fühlte.

Besonders die Hebammen müssten medicinische und andere Kenntnisse bis zu ziemlich hohem Grade besitzen, so dass dadurch dem — unerquicklichen Geklatsch und Geschwätz der Wochenstube ein Ende gemacht würde.

Freilich, freilich wäre das wieder eine neue Aufgabe für die Gesellschaft, welche das Geschäft der Natur in die Hand genommen hat, um, aus dem »rohen Material der zufälligen Combinationen«, ein bewusstes Culturleben zu entwickeln. Es wäre eine specielle Aufgabe für die Frauen, welche die Mittel dazu besitzen, solche Institute zu schaffen, in denen Hebammen, Pflegerinnen und Wärterinnen gebildet würden, nicht nur unmittelbar für ihren Beruf, sondern auch ausserdem zu wohlthuenden Sitten und verständiger Einsicht. Wo thäten wahrhaft gebildete Wesen, welche das richtige Benehmen zu finden und ein verständiges Wort zu sagen oder zur rechten Zeit zu schweigen wissen, mehr Noth als an den Betten derer, welche leiden und welchen jede geistige Unterstützung werden sollte, um diese Leiden zu tragen?

Ebenso wichtig wäre natürlich die Erziehung der Personen, welchen die nächste Sorge für das neugeborne Wesen anvertraut wird, der Ammen und Kindermädchen. Wie sehr müsste auch hier von gebildeten, vermögenden Frauen Sorge getragen werden, dass Bildung und verfeinerte Sitte in diese Regionen dringen. Wie viel hängt nicht für ihre Kinder von

diesen unentbehrlichen Begleiterinnen der ersten Kindheit ab! Wenn die Mutter ihr Kind nicht selbst nähren kann, welcher Schmerz muss es für sie sein, dasselbe an der Brust eines rohen, unschönen Wesens zu sehen? Die vornehmen italienischen Frauen haben sehr Recht, indem sie die Ammen meist von da zu bekommen suchen, wo die schönsten Frauen sind, z. B. aus dem Albanergebirge, und die sie dann schön, ja oft kostbar kleiden. Des Kindes erste Blicke sollten auf lichte, reine, schöne Menschen und Gegenstände fallen; seine ersten Eindrücke sollten licht, schön, rein sein. Wer weiss, was das für weitreichende Einflüsse auf die Bildung des Gehirns haben würde? Sollte es aber nicht möglich sein eine diesen Anforderungen entsprechende Amme zu bekommen, so sollte jede Mutter lieber die Last der Auffütterung übernehmen, als das Kind unschönen, wüsten Wesen zur Ernährung überlassen. Und nun gar die Kindermädchen, welchen das schon zur Intelligenz erwachende Kind überlassen wird, was für wichtige Geschöpfe sind sie im Leben der kleinen Menschen? Wie roh, wie ungebildet sind sie aber grösstentheils! Mit welchem Mitleid muss man die armen Kinder ansehen, die auf Spaziergängen und öffentlichen Spielplätzen der Aufsicht solcher rohen Wesen überlassen sind, welche meist ihrem eignen Vergnügen nachgehen, und die Kleinen, wenn diese sie stören, durch schlechtes Zucker-

werk, durch Anschreien, wohl auch durch Schläge oder durch thörichte Vorstellungen, die ihnen Furcht einflössen, zur Ruhe bringen. Nicht nur, dass die Gesundheit der Kinder unter solcher Behandlung tausendfach gefährdet ist, noch viel mehr ist dies der Fall mit der Gesundheit der Seele. Hässliche Neigungen und Gewohnheiten werden entwickelt, welche oft keine spätere Erziehung mehr ganz zu verwischen vermag; Wahngebilde der Furcht werden der kindlichen Phantasie einverleibt, Gespenster, die seine Nerven verstimmen und ihm die glückliche Sorglosigkeit des frühsten Lebensalters rauben. Hält man diese Dinge für unwichtig, so denke man daran, welcher Sorge schon die junge Pflanze bedarf, damit sie gedeihe, und wie sie vor schädlichen Einflüssen behütet werden muss. Um wie viel mehr der Mensch! Will man aber dagegen einwenden, dass die Möglichkeit, so vielen Mängeln abzuhelfen, nach Utopien gehöre, dass das zu kostspielig und unerreichbar sei —, so möge man bedenken, wie viel von Seiten des Staates auf die Institute gewendet wird, in denen man lehrt, den Menschen zu vernichten, d. h. auf die Armee und Alles was dazu gehört; man bedenke ferner, wie viel Geld in der Gesellschaft, besonders von den Frauen, für unnöthigen Luxus, für schale Vergnügungen hingegeben wird und dann frage man sich: sollte der Staat nicht auch genug Mittel haben, um das passende Personal

zu schaffen, welches die erste Jugend seiner künftigen Bürger überwachen und erhalten kann? Sollte die Gesellschaft, sollten besonders die Mütter nicht im Stande sein, ihren eignen und den Kindern der Aermeren unter ihnen die Wohlthat guter, gewissenhafter, gebildeter Kindermädchen zu verschaffen?

Der herrliche Kinderfreund Friedrich Fröbel hat umfassend genug dargethan, wie wichtig die allererste Beeinflussung der Kinder durch Umgebung, Erziehung und Behandlung ist. Möchte es doch keine junge Mutter mehr geben, welche die Ansichten dieses wahren Kenners der kindlichen Natur nicht studirt hätte und, wenigstens in ihren Hauptzügen, bei ihren Kleinen verwendete. Wenn alle Mütter ernstlich wollten, so brauchte bald kein Kind mehr, auch das armer Eltern nicht, die Wohlthat solcher ersten Erziehung zu entbehren.

Behielten es die Menschen, und ganz besonders jetzt die Frauen, nur unablässig im Auge, dass sie eine Culturaufgabe haben, dass sie ihr Dasein über das ziellose Dasein des Thieres erheben müssen. Ich wiederhole, was ich schon früher sagte: die Menschheit hat eine Schöpfung zu vollbringen. Sie hat über der unbewussten Vereinigung der materiellen Atome eine bewusste Vereinigung der geistigen Atome zu vollziehen, welche im Lauf der Jahrtausende ihr von grossen Geistern als Gedankenvermächtniss geschenkt sind. Reden

wir zunächst nicht von dem: wozu? fassen wir nur die Aufgabe in das Auge, und zwar immer insbesondere die der Frauen. Waren diese bisher zum grössten Theil nur unbewusste Mitarbeiterinnen an dem Bau, welchen die Menschheit aufführt, so müssen sie sich nun ihrer Aufgabe bewusst werden und vollkommen klar darüber, was ihnen zu thun obliegt, Hand an das Werk legen.

Worauf kommt es denn, im Allgemeinen, an?

Die Menschheit aus den rohen Naturzuständen, von der ungezügelten Herrschaft wilder Triebe, von der blossen Genusssucht des materiellen Daseins zu befreien; das Leben nach und nach zu der Schönheit eines von geistigen und sittlichen Motiven beherrschten Zustandes zu erheben; es zu einem Kunstwerke der höchsten Art umzuschaffen. Denn die Kunst ist ja der Vorzug des schöpferischen Menschengeistes gegenüber dem bewusstlosen Bilden der Natur.

Die Frau in der Gesellschaft

Welches ist nun insbesondere die Aufgabe der Frauen als bewusster Mitarbeiterinnen an diesem Werke?

Zunächst einmal die: aus sich selbst so viel zu machen, als es in der Möglichkeit ihrer Natur liegt. Wie ich schon früher sagte: thäte ein jeder Mensch dies, so wäre der Menschheit geholfen. Bisher haben die Männer wenigstens von Kindheit auf die Möglichkeit dazu in Händen gehabt, da sie als sich selbst angehörige und ihren Lebenszweck in sich selbst tragende Wesen erzogen wurden. Die Mädchen hingegen wurden von früh auf eigentlich nur als um eines Anderen willen daseiend betrachtet. Liebende sowohl, wie eitle und egoistische Mütter hatten nur den einen Zweck: die Töchter gut zu verheirathen. Den jungen Mädchen wurde von früh auf vorgestellt, dass dies das Ziel ihres Lebens sei; die ganze Erziehung war nur Vorbereitung dafür. Wie weh that es mir oft, wenn ich schon mit kleinen Mädchen darüber scherzen hörte; wenn sie bereits ihren kleinen Bräutigam hatten und

Mann und Frau spielten. Wie tadelte ich die Mütter, die sich an diesem vorzeitigen Spiel weideten und die Kinder selbst auf den Gedanken brachten! Immer blieb bei der Erziehung der Mädchen die Ehe der vorherrschende Gesichtspunkt und wenn in den unteren Ständen blos die allergewöhnlichste Befähigung zur Hausfrau, so wurde in den oberen jene Scheinbildung erstrebt, welche in den Salons zu glänzen und gute Partien zu sichern verstand. Längst ist unter den Frauen ein ernsteres Streben erwacht, längst hat ein grosser Theil von ihnen gefühlt, dass Anderes Noth thut. Ich habe den Anfang jener Bewegung und, — mit immer steigender Freude, ihr rasches Fortschreiten gesehen. Aber doch ist noch unendlich viel zu thun, doch fehlt es noch bei der grösseren Hälfte der Frauen an dem rechten Ernst und der rechten Einsicht. Der nächste, wichtigste Schritt bleibt natürlich: eine tiefer gehende, gründlichere Bildung. Es handelt sich nicht um die Aneignung von Flittertalenten, nicht um das geläufige Plappern moderner Sprachen, nicht um die Schlagfertigkeit der Rede und die Gewandtheit mit gut angebrachten Citaten oder einem zur Schau getragenen Enthusiasmus die Männer zu täuschen und glauben zu machen, man wisse gründlich etwas, man interessire sich in der That für ernste Dinge. Hat man Gelegenheit zu erfahren, wie wenig selbst die besten Männer die Frauen achten,

weil sie dieselben immer wieder auf jenem Halbwissen, auf jenem eitlen Hervorkehren von Eigenschaften, die nur Flitterstaat, nicht ächter Schmuck des Geistes und Herzens sind, ertappen, weil sie in ihnen nichts finden als die Haushälterin oder die oberste Sclavin, bei welcher keine geistige Saite erklingt und mit welcher das Zusammensein allmählich zur tödtlichen Langenweile wird —, dann fühlt man immer wieder wie viel noch Noth thut und wie eine wahre Revolution mit den weitgreifendsten Folgen hier stattfinden muss. Allgemeine, wahre Bildung ist also stets das erste, wichtigste Erforderniss, aber neben ihr auch eine Spezialität, durch welche die ökonomische Unabhängigkeit der Frau gesichert wird, in welchem Stand sie auch geboren sei. Ein schönes Beispiel hat kürzlich in Paris ein Fräulein von R—d gegeben, welche trotz ihres ungeheuren Reichthums den Lehrerinnen-Cursus durchgemacht und ihr Examen bestanden hat. Wenn dies erst einmal allgemein wird, wenn jedes Mädchen zunächst ihrer eigenen Ausbildung, als ihrem höchsten Zweck, nachgeht und sich im Besitz einer speziellen Fähigkeit weiss, deren Ausübung ihr eine unabhängige Existenz verbürgt (auch für die Reichen sollte dies ein Princip der Selbstachtung sein), dann wird das ausschliessliche Ausblicken nach einer Heirath, bei Müttern sowohl wie bei Mädchen, in den Hintergrund treten. Das richtige Selbstgefühl wird die

Stelle der Eitelkeit und des Scheinwerths, die Achtung vor der eignen Würde die Stelle der sclavischen Unterwürfigkeit vor dem Manne einnehmen. Im Bewusstsein, dass sie, als dem Manne gleichberechtigte Wesen, die gleiche Culturaufgabe mit ihm haben, werden die Frauen, indem sie sich selbst achten, auch dem Manne wahre Achtung einflössen. Eine Menge der widrigsten, einer rohen Stufe gesellschaftlicher Sitte angehöriger Dinge werden damit verschwinden. So u. A. die faden, oft unverschämten Schmeicheleien, welche Männer sich für berechtigt halten jungen Mädchen in das Gesicht sagen zu dürfen; ferner: die Unmöglichkeit, dass junge Mädchen allein über die Strasse gehen, ohne Beleidigungen ausgesetzt zu sein. In einigen Ländern, wie in Frankreich und Italien, geht dies so weit, dass die Frucht der Rohheit zur Feinheit der Sitte erhoben ist. Sogar bis zur Arbeiterin herab gilt es für anständiger, wenn ein junges Mädchen sich begleiten lässt, wäre es auch von einem Kinde, als wenn sie allein, auf ihre eigne Würde und Haltung vertrauend, über die Strasse geht. Allerdings hat sie jetzt, besonders in den oben genannten Ländern, die Rohheit der Männer zu fürchten. In Rom hatte ich eine arme Lehrerin, bei der ich aus Mitleid Sprachstunden nahm. Sie war jung und hatte ein angenehmes, sanftes Gesicht. Ihre Mutter siechte an einer tödtlichen Krankheit dahin; ihr alter Vater musste zu Haus

bleiben, die Kranke zu pflegen; die Tochter musste von Stunde zu Stunde, oft weite Wege, gehen, um das Geld für das knappe tägliche Brod und die Pflege der Kranken zu verdienen. Woher nun immer Begleitung nehmen? Sie klagte mir einmal bitter ihre Noth. Ich ermuthigte sie allein zu gehen, sagte ihr, dass dies in Deutschland und noch mehr in England, wo die Frauen es schon besser verständen den Männern Achtung einzuflössen, ganz gewöhnlich sei, und dass die Frauen in Italien doch endlich auch anfangen müssten. Sie fasste Muth und dankte mir nach einiger Zeit herzlich, »denn,« sagte sie, »ich gehe ernsthaft vor mich hin und denke an meine armen Eltern und da sehen die Leute, dass ich kein leichtfertiges Mädchen bin und lassen mich in Ruhe.«

Das beste Mittel gegen das: Etwas scheinen wollen, ist: Etwas zu sein. Je mehr die Frauen wirklich etwas sind, d. h. gebildete, auf sich selbst ruhende Wesen, je mehr werden sie den blossen Schein der Bildung verschmähen und ruhig ihren Zielen nachgehen, ohne an das Gefallenwollen und Eroberungen zu denken.

Kommt dann die wahre Liebe und führt dem denkenden, verständig prüfenden, in sich sichern Mädchen den Mann entgegen, welcher ihm geeignet scheint, der Freund und Gefährte seines Lebens zu werden, dann wird es sein wie der Sonnenaufgang, der einen schönen,

heitern Tag verspricht. Zunächst ist schon deshalb durch die veränderte Erziehung der Frauen mehr Glück zu hoffen, als jetzt in der Mehrzahl der Ehen gefunden wird, weil das reine, ernst und stolz erzogene Mädchen mit natürlichem Widerwillen vor dem Manne zurückschrecken wird, dessen Vergangenheit ihr nicht, wie die eigne, schuldlos und rein erscheint.

Sie wird den Stempel edlen Wesens im Mann anzuerkennen wissen und, wenn sie Verirrungen der Jugend vergeben wird, so wird sie doch unerbittlich die Nähe des durch unwürdige Ausschweifungen befleckten Lebens von sich weisen. Damit wird der furchtbaren Rohheit der gesellschaftlichen Ansichten ein Ende gemacht werden, dass dem Manne so ziemlich Alles zu vergeben sei, während man das Weib für jeden Fehltritt steinigen müsse, und dass ein Mann es ohne Weiteres wagen dürfe, einem jungen, reinen Mädchen mit seiner wüsten Vergangenheit zu nahen. Auch werden die Mütter, welche ihre Töchter zu selbstständigen, ökonomisch unabhängigen Wesen erzogen haben, und deren einzige Sorge es daher nicht mehr sein wird »gute Partien« oder »eine Versorgung« für sie zu suchen, die Töchter sorgfältiger in ihrer Wahl zu leiten und auf jede Weise dem frommen Irrthum mancher jungen Mädchen, als könnten sie durch eine reine Liebe den Wüstling bessern, zu steuern suchen..

Und sollte das nicht auch auf die Männer zum Besseren zurückwirken? Ganz gewiss. Manche, selbst der Besten unter ihnen, werden durch die Beobachtung der Mehrzahl der jetzigen Frauen zur Geringschätzung, ja auch wohl gelegentlich zur Beleidigung derselben verleitet. Entweder schrecken sie zurück vor dem Gedanken der Ehe mit einer Frau, deren oberflächliches Wesen ihnen bald eine drückende Fessel scheinen würde, oder sie schliessen die Ehe von vornherein mit der Ueberzeugung, nur eine oberste Sclavin zu erwerben, welche nach Aussen hin mit etwas mehr Anstand behandelt wird, als es mit Sclavinnen der Fall zu sein pflegt. Hat aber der Mann einmal die Wohlthat erkennen gelernt, mit einer edlen, gebildeten Frau zu leben, seine Interessen mit ihr zu theilen, sie als Freundin und Ratherin zur Seite zu haben, mit ihr an der Culturaufgabe der Menschheit zu arbeiten und so erst, mit doppelter Kraft, als der vollendete Mensch im Leben dazustehen — wie viel schöner wird ihn das dünken als früher die Vereinzelung! Wie wird er nun achten, ehren, wahrhaft lieben, was er früher gering schätzte oder nur duldete! Wie wird es ihm seine Häuslichkeit lieb machen, über welcher ein edles Weib sorgend wacht, ohne die gewöhnlichen Angelegenheiten des häuslichen Lebens zum wichtigsten Gegenstand des Denkens und Gespräches zu machen, welches doch jetzo die sogenannte »gute Hausfrau« charakterisirt.

Wie viel sorgenfreier und sicherer wird er seinen Pflichten als Staatsbürger nachkommen, da, im Fall er dadurch der Familie entzogen wird, die verständige, erfahrene Mutter der Sorge für dieselbe vollständig gewachsen ist, ja, im Nothfall für deren Existenz sorgen kann und ihn nicht mehr mit kleinlichen Klagen zurückhalten wird, wenn das Vaterland, wenn die Menschheit seiner bedürfen. Sie wird die Erste sein ihm zu sagen: »geh' hin, thu' deine Pflicht«. Wie ruhig endlich wird der Vater die Kinder in den Händen der Edlen wissen, welche ihnen nicht nur leibliche, sondern auch geistige Mutter ist und mit der höchsten Liebe auch die Einsicht verbindet, um die jungen Menschen zum Leben vorzubereiten.

Es versteht sich von selbst, das der inneren Umwälzung des Wesens und der Verhältnisse der Frauen auch die Veränderungen in ihrer bürgerlichen Stellung entsprechen müssen. Die Frau muss vor dem Gesetz vollständig gleich berechtigt sein mit dem Mann; sie muss die unabhängige Verwalterin ihres Vermögens, sie muss als Zeugin vor Gericht gültig sein, kurz sie muss aller jener Rechte geniessen, deren der Mann vor dem Gesetz geniesst. Wie sollte der Staat die, welche ihm seine Bürger schenkt, von welcher daher im eigentlichsten Sinne sein Dasein abhängt, nicht dem Manne gleich achten und ehren? Dass dies noch nicht geschieht, ist ein schlimmes Zeugniss davon, wie roh und unvollkommen unsere

ganze bürgerliche und staatliche Existenz ist, in welcher noch nicht einmal die Mutter als Staatsbürgerin im vollsten Sinn, d. h. also auch als im Besitz aller bürgerlichen Rechte betrachtet wird. Einer meiner socialistischen Freunde von früher ging sogar, zu einer Zeit, als diese Ansichten unter den Männern noch sehr verpönt waren, so weit, zu behaupten: die Mütter müssten geradezu als Functionärinnen des Staates angesehen werden, und der Staat habe die Verpflichtung, für sie auf das Ausreichendste zu sorgen, sobald die Verhältnisse ihnen ein hinreichendes Auskommen versagten. Man könne von Denen, welche dem Staate Bürger geliefert, nicht noch andere Leistung, z. B. für den Unterhalt der Familie zu sorgen, verlangen. In jedem Falle aber muss eine vernünftig organisirte Gesellschaft jene schmachvollen Gesetze aufheben, welche noch heut zu Tage bestehen: dass der Mann absoluter Herr ist über die Frau wie über eine Sclavin, dass er sie mit Hülfe des Gesetzes zwingen kann, zu ihrer »ehelichen Pflicht« zurückzukehren, von der sie vielleicht aus tief empörtem, weiblichem Gefühl geschieden ist, dass er Herr ihres ganzen Vermögens ist (wenn nicht ein besonderer Ehekontrakt sie schützt), ja ihr sogar das nach der Trennung von ihr erworbene Geld nehmen kann (wie in England), dass sie bis zum spätesten Alter eines Vormundes bedarf, welcher ihr Vermögen verwaltet und ohne dessen Einwilligung sie

über nichts verfügen kann (wie theilweise in der Schweiz), dass sie nicht als Zeugin zugelassen wird, als ob sie weder eines Urtheils, noch einer wahrhaftigen Aussage fähig wäre, gleich Blödsinnigen und Unmündigen, wie es im Gesetz heisst; dass es ein ihr verschlossenes Gebiet ist, an den administrativen Angelegenheiten ihres Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen, gerade als ob die Gesetze, von denen ihre eigne und ihrer Kinder Existenz abhängt, sie nicht auf das Tiefste angingen, als ob sie nicht selbst auf das Beste zu sagen wüsste, was den Frauen Noth thut, was ihnen gut und nützlich ist, was ihr Dasein zu einem wahrhaft edlen erheben kann; endlich dass sie ausgeschlossen ist von den Quellen der Bildung, welche dem Manne zu Gebote stehen, und dass man es für unweiblich hält, Mädchen auf den Bänken der Universitäten sitzen und nach derselben wissenschaftlichen Bildung streben zu sehen, welche den jungen Männern dort geboten wird, während man ihnen das Lesen verderblicher Romane, das Sehen seichter, frivoler, ja unmoralischer Theaterstücke unbedenklich gestattet.

Das Verzeichniss von den Rechten civilisirter Menschen, welche den Frauen noch untersagt oder versagt sind, wäre noch lang, aber, zum Glück, ist ja das Bewusstsein der Frauen erwacht und sie haben kräftig angefangen den Kampf für ihre Rechte zu kämpfen; eine neue Art von Amazonen, welche nicht mit den

Männern auf dem Schlachtfeld um den traurigen Preis des blutbefleckten Lorbeers ringen, sondern, Jenen ebenbürtig, Mitarbeiterinnen am Culturbau der Menschheit sein wollen. Wie Calderon seine Antiope so herrlich sagen lässt:

»Nein, wenn wir frei, in sichrer Kraft Gefühle,
»Der Männer rohe Herrschaft längst verlachten,
»So üben wir auch ihre Waffenspiele,
»Zu zeigen, wie wir leicht den Tod verachten;
»Nicht dass die Hand im Morde grausam wühle.«

Und wie sie nachher zur Königin sagt:

»Das Recht zu schirmen, nicht es abzuzwingen,
»Bist du erwählt zu unsrer Königin.
»Darf dir, wie einem Mann, Willkür gelingen,
»Wo haben wir der Freiheit noch Gewinn?«

Ja, der Willkür zu steuern, welche bisher den Frauen so vieles versagt und so enge Grenzen gesteckt hat, und die Freiheit der Entwickelung zu erringen, welche jedem menschlichen Wesen als sein Recht zukommt, das ist das unblutige Ziel unseres Kampfes. Ach, es ist sonderbar, dass die Menschheit immer erst auf so weiten Umwegen zu den einfachsten, natürlichsten Dingen wieder zurückkehrt, oder überhaupt dazu gelangt. Es gab schon Zeiten, wo die Frauen, besonders die Mütter, im Besitz aller Rechte der damaligen Culturstufe waren.

In Lydien schloss die Gynaikokratie *) sogar das Recht des Weibes in sich, ihren Mann

*) »Das Mutterrecht«, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Von J. J. Backofen.

selbst zu wählen. Sie warb um ihn, nicht er um sie; sie gab sich selbst zur Ehe und schloss den Vertrag. Sie wurde weder von dem Vater noch von den Agnaten dem Manne gegeben. Consequent schloss dies auch das Vermögensrecht ein; nach dem Mutterrecht erbte nur die Tochter das Vermögen, während der männliche Sprosse davon ausgeschlossen blieb. Die Frau hatte also eine Mitgift ohne Zuthun des Vaters oder der Brüder, und dadurch wurde sie in den Stand gesetzt, unabhängig von ihnen, ganz selbstständig, eine Ehe abzuschliessen. Weil die Lydierinnen eigenes Vermögen besassen, wählten sie den Mann und gaben sich selbst zur Ehe. Dasselbe meldet Plautus von den tuskischen Frauen *).

In Salerno blühte im 11. Jahrhundert die erste grosse medicinische Universität. An ihr gab es berühmte weibliche Aerzte und Professoren und viele Studentinnen. Was jetzt mit ungeheuren Kämpfen, mit dem thörichtsten Widerstande selbst gelehrter Männer errungen werden muss, das war damals eine natürliche, einfache Sache und geschah mit Ehren und hohem Ruhme.

In Bologna, zur Zeit, als die dortige Universität noch eine der ersten in Europa

*) Auf primitiven Stufen scheint die Blutsverwandtschaft ausschliesslich nach den Frauen bestimmt worden zu sein. S. Post: »Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe und der Ursprung des Rechts.

war, lehrten daselbst mehrere bedeutende Frauen, und Niemand dachte daran, ihnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder ihr Thun zu bekritteln und als unweiblich zu schelten.

Welche Kämpfe hat es jetzt gekostet, den Frauen den Zutritt zu den Universitäten zu eröffnen, und wie vereinzelt ist dies nur erst geschehen! Die jungen Culturländer, wie Amerika und Australien, mussten mit gutem Beispiel vorangehen, bis der alte Continent sich entschloss, sich zögernd an das »bedenkliche« Problem zu wagen. Aber welchen Widerstand erfuhren die muthigen Vorkämpferinnen! Wie oft, demüthigend abgewiesen, mussten sie wiederkommen, ehe man ihnen einen beschränkten Zutritt gewährte! Gelehrte Männer verschmähten es nicht, Streitschriften gegen die Kühnheit der Frauen, sich den Wissenschaften widmen zu wollen, zu schreiben. Sie stellten besorgte Zweifel darüber auf, ob das Gehirn der Frau dazu von der Natur befähigt sei, ob ihre Gesundheit nicht darunter leiden werde u. s. w., und meinten schliesslich: dass die Moral, die »Weiblichkeit« sicher darunter leiden würde.

Warum, frage ich, fiel es diesen besorgten Männern nie ein darüber nachzudenken, was wohl in den bestehenden Verhältnissen, in den modernen Culturstaaten, alles zum Schaden der »Weiblichkeit« und der Moral vorhanden sei?

Um mit den Ungeheuerlichkeiten anzufangen: warum lehnen sich die Männer nicht auf gegen die Prostitution, da es doch nur von ihnen abhängt, von der Sorge um ihre eigne Moralität, um derselben ein für allemal ein Ende zu machen? Warum erlauben sie, die den Staat einrichten, dass Bordelle existiren dürfen, ja warum beziehen sie eine Steuer für das schmählichste Gewerbe, welches auf Erden betrieben wird?

Ferner: warum verbieten sie nicht nur nicht, sondern begünstigen und cultiviren obscöne Literatur, unmoralische Theaterstücke, gemeine Possen, vor Allem das Ballet, welches nur auf den rohesten Sinnenkitzel berechnet ist? Und warum hüten sie nicht wenigstens ihre Frauen und Töchter vor solchen Genüssen, bei denen wahrlich die Moralität auf sehr schlüpfrigem Boden steht?

Weiter: warum erlauben sie ihren Schwestern und Töchtern in der Kleidung, welche die Mode vorschreibt und welche nicht geeignet ist, die Sittsamkeit junger Mädchen zu erhöhen, auf Bällen und in Gesellschaften in unschönen Tänzen in den Armen fremder Männer umher zu rasen? Nicht nur, dass die Gesundheit bei diesen Gelegenheiten auf das Spiel gesetzt wird, wie viel mehr noch die Reinheit der Empfindung und der Phantasie, welche in dem Leben des Müssiggangs der meisten jungen Mädchen, nach solchen Festen, thörichte Träume spinnen und fast immer von da jene

Eindrücke mitnehmen, welche den Liebesroman beginnen, der nur zu oft das Unglück des ganzen künftigen Lebens herbeiführt.

Wie viel liesse sich noch anführen; aber das Angeführte genügt, um zu fragen: Gegenüber diesem ungeheuren Rahmen des moralischen Elends und der moralischen Gefahren, welchen unsere heutige Frauenwelt ausgesetzt ist, sollte es Bedenken erregen, wenn Mädchen den ernsten Trieb fühlen, ihrem Leben einen höheren Inhalt zu verleihen und sich dem Studium der Wissenschaften hinzugeben? Sollte die Gesundheit mehr leiden von stiller Arbeit, die auf ein edles Ziel gerichtet ist, als, wie schon gesagt, von rasenden Tänzen, von müssigen Träumereien, von schlechter Lektüre, von der Langenweile einer zwecklosen Existenz, wie es die der meisten jungen Mädchen ist? Sollte es gefährlicher für die Moralität sein, mit jungen Männern auf den Bänken der Universität zusammen zu sitzen und gemeinschaftlich einen ernsten wissenschaftlichen Vortrag anzuhören, als mit ihnen auf Bällen und in Gesellschaften seichte Gespräche zu führen, zu tanzen und zu coquettiren?

Die Erfahrung hat bereits auf diese Bedenken geantwortet. Langjährige praktische Versuche in Amerika haben nach jeder Seite hin zu Gunsten der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entschieden. Sie haben festgestellt: dass nichts der Gesundheit der Jungfrau so förderlich ist, als: »die

Eröffnung jeder möglichen Aussicht auf geistige Entwickelung«, ferner: »dass die heilsamsten Folgen in moralischer Beziehung aus der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entspringen, indem der Eifer im Studium sich erhöht, die Mädchen nichts an Zartheit und Bescheidenheit verlieren und die Manieren und Sitten der jungen Männer sich aus Rohheit und Gemeinheit in das Gegentheil umwandeln«.

Ist es denn nicht wirklich so klar und einleuchtend, um keines Beweises mehr zu bedürfen, dass ein Zusammensein auf Grund eines gemeinsamen ernsten Zweckes, weniger Gefahren bietet als das für die Phantasie so verführerische Zusammensein in Gesellschafts- und Ballsälen, wo ohnehin das Leben eine Art von Schminke trägt und das echte Wesen selten sichtbar wird. Es ist ja die Natur des Intellekts, in ruhige, klare, heitere Regionen zu führen, wo die Gefühlsaffektionen schweigen und die Täuschungen der Phantasie nicht so leicht möglich sind. Sollte es nicht gerade ein vorzügliches Mittel sein die Reinheit des Herzens zu erhalten und die der Sitten zu fördern, wenn junge Leute beiderlei Geschlechts es endlich lernten ruhig und ernst, wie gute Kameraden, mit einander zu verkehren, die Freude am Lernen und Wissen zu theilen, ohne gleich in die absurden kleinen Intriguen, Liebeshändel, coquetten Manöver und faden Schmeicheleien zu verfallen, welche den

heutigen Umgang junger Leute nur zu sehr charakterisiren? Es müsste nur der Anfang gemacht werden; die Gewohnheit würde bald den vielleicht gefährlichen Reiz der Neuheit wegnehmen und die guten Resultate zeigen. Fände sich dann auch hie und da ein junger Mann, welchen die Nähe der weiblichen Studenten störte und zerstreute, giebt es denn etwa jetzt keine, die unaufmerksam auf den Lehrbänken sitzen? Oder vergässe ein leichtsinniges Mädchen über den Mitschülern die Wissenschaft, giebt es denn in unserer heutigen Gesellschaft keine Mittel und Wege für den Leichtsinn, sich Befriedigung zu verschaffen und das »bessere Theil« darüber zu vergessen? Ist es etwa unerhört, dass selbst in der Kirche Gefallsucht und Leichtfertigkeit ihre Netze auswerfen? Wenn aber dem ernsten Boden des Studiums, auf welchem junge Leute sich träfen, die Blüthe einer Neigung entkeimte, sollte man nicht von vornherein annehmen dürfen, dass ein solcher Bund, am Altar des Wissens, in klarer Beobachtung aller ernsten Seiten des Wesens geschlossen, mehr Garantien des Glücks böte, als die meisten auf so lockerem Grund erwachsenen Neigungen?

Wenn ein grösserer geistiger Inhalt die Jugend der Mädchen erfüllte, würde auch gewiss dem allzu frühen Heirathen vorgebeugt, welches so oft die Quelle namenlosen Unglücks ist. Wie kann ein Wesen, welches selbst kaum der Kindheit entwachsen ist,

dessen Charakter, dessen Neigungen und Bestrebungen noch keine dauernde Richtung genommen haben, geeignet sein zur Uebernahme so ernster Pflichten wie die einer Gattin und Mutter? Entweder ist sie ein weicher Teig, der in den Händen der Männer die Form annimmt, welche dieser ihm geben will. Dann wird sie, im besten Fall, wenn der Mann ein edler Bildner ist, sein Geschöpf. Das kann oft gut ausfallen; in den meisten Fällen aber wird es nur mehr oder minder verstecktes Sclaventhum werden. Oder die Frau erwacht zum Bewusstsein ihrer eigentlichen Natur und findet nur, dass diese himmelweit verschieden ist von der Annahme, mit der sie in die Ehe ging, dass zwischen ihr und ihrem Manne eine Kluft liegt, die nicht auszufüllen ist, dass sie entweder ihrer Pflicht untreu oder elend sein muss. Dann kommen die zerstörten Leben, die Leiden und Qualen und all das Familienelend, welches sie im Gefolge haben.

Ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren aber kann bei einer in ernstem, reinem Streben verbrachten Jugend ihren Charakter entwickelt, ihre Lebensanschauung gebildet, ihre dauernden Bedürfnisse kennen gelernt haben. Wenn sie sich dann zur Ehe entschliesst, so kann man mit einiger Sicherheit hoffen, dass sie die rechte Wahl getroffen haben wird. Ist doch auch dies nur wieder dasselbe, was dem jungen Mann gewährt

wird, welcher doch nur in seltnen Ausnahmen, und dann gewöhnlich zum Unglück, vor jenem Lebensalter eine Wahl trifft.

Viele werden lachen und sagen: dass es nicht der Mühe werth sei für das kurze Leben so grosse Anstalten zu machen, Alles so sorgfältig zu wiegen und zu bedenken und der Freude und dem Genuss fast die Thüre zu verschliessen.

Ja lieben Leute, wenn es Euch nicht ernst ist um das Leben, wenn Ihr es nicht als eine Culturaufgabe anseht, wenn Ihr Eurer Ewigkeit so gewiss seid, dass Ihr das hier Versäumte im Jenseits wieder gut machen könnt — nun wohl, dann haben wir nichts mit einander zu thun. Geniesst in ungestörtem Zusammenhang mit Eurer animalischen Abstammung den flüchtigen Sinnenrausch des Daseins. Wenn die letzte Stunde naht, wenn Euch plötzlich ein ungeheurer Schreck überfällt vor der hohlen Larve, in die sich all der so heiss erstrebte Genuss verwandelt hat, wenn ein ängstigender Zweifel Euch überkommt, ob es sich auch so verhalte, dass jenseits der dunklen Schwelle Zeit zum rechten Ernste sei — dann ruft nur Eure Priester; sie werden Euch die Eingangskarten in das Jenseits liefern und dem Volke bei Eurer Beerdigung Zuckerwerk hinstreuen, damit es für Eure Seelen Paternoster bete, wie es in Süd-Italien geschieht.

Ihr Andern aber, die Ihr Euch weit genug

von den Affen-Urvätern fühlt, um ein bewusstes Leben der Intelligenz und Güte zu führen, lasst Euch nicht bange sein, dass das Leben zu ernst, zu traurig werde. Weise Arbeit macht zunächst niemals traurig, sondern heiter; besonders wenn sie einen beglückenden Zweck hat und der Erfolg sie lohnt. Wie aber sollte es ausserdem traurig sein das Leben mit den höchsten würdigsten Interessen zu füllen, die allein ihm erst Werth und Bedeutung verleihen? Wie sollte es traurig sein, wenn Wissenschaft und Kunst ihr herrliches Licht um uns verbreiten, wenn die thätige Liebe uns treibt, die Thränen des Kummers zu trocknen, die Leiden Anderer zu mildern, das Lächeln des Trostes und der Freude hervorzurufen? In der unendlichen Fülle, welche das Leben den »thätig es Preisenden« bietet, wo bliebe der Raum für Langeweile, für Ueberdruss, für allzu düstern Ernst?

Das Bedürfniss einer Philosophie

Etwas Anderes ist die Trauer, welche aus der Beschaffenheit des Daseins selbst entspringt; dieses Daseins, welches nur zu oft dem Adler die Flügel bindet, dass er nicht zur Sonne aufsteigen kann, welches gigantische Wünsche in Pygmäenformen bannt und dem idealsten, dem uneigennützigsten Streben die Beschränkung des Endlichen, der Dummheit, der Ideallosigkeit entgegen setzt; welches die Sehnsucht nach Glück nie erfüllt, der Liebe den Schmerz der Trennung, des Todes bereitet und für den fragenden Geist immer ein letztes grosses Räthsel übrig lässt. Ja, die Trauer ist heilig; sie ist das Vorrecht schöner Seelen, die sie in der Abendstille besucht, wie ein geheimnissvoller Wanderer aus einer andern Welt, aus der Welt der Ahnung, der wunderbaren Tiefe, in welcher Musik und Poesie ihre Quelle haben. Diese Welt wird von den Materialisten geleugnet, von den Weltkindern nicht gekannt, von den Ueberklugen verspottet, von den Orthodoxen für ein Missverständniss

erklärt. Aber die hohen, die wahrhaften Dichter kennen sie, und die reinen Herzen und die stillen Weisen kennen sie auch. Aus ihr reicht die Hand der Wahrheit dem Genius »den Schleier der Dichtung«. Aus ihr empfangen die reinen Herzen die Gewissheit, dass alles Vergängliche nur ein Gleichniss ist. Aus ihr verstehen die stillen Weisen, dass wir in der sogenannten »wirklichen Welt« nur das Abbild des Wesens der Dinge im Spiegel haben und dass erst, wenn dieser Spiegel durch den Tod umgekehrt wird und das Abbild in's Nichts verschwindet, das wahre Wesen sich erkennen und von dem Trugbild, welches wir für wirklich hielten, nichts mehr wissen wollen wird. Hierzu gehörig sagt der grösste Denker der Neuzeit:

»Je deutlicher sich einer der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beschaffenheit aller Dinge bewusst wird, desto deutlicher wird er sich auch der Ewigkeit seines eigenen inneren Wesens bewusst; weil doch eigentlich nur im Gegensatz zu diesem, jene Beschaffenheit der Dinge erkannt wird; wie man den raschen Lauf seines Schiffs nur nach dem festen Ufer sehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff selbst sieht«.

Freilich kann man nur negativ wissen, was unser eigentliches Wesen ist; sicher nicht die vergängliche Erscheinung mit allem, was zu ihr gehört, also auch dem kühnen Intellekt, der sich vermisst den Sternen ihre Bahnen

nachzurechnen. Auch er gehört zu dem Vergänglichen der Individuation jenes ewigen Wesens, welches wir nur ahnend erfassen und welches eben das ist was in uns trauert, wenn es den leidenvollen eng begrenzten Durchgangsprozess, durch welchen das in die Erscheinung Gebannte hindurch muss, bedenkt.

Was dieses eigentliche Wesen, »das Ding an sich«, sei?

Auch hierauf sei es mir erlaubt, die Worte jenes Denkers anzuführen: »Diese Frage ist nie zu beantworten, weil das Erkanntwerden selbst schon dem ansichsein widerspricht, und jedes Erkannte schon als solches nur Erscheinung ist. Aber die Möglichkeit dieser Frage zeigt an, dass das Ding an sich, welches wir am unmittelbarsten im Willen erkennen, ganz ausserhalb aller möglichen Erscheinung Bestimmungen, Eigenschaften, Daseinsweisen haben mag, welche für uns schlechthin unerkennbar und unfasslich sind und welche eben dann als das Wesen des Dings an sich übrig bleiben, wenn sich dieses als Wille frei aufgehoben hat, daher ganz aus der Erscheinung heraus getreten und für unsere Erkenntniss, d. h. hinsichtlich der Welt der Erscheinungen, in's leere Nichts übergegangen ist. Wäre der Wille das Ding an sich, schlechthin und absolut, so wäre auch dieses Nichts ein absolutes; statt dass es sich eben dort uns ausdrücklich nur als ein relatives erweist«.

Warum aber dieser geheimnissvolle Vor-

gang der Individuation stattfindet, warum das ewig Freie sich selbst bindet und sich einen engen Kerker statt der Unendlichkeit wählt? Wer vermöchte es zu sagen! Die christliche Religion hat es in einem dunklen, aber schönen Bilde zu erklären versucht: von Ewigkeit her war es bestimmt, dass das schaffende Wesen sich selbst gegenständlich werde, als Vater im Sohn, und dass diese Individuation des Urwesens hinaus müsse in die Erscheinungswelt, um deren Weh, Leid und Tod durchzumachen und die Erlösung von der Schuld des Daseins zu vollbringen, indem sie dieses Dasein selbst verneinte. In allen Religionen finden sich ähnliche Vorstellungen, da dem suchenden Menschengeist die Wahrheit zunächst im Gewand der Mythe aufgeht, und er sie nie auf einmal, als Offenbarung, empfängt. Eine einmalige übernatürliche Offenbarung wäre die absolute Wahrheit; aber das ganze bisherige Leben der Menschheit zeigt nur ein beständiges Wandeln, Weiterschreiten, Untergehn und Entstehen, aber nirgends ein absolut feststehendes. Jede Religion schien ihren Gläubigen absolute Wahrheit, so lange sie lebensfähig war. Wie viele Religionen aber sind schon versunken, um nie wieder zu erstehen und werden jetzt nur von den Menschen als ein frommer, oder wohl gar als ein unbegreiflicher und schädlicher Irrthum angesehen. Wie lächelt heut zu Tage jeder denkende Mensch über die Anmassung eines Priesters, der sich als unfehlbar hinstellen

will! Welch ein Armuthszeugniss ist es für eine Kirche, wenn sie mit solchen Mitteln ihre Existenz retten muss! Grosse Wirkungen können nur von dem, was für Wahrheit gehalten wird, ausgehen. Es ist nicht die Wirkung, die vom Irrthum ausgeht, welche diesen den Menschen zur scheinbaren Wahrheit macht, wie Manche meinen. Sobald der Irrthum als solcher erkannt ist, hört die Wirkung auf, oder wird dann nur eine zu Zwecken des Betrugs und der Herrschsucht bewusst unterhaltene. Daher kann man nicht sagen, dass der Irrthum der Menschheit mehr genützt habe als die Wahrheit. Die Fetischanbeter kannten keine Wahrheit, die ihrem Irrthum gegenüberstand, sie glaubten die Wahrheit zu besitzen. Die christliche Kirche, in ihrer frühesten Blüthezeit, stand als geglaubte Wahrheit dem Heidenthum gegenüber, obwohl dieses wissenschaftlich und philosophisch, in Demokrit und Aristoteles, bereits eine viel höhere Stufe wissenschaftlicher Methode und philosophischer Weltanschauung erreicht hatte. Zunächst schadete vielmehr hier der für Wahrheit gehaltene Irrthum der Menschheit, indem er den Weg wieder umnachtete, welchen das Licht des Gedankens bereits mit froher Morgenhelle bestrahlt hatte. Dennoch ging die Menschheit den dunkleren Pfad, sich im Besitz der Wahrheit wähnend, trotzdem sie finstern Aberglauben für helles Wissen, den Cultus der Knochen für die idealen Gebilde herrlichsten Kunstschaffens eingetauscht

hatte. Der suchende Menschengeist liess sich aber nicht gefangen halten in der Form, welche die Schönheit für sündhaft erklärte und die Entdeckungen des forschenden Geistes als Werke des Teufels verdammte. Er drang hindurch und schuf, zurückgekehrt zu der Anschauung der Natur und der Beobachtung durch die Sinne, eine neue herrliche Kunst und eine neue wissenschaftliche Methode, mittelst welcher er voranschritt im Bereich des Wissens und des Schönen.

Wie nun in der Religion auf der einen Seite das Autoritätsbedürfniss, das Gefühl der Abhängigkeit von unverstandenen Gewalten, das Bewegende war, so war es auf der anderen Seite das Streben über sich hinaus nach etwas Höherem, nach einem sittlichen Ideal. Auch in den rohesten Formen, vor einem Steinklumpen, vor einem Fetisch, vor einer gräulichen Larve, war es doch dies Streben, welches den Menschen trieb anzubeten, und in Schauern der Ehrfurcht oder in Hymnen der Begeisterung ein geahntes, höheres Prinzip, sei es des Guten oder des Bösen, zu verehren. Man könnte beinahe sagen, dass dies Streben auch a priori dagewesen sei, wie die Anschauungsformen unserer Wahrnehmung: Raum und Zeit. Könnten wir die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Empfindungen und Vorstellungen bis an ihren letzten Ursprung verfolgen, so würden wir sicher diesem Bedürfniss in seiner rohsten Form auf der Grenze, wo zuerst Licht und

Finsterniss im Chaos des menschlichen Wesens sich schieden, begegnen. Wenn wir die heut zu Tage lebenden wilden Stämme als Norm für die urweltlichen Menschen annehmen wollen (was übrigens wohl eine sehr ungenügende Annahme wäre), so finden wir das Vorhandensein dieses Bedürfnisses bestätigt.

An die Stelle der religiösen Dogmen, mit welchen es sich zu befriedigen suchte, wird auf höheren Culturstufen das Streben nach der Verwirklichung eines sittlichen Ideals treten. Die positiven Wissenschaften, Mathematik, Astronomie und andere, können uns das nicht geben. Die Wissenschaft, welche sich nur mit der Aussenseite der Dinge beschäftigt, hilft die materielle Basis feststellen, auf welcher die Menschheit mit grösserer Sicherheit das Gebäude eines geistig und sittlich veredelten Daseins aufbauen kann. Das Ideal dieses höheren Zustandes aber, zu dem die menschliche Gesellschaft sich zu erheben strebt, indem sie eine unvollkommene Form nach der andern vernichtet, wird nur geschaffen durch Vernunft, Kunst und Liebe, d. h. Caritas, Mitleid mit der von der Schuld des Daseins zu erlösenden Creatur, und in diesem Streben allein mildert sich die Trauer, von welcher ich am Anfang dieser Betrachtung sprach.

Lebenspflicht

(Capri)

Auf diesem meerumgürteten Capri stehe ich nun wieder, wo ich einst so glückliche Tage mit Euch, holde Schwestern, Kinder meiner Wahl, verbrachte *). Wie froh, wie unschuldig glücklich war die Zeit, welche wir hier verlebten: Keine Erdensorge störte uns den Genuss der göttlichen Welt. Ich lebte in Eurer Jugend, in der Hoffnung Eurer schön verheissungsvollen Zukunft. Die Schmerzen, Kämpfe und Leiden meiner Vergangenheit ruhten still in der Tiefe der Erinnerung, wie

*) Es war im Jahr 1862, nachdem ich zwei Winter in Paris verbracht und dann die Erziehung von Herzens jüngster Tochter wieder übernommen hatte, dass beschlossen wurde, ich solle mit den zwei Töchtern (auch die Aeltere, eben erwachsen, schloss sich an) nach Italien, vorläufig auf einen Winter nach Florenz, theils meiner Gesundheit, theils häuslicher Verhältnisse wegen, die für den Augenblick der Erziehung nicht günstig waren. Was aber für Monate gemeint war, wurde zu Jahren; wir gingen von Florenz nach Rom, von da im Sommer eben nach Capri, worauf sich das Obige bezieht. Anm. der Verfasserin.

die ernsten Felsendenkmale Capri's in der blauen Flut. Wie heiter war es, wenn wir mit den Künstlerfreunden, die wir hier trafen, hinunter zogen an die kleine Marine, in das cyclopisch aufgehäufte Chaos der Felsen, zwischen denen das Meer in crystallener Klarheit spielt. Die Kinder machten ihre Badetoiletten hinter den Steinblöcken und sprangen dann lustig, wie kleine Meergötter, in das Wasser, um sich unter tausend Scherzen in der wogenden Kühle zu erquicken. Ernste und heitere Gespräche gaben der Zeit Flügel, während die Künstler die herrliche Natur auf die Leinwand zauberten. Endlich, beim hereinbrechenden Abend, klomm die ganze Gesellschaft, mit Einschluss der Knaben des Ortes, welche Staffeleien und Malkasten trugen, unter Gesang und fröhlichem Geplauder den steilen Weg wieder empor, während der Mond über den Felsen herauf stieg und die tief zurückbleibende Wasserfläche mit silbernem Glanz überstrahlte. Nach dem Nachtmahl, welches alle Gaben dieser freigebigen Natur verherrlichten: Feigen, Trauben, edler Wein, lagerte sich die Gesellschaft auf dem flachen Dache des Hauses. Das Heer der Sterne funkelte über unsern Häuptern, Sternschnuppen fielen, wie goldner Regen, um uns nieder, und eine geistvolle Künstlerin improvisirte phantasievolle Märchen, denen Gross und Klein mit Freude lauschten. O schöne Tage! Empfanden wir damals nicht Alle tief den

Sinn des Goethe'schen Worts: »Wie es auch sei das Leben, es ist gut!«

Nun liegen lange Jahre zwischen jener Zeit und heute! Gräber, völlig gelöste Bande, trübe und frohe Tage, doch der ersteren mehr. Ihr seid fern, holde Kinder, seid auf der Höhe der Jugend, mitten im Leben! Ich bin alt und allein. Im Augenblick freilich sind werthe Menschen bei mir. Aber auch sie werden mich wieder verlassen, sie sind jung, sie müssen fort in die Welt, wo man kämpft und handelt. Ich werde wieder allein sein, und so geht es fort von Stunde zu Stunde, von denen »Alle verwunden und die Letzte tödtet«. Aber gestern Abend, als der eine der Freunde auf dem Piano phantasirte*) und die Musik die Stimmung vollendete, welche die zauberische Natur hier erzeugt, während der Andere schweigend neben mir sass, da empfand ich auf das lebhafteste die Unzerstörbarkeit unseres Wesens. Die alternde Hülle war mir nur wie ein Gewand, welches man ablegt, ich fühlte mich jung, »ich hatte alles, was ich je genossen«. Ich empfand die

*) Es war Friedrich Nietzsche. Den Winter, als ich mit ihm in Sorrent war, fuhren wir mit Dr. Rée auf ein paar Tage nach der zauberischen Insel, damals immer noch nicht so sehr dem Verderbniss durch Fremdenverkehr verfallen. Nietzsche spielte ja wunderschön, meist improvisirend, und den Abend, begeistert durch all das Schöne, was wir am Tag gesehen hatten, war er besonders ergriffen und entlockte dem Instrument wunderbare Weisen.
Anm. der Verfasserin.

Liebe schöner wie in der ersten Morgenfrühe des Lebens, gleich einem reinen Silberstrom von Herz zu Herzen fluthen, ich hörte noch erhabenere Geisterstimmen durch die Töne zu mir reden, als je früher; ich sah mich durch den langen, dunklen Traum des Daseins durchgedrungen zu der schönen Freiheit, in welcher der Geist seine Ewigkeit geniesst. Und dieser hohe Lebenspreis am Ende des Kampfes sollte nur der Schluss einer Zufallskomödie sein? Nur das Schauspiel der Entwickelung einer chemischen Combination*), die nicht einmal den Namen Drama verdiente, weil das Tragische nicht mit einer grossen Null endigen kann?

Ich las neulich in einem Buche: »Wenn es bewiesen werden könne, wie sich die ausserordentliche intellektuelle Thätigkeit der Ameise entwickle, so könnten wir den Schluss machen, dass sich die intellektuelle Thätigkeit des Menschen, der doch nur ein höher befähigtes Thier sei, auf dieselbe Weise entfalte, nur zu einer höhern Potenz. Auf diese Weise würde die Erscheinung des intellektuellen Lebens in der Menschheit erklärt sein.

---

*) Dass die Erinnerung an diesen schönen poesievollen Abend unmittelbar zu den folgenden Betrachtungen führte, kam daher, dass wir mit Dr. Rée, einem entschiedenen Positivisten, fortwährend Diskussionen über die philosophischen Probleme hatten, so dass das Wort: chemische Combination zuletzt sogar ein Scherzwort zwischen uns wurde. Anm. der Verfasserin.

Darüber hinaus gehe unser Verständniss nicht, könne es nie gehen; da höre demnach für uns alles Forschen auf, weil keine empirischen Beweise mehr dahin reichten und folglich das Gebiet der Metaphysik beginne.« — Wenn wir aber nur Produkte einer chemischen Zufälligkeit sind, wenn der lange, heisse Kampf um Wahrheit, wenn die Liebe, wenn das Mitleid, wenn die Leiden, die wir dulden, nur Ergebnisse eines chemischen Zufalls sind, — wäre es dann nicht besser, nicht gerechtfertigter, sich den Folgen desselben zu entziehen, die nutzlose Ebbe und Fluth der Existenz abzuschneiden und, sobald das Bewusstsein über diese Realität eintritt, sie mit frohem Muthe zu vernichten? Ja, der Selbstmord wäre dann die einzige vernünftige That, die einzige Antwort der blinden Macht gegenüber, welche uns als blosse chemische Combination zu so ungeheuren Schicksalen verdammte. Diese Entstehung zu einer Entwickelung ohne Zweck, zu einer Leidensfähigkeit ohne Grund verdiente nichts Anderes als rasche Vernichtung. Die Materialisten antworten: ja wir müssen das Dasein eben hinnehmen, so gut wie die Blüthe an der Pflanze erblühen, die Frucht am Baume reifen, die Schnecke am Boden kriechen und das Insekt im Sonnenschein sein Dasein verflattern muss. Wohl! aber die Blüthe hat nichts anderes als ihr Blüthenbewusstsein und die Frucht nichts anderes als ihr Fruchtbewusstsein, und wenn

das erfüllt ist, so ist es kein Schmerz für sie zu verschwinden. Schon die Schnecke, schon die Eintagsfliege haben beinahe zu viel Schmerzfähigkeit für die Bedingungen ihres Daseins. Aber sie kommen nicht bis zum Bedürfniss von Zielen, sie kennen den Schmerz nicht, umsonst gestrebt zu haben, sie haben nicht mit den tödtlichen Umarmungen des Zweifels zu ringen, ihnen leuchtet nie ein träumerisches Ahnen von Seligkeit, das Feuer geistigen Entzückens wärmt sie nie, und nie wachsen ihnen Flügel der Begeisterung. Wäre die chemische Combination der Atome die einzige Ursache unseres Daseins, so hätten wir ja vor allen Dingen gar nicht mehr nöthig, uns mit der Lösung hoher Probleme zu beschäftigen. Aller Speculation, aller Metaphysik, aller Philosophie müsste, als reinem Unsinn, die Thür verschlossen werden. Wem es Freude machte, sich, wie am Schachspiel, an den chemischen Combinationen, an den mannigfaltigen Ergebnissen des Experiments zu üben, der möchte es immerhin thun. Es wäre immer eine anständige Art, das absurde Leben hinzubringen: den Bau der Welt in seinem Mechanismus zu ergründen, die Ergebnisse chemischer und physischer Erkenntniss zum materiellen Nutzen für sich und Andere anzuwenden; das Leben reinlicher, gesunder, angenehmer, nützlicher zu machen. Es wäre besser, als die Lebenszeit in thierischem Genusse hinzubringen, weil ein reinlicher, mässiger

Mensch angenehmer zu sehen ist als ein unmässiger, unreinlicher Mensch. Aber wäre es sittlicher, wäre es idealer?

Der Begriff der Sittlichkeit, überhaupt des Guten und Bösen, ist ein erst historisch entwickelter, nicht a priori im Menschen vorhandener, sagen die Positivisten.

Angenommen es wäre so, jedenfalls ist er nun da, ist verzweigt mit allen Sphären des Daseins, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und, wie wir ihn auch taufen mögen, er beherrscht uns. Gewisse Handlungen sind uns widerwärtig, empören uns; wir würden uns für befleckt halten sie zu begehren; andere befriedigen uns, geben uns eine erhöhte Empfindung unserer selbst, entzücken uns, wenn wir sie begehen sehen, ob wir den Thäter dabei für unverantwortlich halten oder nicht; ob wir glauben, dass er nur den unabänderlich feststehenden Trieben seiner Natur folgt, oder im Stande ist sie zu beherrschen und zum Gehorsam gegen die Gebote seiner Einsicht zu zwingen. Nicht nur, dass dieser Begriff da ist, sondern er wächst noch, entwickelt sich zusammen mit dem Leben der Menschen und entfernt sich so allmählich in eben dem Maasse von seinen Uranfängen, wie sich die menschliche Natur von ihrem Affen-Ursprung entfernt. Nun hat es gewiss für unser wissenschaftliches Denken eine ausserordentliche Wichtigkeit, uns von den Nebeln der religiösen Vorstellungen über

unsere Entstehung und unsere Verpflichtung im Dasein zu befreien, und es ist dies, wie jede Klarheit, willkommne Zugabe zu der Summe der Einsicht, gesetzt auch, dass wir nur die oberste Stufe der animalischen Stufenleiter sind. Aber an der praktischen Seite unserer Lebensaufgabe ändert dies nichts. Im Gegentheil: jede Anforderung an ein vernünftig zu ordnendes, sittlich zu vollbringendes, zu den höchsten Zielen zu erhebendes Leben würde tausendfach dadurch verstärkt und verschärft, denn diese Anforderung gelangt nun direkt an uns und nicht mehr durch Vermittelung eines Wesens, von dem wir abhängig wären.

Ferner sagen die Positivisten: es giebt gar keine an sich gute oder böse Handlungen; wir nennen sie nur so, weil wir von Jugend an gewöhnt sind, gewisse Handlungen als gut, andere als schlecht zu bezeichnen, je nach den Beziehungen, die sie auf uns selbst oder Andere haben; je nachdem sie egoistisch oder unegoistisch sind. Es ist sogar möglich, den Process dieser Entwickelung bis nahe an seine ersten Anfänge zu verfolgen, zu sehen, wie die Begriffe des Guten und Bösen sich gebildet haben, wie bei schon hochcivilisirten Völkern noch für gut, verdienstvoll, ja höchste Tugend galt, was wir jetzt verdammen, z. B. bei den Griechen die Rache. Weiter sagen Jene: es giebt keine Pflicht, denn dazu müsste ein absolutes Gesetz von Aussen oder ein

a priori herrschendes Sittengesetz da sein, welches Beides durch Naturforschung und Geschichte verneint wird.

Ja, aber dennoch entsteht durch die Gewalt der natürlichen und historischen Entwicklung ein Bewusstsein von einer Art zu handeln in uns, welche wir Pflicht nennen. So wie Reinlichkeit eine Pflicht ist gegen die Gesundheit, gegen die Schönheit, gegen die Achtung, die man für sich selbst hegt, so ist redlich, aufrichtig, edel handeln eine Pflicht gegen die Reinheit unseres Bewusstseins, gegen den nun einmal in uns gereiften Begriff des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit. Wenn wir von jedem metaphysischen Grunde des Daseins abstrahiren, wenn wir alles uns bekannte organische Leben nur für eine zufällige chemische Combination nehmen, so können wir doch nicht leugnen, dass wir gewordenen Thatsachen gegenüberstehen, welche uns mit einem Netz von Banden, von Verpflichtungen, von Vorstellungen umstricken, innerhalb derselben unser ganzes Denken und Thun wurzelt und durch welche es fortwährend bedingt ist. Wenn es für den noch ganz gorillaähnlichen Menschen keinen Unterschied zwischen gut und böse gegeben, wenn er keine Pflicht gekannt, wenn ihm jede ideale Regung gefehlt hat, so sind wir eben auch jener Mensch nicht mehr. Wir sind etwas Anderes, eine im Kampf um's Dasein völlig veränderte Species geworden. An sich ist nichts gut oder böse,

sagt Hamlet, erst die Gedanken machen es dazu. So haben wir im Laufe der Zeiten Verhältnisse hergestellt, welche wir mit Recht als die Schöpfung der Menschheit bezeichnen können, in welcher sich Rechte, Pflichten, geistige Gesichtspunkte festgestellt haben, die im Urzustande der Menschheit nicht da waren und mit dem natürlichen Menschen nichts gemein haben. Wir können allerdings aus diesem gewordenen Dasein austreten, uns auf eine wüste Insel begeben und als Gorilla leben, das steht uns frei. Wir beweisen aber damit nichts. Wir können auch gegen das Sittengesetz, gegen die Verpflichtungen, welche ein entwickelter Zustand der Gesellschaft uns auferlegt, protestiren, indem wir Räuber, Mörder, Diebe, Vagabunden werden. Dann können wir es aber der Gesellschaft nicht verargen, wenn sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ergreift, um gegen diesen Protest ihrerseits zu protestiren und uns in der Weise zu strafen, wie es ihr historisch gewordenes Rechtsbewusstsein erheischt.

Solche Strafe ist nur Abschreckung, sagen immer Jene, um ähnliche Handlungen zu verhüten. Ich meine, sie soll auch Strafe sein für die begangene That. Gesetzt aber auch, sie wäre nur das Erstere, so bewiese sie dennoch schlagend, wie weit die Menschheit von der Existenz, wo nur einfache Naturzustände herrschen, entfernt ist; denn, obgleich die Wissenschaft die Unverantwortlichkeit des

Menschen festgestellt zu haben meint, da sein Charakter und die ihn beherrschenden Triebe ihm angeboren sind, so wird er doch bestraft, als ob er verantwortlich wäre, weil die Gesellschaft sich Gesetze und Einrichtungen geschaffen hat, gegen deren Uebertretung oder Missbrauch sie sich schützen muss.

Dass alle diese gewordenen Zustände wieder unzähliger Modifikationen fähig sind und im Laufe der Zeiten sich weiter entwickeln werden, wie sie es schon in der Vergangenheit gethan haben, versteht sich von selbst. Und dass diese Veränderungen immer mehr das Produkt bewussten Schaffens der Menschen werden zufolge erhöhter Einsicht und festerer Ziele, das ist eben unsere Aufgabe, und deshalb giebt uns unsere Entstehung, sei sie auch die, als welche die Positivisten sie bezeichnen, nicht mehr das Recht zum Selbstmord, wohlverstanden: so lange wir noch mitarbeiten können in uns selbst und an Andern das Werk der Welterlösung zu vollziehen. Wir haben, wenn wir auch nur das am höchsten entwickelte der Thiere sind, die Grenze unserer Abstammung mit einer starken Demarkationslinie gezogen und sind Schöpfer unserer Welt geworden. Das Thier kann nie Schöpfer werden, es erleidet die Naturgesetze; der Mensch aber wird ihrer nach und nach Herr und hat die Aufgabe, sie den Geboten seines Geistes dienstbar zu machen. Und damit ist ihm der Kampfpreis des Daseins bestimmt.

Von dem möglichen Einfluss der Frauen auf die Politik

Wenn die Frauen auch politisch emanzipirt würden, d. h. wenn sie, wie es sich gehört, gleiche politische Rechte mit dem Manne hätten, wie viel gute Folgen würde das haben!

Ruhig, ruhig, Ihr Spötter: lacht nicht und haltet die ironische Bemerkung zurück, die Euch gleich auf den Lippen schwebt, wenn von so etwas die Rede ist. Hört ruhig zu, und seht, ob Ihr nicht anerkennen müsst, dass das Gesagte vernünftig ist.

Zunächst ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, dass die eine Hälfte der Menschheit in Allem, was bürgerliche Rechte anbelangt, mit der anderen gleich gestellt werde. Wollte man hier gleich einwenden, wie es Constantin Frantz gegen Stuart Mill thut, dass der sogenannte »Rechtsstaat«, in dem wir leben, überhaupt eine naturwidrige Einrichtung ist, so hiesse es zunächst weiter nichts als eine Gerechtigkeit im Zustand der Ungerechtigkeit

vollziehen, denn wir leben doch nun vorläufig in diesem Rechtsstaat. Hat doch auch die Natur der Frau die Aufgabe, das Leben der Menschheit zu erhalten, zu gleichen Theilen mit dem Mann zugetheilt, ja sogar ihr das schwerere Theil, weil das leidenvollere. Wie sollte nun nicht im Culurleben der Menschheit die Aufgabe auch gleich getheilt werden, und wie sollten nicht mit der Aufgabe auch die Rechte der Frauen zur völligen Gleichstellung mit denen des Mannes kommen müssen? Es ist das eben nur noch eine Frage der Zeit; kommen wird es.

Aber die politischen Rechte? Schon oft ist mir von Seiten der Männer gesagt worden: »Gott, wünschen Sie es doch den Frauen nicht; es ist ja alles so brutal in der Politik, dass es wahrlich keine Freude ist damit zu thun zu haben, und wenn z. B. zu dem Unsinn, der ohnehin schon in unsern Parlamenten geschwätzt wird, auch noch das Geschwätz von Frauen käme, da wäre es ja gar nicht auszuhalten.«

Ach, das ist es gerade! Also haben der bisher von den Männern organisirte Staat und die Politik, welche ausschliesslich in ihren Händen war, nicht so goldne Früchte getragen, es ist da Alles den Anforderungen wahrer Cultur nicht so entsprechend gewesen, dass wir sagen könnten: dabei bleibe es ora e sempre. Nein, gewiss wenn wir unser staatliches und sociales Leben untersuchen, so erschrecken wir über die Rohheit, die

Barbarei, in der wir noch nach allen Seiten hin stecken. Man nehme nur zunächst die häufigen Kriege, welche das alte Europa, das sich den Sitz der Civilisation wähnt, zerreissen. Man sehe wie die civilisirtesten Staaten des Elends so viel in sich bergen, dass sie keine Abhülfe dafür finden; wie die Lehrer des Volks so schlecht bezahlt werden, dass sie kaum leben können; wie die Zwangsjacke noch allen Verhältnissen angezogen ist; wie die Erhaltung der stehenden Heere Summen verschlingt, welche die Wohlfahrt von Millionen machen könnten, und wie diese Heere, welche im Kriege sich schlachten lassen müssen für Zwecke, die nichts weniger als Culturzwecke sind, im Frieden Hunderttausende von rüstigen Menschen der segenspendenden Arbeit des bürgerlichen Lebens entziehen.

Ein grosser Stratege und besonnener Staatsmann hat vor einiger Zeit im Anblick der drohenden Wolken, welche wieder am politischen Himmel schweben, gesagt: »es sei das gegenseitige Misstrauen der Staaten, welches die Erhaltung der Armeen nothwendig mache, da dieses Misstrauen eine ewige Bedrohung des Friedens sei«. So ist es; aber was sagt dies für unsere Civilisation? Dass sie eine organisirte Wildheit ist, nichts weiter. Vergebens schmücken sich die angreifenden Parteien mit den hohen Vorwänden der Civilisation, der Religion, der Gerechtigkeit, der Liebe zu den Unterdrückten. Wehe uns

wenn diese hohen Dinge keine anderen Mittel zur Verwirklichung hätten als die blutigen Gräuel der Waffen. Sind es doch fast immer nur Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, Eroberungslust, kurz alle schlechten Triebe des Egoismus, welche den Anlass geben. Und, anstatt dass diese Art Politik zu treiben wenigstens allmählich abnähme, nimmt sie im Gegentheil immer colossalere Proportionen an, bedarf Armeen wie sie keine Vorzeit gekannt hat, erfindet Mordwerkzeuge, die, gleich dem christlichen Bild des Todes, gleich ganze Saaten von Menschenleben abmähen, und verursacht dem Staat nicht nur eine furchtbare Einbusse an physischen Kräften, sondern ebenso an geistigen. Sind es doch, ganz besonders bei einem Wehrsystem wie das deutsche, meist die edelsten intellektuellen Kräfte, die da zu Grunde gehen, und zwar nicht blos die einer Generation, weil der Krieg die Blüthe der intellektuellen Jugend hinrafft, ehe sie Nachkommen zeugen konnte.

Nun, und warum sollte es nicht der Probe werth sein, in diese Welt der noch so rohen männlichen Leidenschaften und Gesichtspunkte ein milderndes, versöhnendes Element einzuführen durch die Betheiligung der Frauen? Es hat wohl öfter schon eine Betheiligung der Frauen an der Politik stattgefunden, aber, wie alle Betheiligung von Sclaven, durch unedle Mittel, durch Intrigue und List. Das ist nicht das Rechte. Es versteht sich von selbst, dass

auch hier wieder die bessere Erziehung, die vollständigere Bildung der Frau vorangehen muss. Warum sollte es aber ausserhalb des Gesichtskreises einer wahrhaft gebildeten Frau liegen, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes und mit den administrativen Einzelheiten des staatlichen Lebens zu beschäftigen? Wenn die Politik mehr und mehr aus den Cabinetten der Fürsten, von den grünen Tischen der Minister und Diplomaten hinaustritt in die Oeffentlichkeit und, wie sie es sein soll, die Angelegenheit der Völker selbst wird, deren Beauftragte Jene nur sind — warum sollten die Frauen sich nicht thätig dafür interessiren, da es ihr Leben und das ihrer Theuersten ebenso gut angeht wie das der Männer? Warum sollten sie nicht zunächst mit wählen dürfen, wenn es gilt die besten Vertreter für die Interessen eines Kreises, einer Provinz, des Staates zu finden? Ihr Urtheil über die geistige Befähigung der Männer ist oft ein viel feineres und treffenderes, als das der Männer untereinander. Dazu würden die Frauen einer Menge von Bestechungen, welche jetzt auf die Wähler ausgeübt werden, nicht zugänglich sein, z. B. durch Getränke, durch Geld, Versprechen von Beförderung u. s. w. Man wird einwenden, dass sie dafür den Schmeicheleien, den Bewerbungen, den Liebesversicherungen der Männer desto zugänglicher sein würden. Das wird öfter der Fall sein, aber

immer weniger, je gebildeter die Frauen werden, je mehr sie sich selbst achten lernen, und dann — kommen denn etwa bei den Männern keine Missbräuche vor? Wir haben es schon früher gesagt: es kommt nur darauf an, wo die grössere Menge ist.

Ich höre schon einen andern Einwand dem ersten folgen: »wie unweiblich ist das Alles, was soll die Frau in den rohen Vereinigungen der Männer, wo es nur zu oft brutal hergeht?«

Was sie soll? Was sie überhaupt im Leben soll: veredlen, versöhnen, civilisiren, die Priesterin edler Sitte wie im häuslichen, so im öffentlichen Leben sein.

»Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.«

Kann denn bei brutaler Handhabung der wichtigsten öffentlichen Fragen die Vernunft und die wirkliche Einsicht das Herrschende sein? Schwerlich. Warum also die humanisirenden Elemente ausschliessen? Zudem ist es ja einfache Gerechtigkeit; die Frau ist so gut Staatsbürger wie der Mann. Es muss ihr ebenso viel daran gelegen sein, den würdigsten Vertreter der öffentlichen Interessen, von denen auch das Wohl des Einzelnen abhängt, zu finden.

Ferner aber, warum sollten nicht auch Frauen thätigen Theil nehmen am administrativen Leben des Staates, an der Volksvertretung?

Die Gegner stossen einen Schrei der Entrüstung aus: »Hat denn die Hausfrau, die Mutter nichts Besseres zu thun, als in Akten zu wühlen und in Parlamenten unnütze Reden mit anzuhören, oder gar selbst welche zu halten?« Ja, allerdings; so lange die Hausfrau, die Mutter ihren Pflichten als solche im ausgedehntesten Sinne obliegt, wird sie schwerlich Zeit für jene Beschäftigungen haben. Aber zunächst sind ja nicht alle weiblichen Wesen Hausfrauen und Mütter. Wie Viele giebt es, die von Natur mit grossen organisatorischen und administrativen Talenten versehen sind und vielmehr an die Spitze grosser Gemeinwesen passen, als an die Spitze des Familienlebens; wie Viele, welche aus dem einen oder anderen Grunde unverheirathet bleiben und sich nach einer gemeinnützigen Thätigkeit sehnen, weil sie die Fähigkeit dafür in sich fühlen; wie Viele endlich, welche ihre Aufgabe als Mütter vollendet, die erwachsenen Kinder in die Welt entlassen haben und noch jung und kräftig genug sind, um auf andere Weise in der Welt zu nützen. Warum sollten diese nicht ebenso gut an der Landesverwaltung Theil nehmen wie die Männer? Würden nicht eine Harriet Martineau, eine Mrs. Lewis (George Elliot), eine George Sand und manche Andere Besseres zu sagen und vorzuschlagen gewusst haben als viele, viele der — leider — Nicht-Capacitäten, welche jetzt in den Versammlungen sitzen, in denen

die höchsten Interessen der Nationen berathen werden? Ist man doch längst daran gewöhnt, die Frau als Künstlerin in der Oeffentlichkeit zu sehen und zwar oft in der allerhässlichsten und unweiblichsten Weise, wie z. B. beim Ballet. Dagegen protestiren die Männer nicht. Wenn eine grosse Künstlerin uns die gewaltigsten Leidenschaften in ergreifender Wahrheit darstellt, uns bis zum Entzücken hinreisst, uns bis zu Thränen rührt, so wird das Niemand unweiblich nennen, und mit Recht nicht. Warum sollte es denn unweiblich sein, wenn in der Versammlung ernster Männer (wenigstens sollte man doch voraussetzen, dass es ernste Männer seien, welche über das Wohl und Wehe ihres Volkes zu berathen haben!) ernste Frauen mitsässen und ihren Vorrath an Lebenserfahrung, an Beobachtungen, an geprüftem Urtheil hinzubrächten?

Ich habe schon gesagt, dass die gültigsten Zeugnisse erfahrner Männer vorliegen über die günstigen Einflüsse, welche die gemeinschaftliche Erziehung und höhere Ausbildung der Jugend beiderlei Geschlechts auf beide Theile gehabt hat in jener jüngern Welt der Civilisation, welche die alte bereits in so Vielem überflügelt hat. Warum sollten dieselben Einflüsse sich nicht auch unter älteren Menschen bei gemeinschaftlichem Handeln geltend machen? Vor Allem wäre zu hoffen, dass der Weltfriede dabei gewinnen würde.

Schon aus Egoismus der Liebe würden die Frauen gegen den Krieg eifern, der ihnen die Gatten, die Brüder, die Söhne hinrafft. Aber auch aus anderen Motiven würde die wahrhaft gebildete, edle Frau etwas Höheres anerkennen als das Prinzip der Nationalitäten, welches doch eigentlich nur eine Phrase ist, hinter welcher sich der Völker- oder der Regierungs-Egoismus verbirgt. Sie würde es auf's Stärkste fühlen, dass jenseits jener Grenzen, welche die Nationen scheiden, ebensogut Brüder wohnen wie diesseits, dass es durchaus nicht darauf ankommt in den Völkern die Leidenschaften zu nähren, welche die Menschen sich als Feinde gegenüber stellt, sobald ein Bergzug, ein Strom, oder eine Eroberungslinie sie scheidet; sie würde im Gegentheil betonen, dass es darauf ankommt, den Völkern begreiflich zu machen, wie ihre Interessen solidarisch sind, wie es für Aller Wohlfahrt besser ist, sich über die Grenze hinüber freundlich die Hand zu reichen, als das finstere Misstrauen wach zu halten, welches den Menschen vom Menschen scheidet.

Freilich einst, als Tapferkeit die höchste Tugend des Mannes war, da musste es auch dem Weibe ein verklärter Schmerz sein, die Geliebten im Heldenkampfe glorreich sterben zu sehen, und später, als die Vaterlandsliebe als begeisterndes Motiv an die Stelle heroischer Tugend trat, da durfte auch die liebendste Mutter nicht anstehen, die theuren Söhne

hinzugeben, um das Vaterland zu retten. Da galt es einer Idee; das Vaterland war der Inbegriff all der Güter, welche der Mensch als seine theuersten schätzt und welche gegen den Tyrannen, den Eindringling zu vertheidigen er ein heiliges Recht hatte. Auf diesem Gebiete haben, bis in die neuste Zeit, besonders die italienischen Frauen Beispiele wahrhafter Grösse gegeben, und so lange solche Verhältnisse wie die der heutigen Politik bestehen, muss das auch dasselbe bleiben. Die Frau, die Mutter muss bereit sein die Theuersten hinzugeben, wenn es gilt das Vaterland vor ungerechtem, willkürlichem Angriff zu bewahren. Aber ist das ein Zustand, dessen Dauer wir zu wünschen haben? Giebt es nicht ein höheres Prinzip als das der Vaterlandsliebe? Vor achtzehnhundert Jahren ward es schon verkündigt, das höhere Prinzip der Brüderlichkeit, der allgemeinen Menschenliebe. Aber die Welt, welche sich die christliche nennt, hat bis jetzt wenig Anstalten gemacht, es zu verwirklichen. Früher hatte sie Tortur und Scheiterhaufen für die Brüder, welche ihre Dogmen nicht anerkannten. Jetzt hat sie gouvernementale Interessen und den Vorwand der zu gruppirenden Nationalitäten, in deren Namen die menschlichen Brüder zu Mord und Todtschlag auf einander gehetzt werden. Nun, für jenes so lange unerfüllt gebliebne Prinzip, dünkt mich, sollten die Frauen einstehen. Ihnen, wenn sie einmal

einen legalen Einfluss auf die Politik haben, sollte es obliegen, Versöhnung zu predigen, den edlen Wettkampf der Völker in allen Werken des Friedens und der Cultur, aber nicht den Kampf, welcher auf blutigen Schlachtfeldern entschieden wird. Für die höchsten Culturfragen sollten sie eine edle Majorität bilden helfen, sollten gegen Zwangsgesetze protestiren, welche nur ungerechte Schutzmittel des Staates gegen die von ihm selbst verschuldeten Uebel sind, sollten vor Allem darauf dringen, dass idealisirende Bildungsanstalten geschaffen würden, die dem Volke offen ständen.

Immer und immer wieder führt das freilich auf die Frage zurück: ob wir das Leben als eine Culturaufgabe ansehen oder nicht. Wenn nicht, nun dann träume man ihn weiter, den bewusstlosen Traum des Daseins; man ergötze sich an dem bunten Scheine des Wahnlandes und tröste sich bei dem unsäglichen Leiden mit der Hoffnung auf ein vergeltendes Jenseits, man betäube das böse Gewissen in sinnlosem Rausch, um den Gedanken an die Höllenqualen, auf die man Anspruch hat, zu verwischen. Aber man spreche nicht von Civilisation und Cultur, man rühme sich nicht das fortgeschrittne Jahrhundert zu sein, man scheine einfach, was man ist: Barbar. Oder ist das etwa keine Barbarei, wenn, wie z. B. jetzt, russische Schiffe zur Nachtzeit auf der Donau hinfahren und Torpedos unter die

türkischen Schiffe legen, dass diese mit der schlafenden Mannschaft in die Luft gesprengt werden? Wir schreien auf vor Empörung, wenn wir im Thukydides von der Behandlung der eroberten Städte durch die Athener lesen, und sagen: jene Menschen schauen uns an wie wilde Thiere. Aber ist eine solche That wie die oben angeführte besser, menschlicher? Oder wir preisen ruhmredig, dass wir den Krieg humanisiren durch Anstalten, in welchen wir die von den scheusslichsten Mordwerkzeugen zerrissnen Glieder wieder zusammen flicken, wir singen sentimentale Lobpreisungen über die »hohen Frauen«, welche alsbald ein Frauencomité bilden, um Charpie zu zupfen und Verbandzeug zu nähen, anstatt die »hohen Männer« von der Politik des Mordes zurückzuhalten und sie zu verhindern, jene Wunden überhaupt zu schlagen — und wir bilden uns ein, stolz sein zu dürfen auf eine solche Cultur? Nein! nicht eher dürfen wir unsere Cultur preisen, bis der zu sehr verfrühte Gesang zur Wahrheit wird:

»Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen.«

Kirchhofsgedanken

(Chiavenna)

Am Fuss der Alpen, in dem tiefen Bergkessel von Chiavenna, überfiel mich wieder das Bangen, welches mich immer innerhalb der Riesenwelt der Alpen, »jener ewigen Mauern, die unserer Erde Paradies beschützen«, ergreift. Es ist das Bangen, welches Faust beschleicht, als ihm der Erdgeist zuruft: »Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir«, das Bangen vor der fürchterlichen Beschränktheit unseres Daseins. Nein, die Natur darf uns nicht auch noch daran mahnen; in ihr wenigstens muss der Blick hinauskönnen in das Unendliche, muss in lichten Fernen wie eine Bestätigung seines träumerischen Ahnens finden. Aber jene starren Riesen, die mit ihrer elementaren Titanenmacht uns stumm gegenüber stehen, verachten den Menschenwurm, der zu ihren Füssen sein ephemeres Leben führt. Sie lassen ihn ohne Trost verschmachten in dem engen Gefängniss zwischen ihren Cyclopenmauern, in welchem ihm keine

Flügel wachsen, um ihn wie den Adler von ihren eisglänzenden Gipfeln der Sonne entgegen zu tragen. In solch einer Riesenwelt kann man sich entweder nur wie Manfred, nach dem vergeblichen Versuch den Schleier von den Geheimnissen der Natur zu lüften, hinabstürzen in das ungeheure Grab des elementaren Lebens, — oder man muss den kurzen Erdentraum im mechanischen Auf und Ab des täglichen Seins bewusstlos austräumen, wie der Senne, der mit Sommersanfang eine Heerde auf die Alp hinauf und zum Winter von da herunter führt, ohne nach dem woher und wohin zu fragen. —

Aber schön sind sie dennoch, unsäglich schön, die stolzen schwarzen Felsenriesen mit dem saftigen Grün bekleidet; die feuchtgrünen Thalgründe, durch welche der Bergstrom in tollem Uebermuth hindurchspringt; die hohen Kastanienwälder, welche undurchdringliche Laubdächer bilden; die Wasserfälle, die schäumend in die Tiefe stürzen wie ruhelose Seelen, welche, aus der Luftregion verbannt, den dunkeln Schoss der Erde suchen; die Wolkenkränze, die zwischen dem Gestein hängen, als hätten Riesenspinnen ihr Netz hinein gewebt; endlich die Gewölke oben, welche zuweilen plötzlich auseinander reissen und für Augenblicke eine Eisspitze, von einer fernen Sonne beglänzt, wahrnehmen lassen. Ja, das Alles ist schön, aber — traurig. Der Kirchhof in Chiavenna ist ein so eigenthümlich traurig

schöner Platz, wie er für solche Bestimmung kaum besser gefunden werden kann. Schwarze, wild hingeworfene Felsblöcke, mit üppiger Vegetation überwuchert, so wie der Tod mit den täuschenden Illusionen des Lebens, bilden den Rahmen um den Platz, wo alle Illusion endet. Eine kleine Pyramide deckt das Grab einiger Patrioten, Chiavennesen, welche im Exil ihre Freiheitsliebe büssten und nachher in den Befreiungskämpfen fielen. Der Patriotismus ist das idealisirende Gefühl der Italiener für lange Zeit gewesen und hat sie in das Exil, in die traurigsten Kerker, in die fortwährend erneuten Versuche kühner Unternehmungen, in den Schlachtentod geführt. Auch giebt es kaum einen Kirchhof in Italien, welcher nicht ein Denkmal solcher Freiheitskämpfer enthielte. Was wird an die Stelle dieses idealisirenden Gefühls treten, nun Alles verwirklicht ist, wofür Jene starben?

Auf diesem grünen Grund, in dem schwarzen Felsenrahmen, überkommt Einen so recht der Gedanke ewiger Vernichtung und der Triumph der materialistischen Weltanschauung. Es ist zu weit, um aus der erdigen Tiefe, zwischen den himmelhohen Bergwänden, als ein verklärter Geist aufzusteigen zu dem kleinen Himmelsraum, der zwischen ihnen sichtbar wird. Die Erde mit den Ansprüchen ihrer Würmer und zersetzenden chemischen Einflüsse ist viel näher als der Himmel und fordert ihr Eigenthum unerbittlich wieder. Aehnliche

Gedanken hatten wohl in der Seele des finsteren Todtengräbers Platz genommen, welcher eben daran war, ein frisches Grab vollends zuzuscharren. Er hätte Hamlet gewiss keine humoristische Antwort gegeben, sondern hätte ihm gesagt: »Sieh, wie nutzlos die Natur sich plagt, die künstlichen Organismen des menschlichen Körpers herzustellen, um sie kurz darauf in Staub und Moder wieder aufzulösen; gerade als ob die rothen Backen und die glänzenden Augen uns täuschen könnten über das, was ihrer harrt. Sie können das so wenig, wie jenes frische Grün auf dem schwarzen Fels uns darüber täuschen kann, dass dies Alles nur ein willkürliches Spiel der Elemente ist, die hier eigenmächtig schaffen und zerstören. Keiner kennt das Geheimniss des Lebens als wer, wie ich, fortwährend der Verwesung den Weg bereiten muss.«

Die Kirche, wie gewöhnlich, sprach dieselbe Ansicht nackter aus, als die Natur sie hier dem Todtengräber eingab. Nahe beim Gottesacker ist der zu der Kirche gehörige Campo santo mit Arkaden umgeben, welche viele Denkmale enthalten, aber auch zwei grosse nur durch ein Gitter verschlossene Beinhäuser, deren Wände ein künstlicher Aufbau von Schädeln und Knochen ziert. Eine Geldbüchse steht davor mit der Aufschrift: »l' elemosina per i defunti«.

Weiter ging ich der brausenden Mera entlang, ganz erfüllt von den Gedanken an die

höhnischen Spiele der Natur, und den Sennen beneidend, welcher vor mir her zog, sein Vieh den Alpenweiden zuzuführen. Er sah so stumpf aus, so wohl vorbereitet für das Werk des Todtengräbers; er folgte nur derselben Naturnothwendigkeit, die ihn zu seinem Tagewerk trieb, wie die üppige Vegetation an den Ufern der wilden Mera ihr folgt in ihrem Wachsthum. Da strahlte mir plötzlich aus dem dunklen Grün einer Gruppe hoher Kastanien ein glänzendes Weiss entgegen; es war das Thürmlein einer kleinen Kirche. Der Anblick rührte mich diesmal, wie es der Anblick einer Kirche nicht oft mehr thut. »Das ist's, das ist's,« rief ich mir selbst zu, »das ist der alte Zug wieder, der auch in der dürftigsten Form die Menschheit für ewig vom Thier unterscheidet; der eine ideale Zug, der in die stumpfe Existenz ein leises dämmerndes Licht wirft gleich dem Sonnenstrahl, welcher durch erblindete Scheiben in ein dunkles Gemach dringt und wenigstens einmal durch jene Schädel schimmerte, welche der Todtengräber dort einscharrt und welche die Kirche an der freien Luft trocknet. Nein, diese Kirchlein wurden zunächst nicht durch Priesterfanatismus und Herrschsucht gebaut, sondern durch das Sehnen der Menschenbrust: über das Elend des Daseins hinaus diesem letzteren eine idealere Bedeutung beizulegen. Der Sehnsucht danken die Religionen ihren Ursprung. An dieser Grenze beginnt die eigentliche Mensch-

werdung, und, wie schon gesagt, es ist wohl anzunehmen, dass sich jene Empfindung fast zugleich mit der Sprache entwickelt hat, mit dem Ausdruck des Gedankens als dem vornehmsten Prädikat des Subjektes: Mensch. Wenn diese Kirchlein, welche hier überall aus dem dunkeln Grün glänzen, für die armen Bewohner dieser Gründe nun jenen idealen Zug vertreten, wenn sie allein der materialistischen Schlussfolgerung des Todtengräbers: »Staub und Nichts«, das Gegengewicht halten, was soll der philosophische Menschenfreund thun? Was soll er jenen Tausenden sagen, denen das Licht, welches durch die Kirchenfenster fällt, allein einen Strahl geistiger Hoffnung in den Schädel strahlt, ehe er auf dem Kirchhof oder im Beinhaus modert?

Indem ich noch darüber nachdachte, kam mir ein Priester eiligen Schritts auf dem Weg entgegen. »Wüsstest du,« dachte ich, »worüber ich denke! Ja wäret ihr Priester die rechten Menschen, so wäre euer Amt das schönste auf Erden. Ihr würdet begreifen, dass auch eure Mission dem Gesetz alles Seienden folgt, d. h. ewiger Wandlung und Neugeburt in der Erscheinung. Anstatt abgestandne Dogmen aufzubewahren, gleich den Knochen in jenen Beinhäusern und das Almosen der geistigen Andacht für das Gestorbene zu fordern, würdet ihr die Schätze, welche man an eure Gotteshäuser und Altäre als todtes Kapital verschwendet, flüssig machen im Dienst des Lebens. Ihr

würdet den Armen eine menschlichere Existenz bereiten, ihnen lehren ein gesünderes, den Naturgesetzen gemässeres Leben zu führen, ihren Geist erleuchten mit Kenntnissen, ihre Leidenschaften zügeln durch die Gemeinsamkeit aller Interessen und ihr Herz veredeln durch die Erweckung jener Liebe, welche in dem Nächsten einen Bruder sieht und keinen Feind. Und würden sie euch fragen: wozu das Alles, wenn kein Jenseits folgt? so würdet ihr antworten: »Blüht nur erst ein schönes reines Leben, wie eure Blumen, und lasst das grosse Mysterium sich selber lösen, da die nächste Aufgabe doch nur bis zur Schwelle des Grabes geht.«

Der christliche Mythos

Wie seltsam, dass die Menschen immer wähnen: es fange irgend etwas in der Geschichte ganz plötzlich, ganz von vorne an. Es ist doch alles nur Causalität, eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen in der anorganischen, wie in der organischen Welt. Wie in der geologischen Geschichte ein Zustand den andern gebar und es noch thut, wenn auch in minder gewaltigen, unmerklicheren Proportionen, wie in der pflanzlichen und animalischen Welt sich aus der einfachsten Grundbedingung, der Zelle der ganze unermessliche Reichthum des organischen Lebens entwickelt, so ist es doch wohl auch in der Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit. Dass der Mensch, als organisches Geschöpf, demselben Gesetz der Causalität gefolgt ist wie die übrige Welt, hat die Wissenschaft bereits, dem Glauben von einer urplötzlichen Erschaffung gegenüber, festgestellt. Ebenso zeigt die Geschichte uns die allmähliche Entwicklung des menschlichen Denkens und Empfindens und macht sie uns

mit unwiderleglichen Beweisen immer klarer. Leise und allmählich ist, durch Anschauung der Welt und durch immer tieferes Sinnen, der schöne Prozess des Denkens in der Menschheit aufgewachsen. Die Sehnsucht nach Erkenntniss der Wahrheit hat den Geist, auf vielfach verschlungenen Wegen und Irrwegen, von einer Stufe zur andern geführt. Ja selbst die kühnsten Entdeckungen und die grössten Schöpfungen des Genius sind nicht mit einem Male, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, entsprungen. Unbekannte, einsame Forscher, deren Namen der grosse Strom der Zeit hinwegschwemmte, hatten vorbereitet, was ein kühner Denker zuletzt mit einem Male beim rechten Namen nannte. Selbst Rafael und Michel Angelo wären nicht möglich gewesen, hätten nicht edle Meister vor ihnen den Weg gebahnt, so dass sie der idealsten Vollendung der bildenden Kunst nur die Krone aufzusetzen brauchten. Der gleiche Vorgang erscheint auf dem Gebiete, wo alte Traditionen eine plötzliche, von allen übrigen uns bekannten Lebensvorgängen abweichende Offenbarung zu sehen glaubten. Stets haftete die Phantasie an den hervorragenden Gestalten der Menschheit und, im Zeitalter des Mythos, schuf sie um dieselben die Legende, welche Jene der Nachwelt aufbewahrt hat. Alle Religionen haben ihre Gestalten, in denen Göttliches und Menschliches in eins verschmilzt. Wie ausgebildet war der Heroencultus in Griechenland!

Die Wohlthäter der Menschheit, die Erfinder, die Helden wurden Halbgötter, Söhne aus göttlicher und menschlicher Mischehe entstanden und stiegen, nach dem Tode, in die Reihen der Unsterblichen empor. In ihr Leben mischte sich das Wunder; denn wie sollte ein einfacher Sterblicher so grosse Dinge ohne übernatürliche Kräfte thun? Entweder wurden sie, nach treu überstandener Prüfung des Erdenlebens, in die Herrlichkeit der Götter aufgenommen wie Psyche, oder ein neidischer Gott strafte auch wohl, wie am Prometheus, die zu gefährliche Grösse des Sterblichen. Bei den Juden entstand, an der Stelle der unzähligen Personifikationen waltender Naturkräfte, der einzige Gott; ein abstraktes Wesen, welches, selbst Anfang aller Causalität, durch seinen blossen Willen das Nichts belebte. Die Juden waren sparsamer mit dem Heroenthum. Dennoch wuchs die Legende, wenn gleich eine seltenere Blüthe, auch in ihren Traditionen auf. Das Wunder spann sein Netz um das Leben des Moses, und wenn er nicht göttlicher Abkunft war, so stand er doch in unmittelbarem Verkehr mit Jehovah und empfing direkte Mittheilungen. Elias, Hesekiel und Andere beweisen, dass die Legende bei den Juden nicht ausblieb. Sie war sogar prophetisch bei ihnen; schuf Gestalten der Zukunft und bereitete denselben gleichsam den Weg. Wenn nun ein aussergewöhnlicher Mensch erschien mit Gaben, die seiner Zeit ein Wunder

schienen, wenn er die der Menge neue Sprache eines grossen Geistes und eines noch grösseren Herzens redete, wenn er die alte unvollkommne Satzung mit einem neuen, edleren Verständniss belebte und den Geist predigte anstatt des todten Worts, wenn er dann noch gar den Tod erlitt für die kühne Lehre — was war natürlicher, als dass die Legende sich seiner bemächtigte, ihn für den Vorausverkündigten erklärte und sein Leben mit einem Kranz von Wundern schmückte, um der einfachen sittlichen Kraft seiner Lehre bei den Ungläubigen Eingang zu verschaffen? Wäre die Sache thatsächlich so wie die Kirche sie lehrt, wie hätte es geschehen können, dass das Volk der Juden, das auserwählte Lieblingsvolk Gottes, ihn nicht gleich als den Messias erkannt und ihn, anstatt an das Kreuz, auf den Thron Israels erhoben hätte? Nein, die Legende musste in Erfüllung gehen; der als gefährlicher Neuerer Verfolgte und Gekreuzigte musste den Tod erleiden, weil es von Ewigkeit so bestimmt war. Es musste so kommen, um jenen wehmüthig dunklen Mythos zu vollenden, von einer Schuld des Daseins, die gesühnt werden muss; von einem Gott, der, in die Erscheinung gebannt, in Leiden und Qual die Erlösung sucht; jenen herrlichen Mythos vom zerstückelten Dionysos, oder von dem Gottessohn, welcher am Kreuz zur Erlösung der Menschheit stirbt. Wenn man die Evangelien ohne die Voraussetzung

der Offenbarung liest, so tritt die geschichtliche Gestalt nach und nach immer klarer aus dem Rahmen der Legende heraus. Man lernt den Menschen Jesus lieben und ehren. Man sieht mit inniger Wehmuth, wie der Idealist, der begeisterte Schwärmer, der reine, tugendhafte Mensch, nachdem er sich in der Wüste in weltentrückter Beschaulichkeit vorbereitet hat, den dornenvollen Pfad des Reformators betritt.

»Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Ihr Thun und Schaun dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.«

Sein Schicksal muss kommen, nicht in Folge eines mystischen, metaphysischen Beschlusses von Ewigkeit her, sondern in natürlicher Folge des ränkevollen Widerstandes, welchen Herrschsucht, Despotie, giftiger Neid und Selbstsucht von jeher dem Geist der Wahrheit entgegenstellten. Er erscheint uns als ein seltener Volksredner, der den Ton zu treffen weiss, welcher die einfachen Menschen, an die er sich vorzugsweise wendet, rührt. Die bilderreiche, in Gleichnissen sich bewegende Sprache des Orients wird Jenen verständlicher gewesen sein, als es uns scheinen mag. Aber auch die hochmüthigen Vornehmen, seine Gegner, weiss er auf das Schärfste zu treffen, oft mit unverhohlenem Zorn, oft mit beissender Ironie. Dass er ihnen ein Dorn im Auge war, dass sie ihn hassten, begreift sich leicht. Er hätte sich loskaufen, ihre höchste Gunst

erwerben können, wie Alle, welche von der Kirche oder dem Staat verfolgt werden. Er brauchte sich nur zu unterwerfen, sich auf jene Seite zu stellen, denn wie gerne haben die Eine und der Andere grosse Begabungen und Talente auf ihrer Seite. Dass er es nicht that, dazu brauchte er kein Gott, sondern nur ein herrlicher, seiner inneren Offenbarung treuer Mensch zu sein, und wenn er auf dem Oelberg betete: »ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber,« so war das der Aufschrei einer geängstigten Menschenbrust, die in natürlichem Grauen vor dem qualvollen Tod zurückschreckt und doch gefasst ist, in hohem Muthe das Unvermeidliche zu erleiden. Der Gottessohn hätte sich diesen Aufschrei nicht erlauben dürfen. Was wäre ihm der Tod gewesen? Der Aufgang in die Herrlichkeit, die ihm von Ewigkeit gebührte. Rührend, freundlich und liebenswürdig ist der Mensch Jesus als Freund, als Lehrer, als Arzt und Helfer in allen Nöthen. Wenn er sein grösseres Wissen in heiligem Mitleid braucht, um zu helfen, zu heilen, zu trösten, musste er den Unwissenden da nicht als ein Wunderthäter erscheinen, musste er wenigstens in der Legende nicht nothwendig zu einem Solchen werden, um sein segnendes Wirken in einer mystischen Verklärung erscheinen zu lassen? — Geht es ihm endlich nicht wie allen Denen, welche der Menschheit haben helfen wollen, welche ihr Herzblut hingaben, um zu belehren,

zu bessern, zu trösten und auf idealere Wege hinzuleiten? Müssen sie nicht schliesslich immer einsehen, dass sie nur wenig verstanden, wohl aber, selbst von den Nächsten, missverstanden worden sind? Müssen sie nicht Alle den Kelch des Undanks, ja des Verraths trinken, welcher bitterer ist als der Todeskelch? Sah sich Savonarola nicht von demselben Volke verlassen, welches ihm früher zugejauchzt hatte? Seufzte nicht selbst Luther, der frohmüthige, thatkräftige Optimist, zuletzt über das Missverstehen der Menschen und rief nach Erlösung vom Leben? Und wie schmerzlich klingt es bei Jesus durch an hundert und hundert Stellen, dass er wohl weiss, wie wenig selbst die Nächsten ihn begriffen haben! Wie tief kennt er sie in ihrer Schwachheit, als er dem Petrus voraussagt, dass er ihn in der furchtbaren Stunde der Entscheidung verlassen und verleugnen wird!

Tief und seelenvoll hat der Genius Leonardo da Vinci's gerade diesen Zug in dem Bilde, das wir uns von Jesu machen, aufgefasst. In dem wunderbaren Kopf des Abendmahls spricht sich der ganze hoffnungslos resignirte Schmerz des grossen Menschen aus, welcher weiss, dass ihn Keiner ganz verstanden hat, dass er allein sein Schicksal erfüllen muss, ja dass ihn Einer, der ihm nahe gestanden, verrathen wird.

Der Edle, welcher im Geist und der Wahrheit anbeten wollte, welcher das Wesen

wollte und nicht den Schein, musste dem Urtheil jener Welt, die nur den Schein will und nicht das Wesen, verfallen. Aber der Mythos, die Legende, bemächtigte sich seiner erhabenen Gestalt und je weniger wir historisch von ihm wissen, je freier waltet die Dichtung und erhebt ihn aus dem Grabe in die eingeborne Herrlichkeit seines Gottes-Daseins. Er musste auferstehen wie die Heroen Griechenlands auferstanden und theilnehmend, helfend, rathend den Ihren wieder zur Seite blieben. Die Analogieen gehen noch viel weiter, und als der Mythos geschaffen und zur Kirche geworden war, lebte die grosse Anzahl der vergöttlichten Heroen in den Heiligen wieder auf. Derselbe Cultus, der mit den Knochen der Heroen (Pausanias unterscheidet die echten sorgfältig von denen, welche »wohl von Ungeheuern« herstammen!) getrieben wurde, wiederholt sich mit den Knochen der Heiligen; ja einer der geistvollsten Gelehrten der Jetztzeit*) meint, dass das Christenthum unter den Heiden erst dann zahlreiche Anhänger gefunden habe, als in seiner Populärlehre eine Menge Mittelwesen entstanden seien, denen ähnlich, welche in der antiken Welt zwischen Göttern und Menschen standen. Der Mensch lässt eben gern Lücken zwischen sich und dem abstrakt Vollkommnen, weil dieses seinen in der Vorstellung wurzelnden Begriffen

*) Jakob Burkhardt in Basel.

unfassbar ist. Hat er doch auch von jeher das Göttliche nach seinem Bilde geschaffen und nicht umgekehrt, wie das an den Unvollkommenheiten seiner Schöpfungen sichtbar wird. Wie waren die Götter des Olymps doch so stark mit menschlichen Leidenschaften versehen, und welch ein zorniger, rächender Gott war Jehovah, welcher die Missethaten der Väter an den Unschuldigen heimsuchte bis in das dritte und vierte Glied.

Aus dem seelenvollen, tiefen, naiven Mythos wurde nach und nach das bewusste Werk der Kirche, und so wie der griechische Mythos seine Feste an den Olymp anknüpfte, so umgab die katholische Kirche den Olymp ihrer Götter mit einem Kranz prächtiger Feste, in deren Glanz das Volk sich hinausgehoben fühlte aus der Sphäre der Armuth und gesellschaftlichen Ungleichheit in das heitere Bereich der Lebensfreude, des frohen sinnlichen Genusses, bei denen der Glaube an die göttliche Gegenwart durchaus nicht störte. Zugleich blieb die Kirche darin der Legende treu, dass ihre obersten Führer und Leiter arme Söhne des Volkes sein konnten und häufig waren. Nur in dem Umstand wurde sie ihr untreu, dass, während der edle jüdische Reformator, der Zimmermanns-Sohn, nicht hätte wo er sein Haupt hinlegen konnte und es frei bekannte, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei, die Häupter der Kirche, die sich nach ihm nannte, in stolzen Palästen

wohnten und, die mit Juwelen geschmückte Tiara auf dem Haupt, sehr ernstlich nach einem Reich dieser Welt trachteten, ja ihre Macht nöthigenfalls sogar mit dem Schwert in der Hand vertheidigten. »Darin,« sagt Jakob Burkhardt, »war der griechische Mythos glücklicher als die anderen, dass er nie einer Theologie verfiel wie der egyptische, persische, jüdische und christliche. Er blieb die freie, herrliche Schöpfung des dichtenden nationalen Geistes, der sich selbst in dieser Schöpfung spiegelte, während die anderen unter den Händen einer Priesterkaste zu versteinerten Werkzeugen des Eigennutzes, der Herrschsucht, des Aberglaubens und des Betrugs wurden.«

Dass es hinfort unmöglich sein wird einen Mythos zu schaffen, giebt den alten Religionen immer noch die grosse Macht, denn das Volk hält sich noch an die Personifikation der Ideen, welche die letzteren seiner Phantasie näher bringt, und tröstet sich in der Noth des Lebens mit dem Gedanken, dass jene himmlischen Wesen Theil nehmen an seiner Noth, ja wohl gar, dass diese Noth ihr Werk ist aus unbekannten wohlwollenden Zwecken, welche hiernach offenbar werden sollen.

Indess wird auch hier die allmähliche Umgestaltung und Weiterentwickelung des menschlichen Denkens seine Wirkung ausüben. Die naiven Zustände verschwinden überall, und durch mühselige Entwickelungsprozesse hin-

durch entstehen neue Formen des Daseins, werden neue Wahrheiten erkannt. Was vorher Gegenstand gläubiger Verehrung war, wird nun Gegenstand geschichtlicher Betrachtung, intellektueller Kritik, gerechter Würdigung. So wird auch im Volke der Glaube an den in der Kirche versteinerten Mythos allmählich verschwinden, und das Volk selbst wird eben ganz etwas Anderes werden. Nur müssen Alle, die es gut mit ihm meinen, sorgen, dass es gebildet und denkend, aber nicht blos rationalistisch und nützlichkeitsliebend werde, sondern dass ihm die Poesie, welche den Mythos schuf, bleibe, um es in neuen Lebensformen veredelnd zu erziehen.

Verstandesausbildung und Sittlichkeit

Das grosse Gewicht, welches auf die Entwickelung des Intellekts zu legen ist, wird bei der Erziehung immer noch nicht genug gewürdigt. Es ist gewiss nicht zu viel gesagt: das Erkennen kann schliesslich das Böse in der Welt vernichten, wohlverstanden: das Böse, insoweit es als ein historisch entwickelter Begriff in der menschlichen Gesellschaft erscheint. Wenn es richtig ist, dass die Begriffe gut und böse nicht a priori in der Menschheit da sind, sondern sich in und mit den socialen Verhältnissen entwickeln und verändern, so kann man gewiss auch sagen, dass, was einen Anfang gehabt hat, auch ein Ende haben und demzufolge verschwinden kann. Das menschliche Handeln wird durch unbedachte Impulse und bedachte Motive bestimmt. Die Impulse sind es, welche die raschen Handlungen hervorrufen, an denen der Intellekt, das Erkennen, keinen Theil haben. In den schönen, edlen Naturen hat es keine Gefahr diesen Impulsen zu folgen, denn aus ihnen entspringen die

spontanen Thaten der Güte, der Liebe, der Aufopferung und des Heroismus. Aber aus den Impulsen der Leidenschaft, der Bosheit, des Neides, der Eitelkeit entspringen die schwarzen Nachtvögel der menschlichen Existenz, und hier gilt es einzuschreiten. Da, wo Motive eintreten, um das Handeln der Menschen zu bestimmen, ist schon der Intellekt thätig, welcher, obschon immer noch unter dem Einfluss der im Menschen vorherrschenden Triebe, die Handlungen wägt und sich für die eine oder die andere entscheidet. Je mehr der Intellekt entwickelt wird, je stärker wird die durch ihn bestimmte Macht der Motive werden. In den edlen Naturen wird die Erkenntniss nur die edlen Impulse verstärken und die Erscheinungen hervorbringen, welche uns den Maassstab geben, bis zu welcher Vollkommenheit sich das menschliche Wesen entwickeln könnte. In den minder edlen Naturen werden die Motive der Nützlichkeit, der Selbstliebe, der Eitelkeit vorwiegen, aber auch diese können durch das Erkennen in eine Bahn gelenkt werden, auf welcher die Individuen, wenigstens der menschlichen Gesellschaft gegenüber, eine gute, ja oft segenbringende Stellung einnehmen. Den Werth des Individuums an sich erhöht dies freilich nicht und für die ideale Seite des menschlichen Daseins haben nur die grossen, an sich vollendeten Individuen eine tiefere Bedeutung. Aber welch ein ungeheurer Gewinn wäre es für den all-

gemeinen Culturzustand der Gesellschaft, wenn der Egoismus, der in irgend einer Form die Triebfeder der Mehrzahl menschlicher Handlungen ist, einsehen lernte, dass es schliesslich auch immer der höchste Nutzen des Einzelnen ist, die Zwecke des Ganzen zu fördern. Es scheint mir, dass dieser Satz sich bis in die genauesten Einzelheiten der menschlichen Verhältnisse beweisen liesse. Ich nehme nur ein Beispiel: Wird nicht der Herrscher, welcher Segen um sich verbreitet und Alles thut, um sein Volk zu wahrer Bildung und Wohlfahrt zu leiten, selbst glücklicher sein als der, welcher nur seiner Willkür folgt und die ungeheuren Privilegien seiner Stellung nur im Dienste seines Egoismus, ohne Rücksicht auf das Glück Anderer, verwendet? Dieser wird die Genüsse des Tyrannen mit der Furcht des Tyrannen, der früher oder später die Gespenster seiner eignen Thaten um sein Lager stehen sieht, bezahlen müssen. Das staatsklugste Volk der Geschichte, die Griechen, waren davon durchdrungen, dass es der höchste Egoismus des Einzelnen sei, dem Egoismus des Ganzen zu dienen. Wenn man die Reden im Thukydides liest, so erstaunt man über diese unverhohlene Anpreisung des staatlichen Egoismus. Freilich war der Kreis, auf welchen sich dieser Egoismus bezog, ein sehr beschränkter und musste daher nothwendig zum bittern Schaden der Anderen, die nicht in diesen Kreis gehörten, werden. Nun denke man sich aber den Begriff

dieses Kreises auf die ganze menschliche Gesellschaft ausgedehnt, so folgt daraus, dass der entwickelte Intellekt auch den Nutzen seines eigenen Egoismus in der Befriedigung des gesellschaftlichen Egoismus finden wird. Es ist klar, dass jeder Einzelne sich besser befinden muss in einer auf's Beste organisirten, durch allgemeine Mitwirkung wohlhabend und gebildet gewordenen Gesellschaft, als da, wo sein eignes Interesse, selbst wenn es auf das Günstigste entwickelt ist, mit den Interessen Anderer in heftigen und peinlichen Conflikt kommt. Aus dem vereinzelten Egoismus der Individuen wie der Völker entstehen die traurigen Verhältnisse und Streitigkeiten, welche die Geschichte der Menschheit bis auf unsere Tage zu einem noch so vielfach trostlosen Bilde von Zuständen machen, in denen fast ausschliesslich das Recht des Stärkeren gilt und der Mächtige den Schwachen unterdrückt. Es ist z. B. auch der Irrthum des Socialismus, wie es der Irrthum aller früheren gesellschaftlichen Systeme war, immer nur Parteien zu begreifen, immer noch Kasten festzuhalten und die Interessen des Einen gegen die der Anderen zu setzen. Der Socialismus begeht den Fehler, dass er die Besitzenden ohne Weiteres als die gebornen Feinde der Nichtbesitzenden ansieht. Nur der Intellekt kann da helfen. Nur er kann die Solidarität der Interessen klar machen, mit Hülfe der Wissenschaft die Mittel und Wege

finden, durch welche sich diese Solidarität allmählich verwirklicht und so den ungeheuren Schaden, welchen Dummheit und Unwissenheit bisher in's menschliche Leben brachten, vernichten. Die Lehre von der allgemeinen Bruderliebe, welche seit achtzehnhundert Jahren gepredigt wurde, hat bis jetzt wenig Erfolg gehabt; sie hat sich als unvermögend erwiesen. Sollte sie im Stande sein das Werk zu vollbringen, so müsste die menschliche Natur eine andere werden. Alle müssten den Wenigen gleichen, welche am Kreuz und in den Flammen, oder im einsamen Opfer unerkannter Liebe ihr Leben für die Brüder hingaben. Wäre die menschliche Natur im Allgemeinen eine solche, so würde das Gebot der Liebe ausreichend sein. Es wäre dann überhaupt weiter nichts nöthig, weil der Vollkommenheit der Naturen die Vollkommenheit der Verhältnisse von selbst folgen würde. Aber dem ist eben nicht so. Der Egoismus ist vielmehr das bewegende Prinzip der meisten menschlichen Existenzen. Vielleicht wusste dies der tief beobachtende, das menschliche Herz analysirende jüdische Reformator oder der, welcher statt seiner die Gebote schrieb: »liebet euren Nächsten wie euch selbst« und: »was du nicht willst, das man dir thut, das thue du auch keinem Andern«. Diese Gebote sind auf die Voraussetzung des in der menschlichen Natur vorherrschenden Egoismus gebaut. Die Theologie hat versucht, ihnen eine andere

Deutung zu geben, sie als höchstes ethisches Gebot hinzustellen. Die Thatsachen der Jahrhunderte haben dies widerlegt. Es wäre auch eine unbillige Forderung, dass wir alle Menschen lieben sollten. Liebe ist entweder das Ergebniss persönlicher Sympathie — jenes unerklärten Geheimnisses der Anziehungskraft zwischen zwei Naturen — oder die Folge höchster Werthschätzung und Bewunderung einer anderen Persönlichkeit. — Die erwähnten zwei Gebote aber enthalten die Summe dessen, was durch die Erkenntniss in einer vom Egoismus bewegten Welt möglich wird, nämlich: die Solidarität der eigenen mit den fremden Interessen anzuerkennen, für den Nächsten denselben Egoismus zu haben wie für uns selbst, seine Interessen zu fördern und für ihn gerecht zu sein, wie wir von ihm verlangen es für uns zu sein.

Es ist dies alles ganz den positiven Bedingungen unserer Existenz entsprechend. Der Egoismus und der Intellekt beziehen sich Beide in gleicher Weise einzig auf die Verhältnisse der Erscheinungswelt. Sie gehen Beide vom bestimmt Erkennbaren aus und haben solches als Objekt. Der Egoismus will möglichste Befriedigung nach allen Seiten innerhalb des irdischen Daseins. Wenn ihm der Intellekt begreiflich macht, dass das Wohlergehen Aller auch für ihn die besten Folgen hat, so wird er sich zu der sogenannten Nächstenliebe erweitern, d. h. er wird das

Wohlergehen der Andern fördern, weil er dabei sein Eigenes fördert. Die Liebe im weiteren Sinne, die Caritas, die sich selbst hingiebt, um zu retten und zu erlösen, die, wie aus einer besseren Welt stammend, das Herz durchfluthet und die heiligen Opfer veranlasst, durch welche der Mensch zu einem Vorbild »jener geahnten Wesen« wird — diese Liebe lässt sich nicht erziehen und gebieten, sie ist das Eigenthum erwählter Seelen und stammt aus den geheimnissvollen Tiefen des menschlichen Wesens, aus denen der Genius, die Sympathie, die Musik stammen. Sie hat etwas ganz Anderes zum Gegenstand als das blos positive Wohlergehen, als die blosse sociale Harmonie.

Ich komme nun auf meinen Satz zurück, dass die Herrschaft des Intellekts den Begriff des Bösen verschwinden machen wird, so wie der erwachende Intellekt ihn formulirt hat, und ich wiederhole, dass ich damit das sociale Böse meine, so wie es sich in den Beziehungen der Menschen zu einander äussert. Es hat keinen Grund mehr hervorzutreten in einer wohl organisirten Gesellschaft, welche jedem Egoismus gerecht wird, indem das Wohl Aller auch das Wohl des Einzelnen umschliesst.

Toleranz

(Sorrent)

Was ist denn absolute Wahrheit? so fragt man immer von neuem, nicht nur den wechselnden philosophischen Systemen, nicht nur den fortschreitenden Wissenschaften, sondern noch vielmehr den tausendfältigen Schattirungen gegenüber, in welchen der Glaube auftritt. Wohl hatte der grosse Friedrich recht, dass man Jeden auf seine Façon selig werden lassen sollte. Statt dessen aber feinden sich die Menschen um nichts Anderes so sehr an als um die absolute Wahrheit, in deren Besitz ein jedes Bekenntniss zu sein glaubt. Ein Beispiel von der Verschiedenheit der Ansichten über das, was auf religiösem Gebiet für wahr zu halten sei oder nicht, kam mir kürzlich wieder vor. Zunächst erzählte mir eine geistreiche, gläubige, in der Theologie hoch gelehrte Katholikin*), dass sie einen Naturforscher, welcher von Gott gesprochen

*) Fürstin Caroline Wittgenstein. Anm. der Verfasserin.

habe, gefragt hätte, was er mit seinem Gott meine, worauf sie die Antwort erhalten hätte: »Nun, die erste Ursache«. Die geistvolle Katholikin lächelte ob dieser Ausflucht des Gelehrten, »denn,« sagte sie, »in der Theologie heisst Gott auch die ‚erste Ursache'«. Sie fuhr fort über das Thema zu reden und das Verhältniss des Menschen zu dieser ersten Ursache zu beleuchten, indem sie den ausserordentlich schönen Ausdruck aus dem Buche der Weisheit in der französischen Bibelübersetzung citirte: »Dieu traite l'homme avec révérence«. Diese révérence, diese Ehrfurcht, bestehe, sagte sie, in dem Geschenk der Freiheit, des hohen Ehrenzeichens der menschlichen Natur, welches Gott dem Menschen gegeben habe. »Der Mensch soll nicht zu Gott kommen weil er muss, sondern weil er will. Er soll ihm frei entgegen gehen und ihm die Hand reichen.«

Kurz darauf äusserte mir eine Freidenkerin, dass sie bei dem Tode des von ihr geliebtesten Menschen keine Hoffnung irgend einer Art, sondern nur den Schauder vor dem Nichts empfunden habe.

Zu gleicher Zeit erhielt ich den Brief einer Bekannten, welche über meine Memoiren schrieb, dass ihr das Meiste sympathisch sei, dass sie aber nicht mit meinen religiösen Ansichten übereinstimme. Sie fügte hinzu: eigentlich ist ja alles auf diesem Gebiet Hypothese und ich ziehe es vor, die meinige

zu behalten. Uebrigens bin ich dafür, alle redlichen wahren Ueberzeugungen nebeneinander bestehen zu lassen, denn wie in der Natur die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu der Schönheit beiträgt, so auch im geistigen Leben. Es schützt uns vor der Langenweile der Einförmigkeit«.

Von Herzen gebe ich dieser letzten Ansicht Recht. Auf dem Gebiet, wo wirklich Alles Hypothese ist, wie sollte nicht ein Jeder das Recht haben, die seine sich zu bilden und im stillen Tempel seines Herzens der Gottheit zu huldigen, die darin auf einem Altar steht? Wenn man nur ehrlich dabei ist. Dem ungeachtet aber stellt sich die Prätention der absoluten Wahrheit herrschsüchtig der persönlichen Freiheit in den Weg. So schön z. B. die Ansicht ist, dass der Mensch Gott frei entgegen gehen soll — ich weiss nicht, ob die Kirche damit zufrieden sein würde. Denn das Wesen des Dogma's ist es doch, bestimmte Anforderungen zu stellen, bestimmten Gehorsam zu fordern, und darin besteht vielleicht der grösste Zauber, welchen die Kirche auf schwache Gemüther übt, dass sie ihnen so fest, so unveräusserlich, mit ihrem bevölkerten Himmel, mit ihren bestimmt gezeichneten Gestalten, mit Vorschriften, die das ganze Leben umfassen, gegenüber tritt. Es ist wahr, sie steht da wie ein Fels; als ob kein Wandel des Irdischen sie berühre, als ob sie ein von aller Zeit unabhängiger, ewig grünender

Lebensbaum sei. Ihre Hallen sind zu allen Zeiten den Sehnenden offen, welche in der Stille erhabner Räume, wo der Gedanke gleichsam von selbst zu überirdischen Höhen emporsteigt, sich einen Augenblick der Einkehr in sich selbst oder des Aufseufzens zu dem unsichtbaren Helfer verschaffen wollen. Tretet ein, ihr Suchenden! Die Kirche ist immer da, ob ihr sie sucht oder nicht. Sie ist bereit euch zu empfangen, doch bedarf sie eurer nicht, sie scheint in sich selbst zu ruhen. Da steht der Priester am Altar und hält seinen geheimnissvollen Verkehr mit der gegenwärtigen Gottheit. Um ihn her wirbeln Weihrauchswolken, wie der Opferduft, der von den Erstlingen des Feldes aufstieg und Gott wohlgefällig war; die Litanei tönt, von den Priestern gesungen und beantwortet, ob unten im Schiff der Kirche Gläubige lauschen oder nicht. Es liegt ein ungeheures Machtbewusstsein in dieser festen Abgeschlossenheit, man könnte sagen: ein Bewusstsein wie das einer gewaltigen, das Schicksal beherrschenden Individualität. Ja, es ist etwas Grosses, etwas tief Menschliches, dem Mitleid mit der leidenden Creatur Entsprungenes, in diesem immer währenden da sein, wach sein, offen sein für die bedürftigen Herzen.

In Sorrent, in der zauberischen Heimath Tasso's, wurde ich oft auf meinen Spaziergängen durch Orgelklänge gelockt, in eins der vielen Kirchlein einzutreten, welche,

zwischen Orangen- und Olivenhainen, die Gläubigen zur Einkehr einladen. Die kleinen Räume waren mit farbigen Seidenlappen, mit Goldborden und Franzen geschmückt und glichen eher einem geschmacklosen Putzzimmer als einer Kirche. Dennoch rührte mich der Anblick, denn dieses Putzzimmer, wo es warm und heimlich war, wo heitere Melodien tönten und Kerzen brannten, war ein Asyl für die Armen, die in ihren Lumpen draussen kalt hatten, wenn die scharfe Tramontana über den blauen Golf und die Orangengärten hinstrich. Hier sassen, das Scaldino (das unentbehrliche Wärmemittel des italienischen Volkes) in den zitternden Händen, arme alte Frauen mit spärlichem Haupthaar — das, oft nicht einmal mit einem Tuch bedeckt, vom Wind zerzaust war — geschützt und sicher, murmelten ihre Gebete und liessen sich von den Orgeltönen in einen sanften Nebel der Vergessenheit irdischen Elends einlullen. Es knieeten alte Männer da, welche einst, auf wildem Meer, in Jugendkraft den Stürmen getrotzt hatten. Jetzt, den langen, rund geschnittenen, typischen Mantel des italienischen Volks um die nicht länger zur Arbeit tauglichen Glieder geschlagen, gedachten sie schaudernd des wilden Elementes und fühlten sich hier im Hafen. Auch Kinder waren da, in deren dunklen Augen das glitzernde Gold der Draperien und der Kerzenschein die Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses wieder-

spiegelten und sie entschädigten für das dunkle, schmutzige, kalte, irdische Vaterhaus. Wenn ich in diese Kirchlein unter diese Besucher trat, dann fragte ich mich immer: »Was haben wir dem Proletarier bis jetzt anstatt dessen zu bieten?« Und seufzend, weil ich mir die Antwort auf diese praktische Frage schuldig bleiben musste, ging ich weiter, die schmalen Wege entlang, die sich zwischen Mauern hinziehen, über welche dunkles Laub mit goldenen Früchten darin, Pinien, Cypressen und Oliven herübersehen. Diese Wege sind wie keine andern auf der Welt zu stillem Sinnen, zu stimmungsvoller Beschaulichkeit, zu weltentrücktem Frieden geeignet. Sie führen aus der Beschränkung plötzlich zu irgend einem Punkt mit weiter, freier Aussicht auf die tiefblaue See, auf das glänzende Neapel, auf den zweigipflichen rauchenden Vulkan, den schönen Verräther, oder zu einem Blick in tiefe Schluchten, in welchen dunkle Höhlen zur Wohnung von »der Drachen wilder Brut« geeignet scheinen, über deren Grauen aber versöhnend reiches Grün und prangender Blumenschmuck hinauf an's Licht streben, oder endlich zu einer Ansicht herrlichster Gebirgsformen, die im Roth des scheidenden Sonnenlichts erst in hoher Gluth strahlen, dann sich mit einer von zartem Rosa angehauchten Atmosphäre umgeben, durch welche der Mond, wie in Schleier gehüllt, wieder das jungfräuliche Götterkind der Griechen zu sein scheint.

Oh mein Sorrent, Zaubergarten — schöner wie der der Armida, weil er kein Trugbild ist — warum gönnte mir das Schicksal nicht, nach den Tagen edlen geistigen Lebens und tiefen Herzensfriedens, welche ich in dir verlebte, mit einem Lächeln auf den Lippen hinzugehen in die Ruhe des Nirwana und an deiner meerumspülten Felsenküste, unter deinen Orangenhainen, auszuruhen von dem stürmischen Dasein? Hattest du noch eine Aufgabe für mich, dunkle Sphynx? Musste ich noch neue Prüfungen bestehen? War ich noch nicht bereit genug den Willen zum Leben zu verneinen?

Dein Wille geschehe!

Doch zurück zu meiner Betrachtung. Ja, die Kirche hat grosse Züge in ihrer Vergangenheit, die man nicht ohne Bewunderung ansehen kann. Sie war ein Versuch, die Menschheit mit einem idealen Band zu umschlingen und die Weltgedanken, welche in den Individualitäten grosser Päpste zum Ausdruck kamen, haben sich fast nie gewaltiger in irgend einer Erscheinung der Geschichte dargestellt. Selbst diese Hierarchie, welche wie ein stolzer Prachtbau in der goldfunkelnden Tiara gipfelte, hatte einen edlen Grundzug, denn der geringste Bauernsohn konnte, durch persönliches Verdienst, zu der höchsten Würde der Christenheit gelangen und stolzen Herrschern als Gleichberechtigter, ja als Ueberlegener, harte Demüthigungen und Gesetze vorschreiben.

Aber — aber: diese grossartige Institution, welche zum idealen Staat hätte werden können, trug den giftigen Keim in sich, der in seiner Entwickelung alle Blüthen welken machte und mit unheilschwangeren Dünsten die Atmosphäre des geistigen Lebens innerhalb ihrer selbst und der weiten Kreise, die sich zu ihr bekannten, vergiftete. Dieser giftige Keim war der Anspruch, die absolute Wahrheit zu sein. Das ist der Hauch, der alles Leben tödtet, denn das Leben ist Bewegung, Entwickelung, Transformation. Die Lust des Absoluten weckt alle schlechten Regungen, welche der Wahrheit zuwider laufen: Herrschsucht, Habgier, Tyrannei, Grausamkeit, Verfolgungssucht, Heuchelei. Die Behauptung des Absoluten negirt sich selbst, denn die Begriffe des Wahren, Guten, Schönen entwickeln sich wie alles Uebrige mit der Zeit, mit Allem, was da lebt und denkt. Will nun irgend Etwas sich als das für alle Zeit Gültige, absolut Wahre ausgeben, so wird es mit der Zeit werden wie jene conservirten Leichname, welchen man mit moderner Erfindung den Schein des Lebens zu erhalten weiss, welche aber doch nicht mehr das Lebendige sind. Es ist unmöglich, aus dem grossen Lebensprozess herauszutreten ohne zu versteinern. Wer rückwärts sieht wie Loth's Frau, wird zur Salzsäule. »Vorwärts« ist das Losungswort, das »Sesam, Sesam thu dich auf«, welches uns den Berg öffnet, in welchem die Schätze der Zukunft

verborgen liegen. Wer sich vermisst, unfehlbar sein zu wollen, beweist eben dadurch, dass er es nicht ist. Alles ist organisches Wachsen in der Natur, und gehört die Geschichte der Menschheit nicht etwa zu der Natur? Können das auch selbst die leugnen, welche für den Menschen einen besonders eingeblasenen, göttlichen Odem in Anspruch nehmen? Ist nicht ihr Menschenschöpfer auch Schöpfer jedes Halms, der auf dem Felde wächst, jedes Sonnenstäubchens, das im Lichte glänzt, jedes Insekts, das sich seines ephemeren Daseins freut? Ist er nicht also auch für diese die »erste Ursache«, das Gesetz, nach dem sich Alles bewegt und entwickelt? Wie sollte da Willkür stattfinden können, wo die höchste Vernunft auch zugleich die höchste Gesetzmässigkeit bedeuten muss? Wie sollte ein plötzliches Heraustreten aus der Ordnung der Dinge, eine plötzliche Offenbarung der Wahrheit, welche sich nicht naturgemäss und allmählich dem menschlichen Gehirn klar gemacht hätte, stattfinden, wenn Alles sonst im Weltall dem widerspricht? Es ist ja auch selbst den Gläubigsten der ersten Zeiten, die gewiss de bonne foi waren, nicht gelungen, ein unfehlbares, absolut vollkommenes Bild hinzustellen. Der Mensch wurde nicht nach Gottes Bilde, sondern vielmehr umgekehrt, Gott nach menschlichem Bilde geschaffen. Der Gott des Zornes liess sich z. B. durch menschliche Bitten bewegen, seine der ewigen Gerechtigkeit zufolge gefassten Beschlüsse zu

ändern. Er sagt zu Moses: »Lass mich, dass mein Zorn entbrenne« und zu Jeremias: »Hör auf, für dieses Volk zu bitten und hindere mich nicht«. Der Gerechte bittet aber doch, trotz des Verbotes des Herrn, ändert den Urtheilsspruch des erzürnten Richters und erhält, um was er bat. »Der besänftigte Gott hielt die Strafe zurück, welche er seinem Volke auferlegen wollte«. Es ist dies nur wenig anders als die griechischen Götter, welche nicht allwissend und allmächtig, sondern an Zeit und Raum gebunden, nicht allgegenwärtig, und besonders aber nicht allgütig waren. In tausend Fällen war es da gerade ein Gott, welcher den Menschen zum Bösen antrieb und ihn nach vollbrachtem Frevel dafür strafte, welcher den Bösen noch böser machte, damit er noch sicherer untergehe. Die griechischen Götter waren nicht heilig, sondern sehr neidisch auf die Grösse und Vorzüge der Sterblichen. Niobe musste ihre blühende Kinderschar dem Neid des göttlichen Geschwisterpaares zum Opfer fallen sehen. Ebenso ist der christliche Gott, so wie ihn die Kirchenväter und die gelehrtesten Theologen der Christenheit betrachten, ein Gott der Verträge, folglich weit davon entfernt die absolute Güte und Weisheit zu sein. Testament heisst bei den Hebräern Vertrag und wirklich schliessen die, welche die Gebote des Herrn empfangen, eine Art Vertrag mit ihm und er mit ihnen. Sie versprechen ihm Gehorsam und er verspricht ihnen

Belohnung. In den Briefen Abälard's an Heloise finden sich Stellen wie die folgenden: »Der Herr sagt: überlasst mir die Strafe, ich »übernehme sie: das heisst, dass wir Gott die »Strafe überlassen müssen, weil er es ist, »welcher sie in uns vollzieht, besser als wir »selbst. Auch ist es nicht zu dem Menschen, »sondern zu Gott, dass gesagt ist: ‚Du sollst »nicht tödten'. Er selbst erlässt dies Verbot, »während er, den keine Regel bindet, zugleich »kategorisch erklärt, dass dies ein Recht ist, »welches ihm zukommt. ‚Ich bin es, welcher »tödtet', sagt er, ‚und welcher wachsen lässt'. »Er tödtet oder verschont in uns, je nachdem »er, sich unserer als eines Instruments bedienend, »uns nach seinem Gebot, die Schuldigen tödten »oder die Unschuldigen verschonen lässt, so »dass ihm und nicht uns diese Aussprüche »zugemessen werden müssen. Wenn ein »Mächtiger etwas durch die Hand seiner Arbeiter »machen lässt, sagt man, dass es mehr sein »als ihr Werk ist, also nicht derer, welche die »Sache mit ihren Händen gemacht haben, »sondern dessen, welcher sie hat machen lassen. »Nun ist es also dem Menschen und nicht »Gott verboten zu tödten. Es ist aber der »Mensch und nicht Gott im Menschen, welcher »tödtet, wenn dies aus einem Antrieb persön- »licher Bosheit geschieht und nicht auf Gottes »Gebot, d. h. wenn der Mensch es aus sich »selbst thut und nicht nach dem Gesetz, wenn »er also eher seiner eignen Bosheit gehorcht

»als dem göttlichen Gesetz. Dann nimmt er »allerdings das Schwert, nicht um mit der »Strafe Gerechtigkeit zu üben, sondern um »seiner Bosheit Befriedigung zu geben. Es »ist einer von diesen gemeint, wenn die Wahr- »heit sagt: ‚Der, welcher das Schwert er- »griffen hat, soll durch das Schwert umkommen' »Der, welcher das Schwert ergriffen hat, heisst »es, nicht der, welchem eine höhere Macht es »gegeben hat, soll durch dasselbe umkommen, »weil er es gewagt hat, ungerechterweise zum »Schwert zu greifen. Wenn ein Soldat sich »des Schwertes, das ihm der König in die »Hand gegeben hat, bedient, um zu strafen, »so handelt der König in ihm und er führt »nur dessen Werke aus. Deshalb sagt der »heilige Augustin: ‚Du sollst nicht tödten, aus- »genommen die, welche Gott befohlen hat zu »tödten, entweder zufolge des Gebotes im »Gesetz, oder durch einen ausdrücklichen Be- »fehl in Betreff einer bestimmten Person, »denn derjenige, welcher einem Befehl gehorcht »und dessen Schwert nur ein Instrument ist, »tödtet nicht'. Und weiter sagt er: ‚Die Israe- »liten begingen keinen Raub, indem sie den »Egyptern ihr Eigenthum nahmen, sie gehorchten »nur dem Gebot Gottes: der Mann der Ge- »rechtigkeit tödtet den, welchen das Gesetz zu »tödten gebietet. Wenn er das aus sich selbst »thäte, so wäre er natürlich ein Mörder, selbst »wenn er wüsste, dass der welchen er tödtet, »durch den Richter getödtet werden würde'.

»Ferner sagt er: ‚Wenn dieser Mensch getödtet »wird, so ist es das Gesetz welches ihn tödtet »und nicht wir'«.

»Aus diesen Worten ersieht man deutlich, »dass man das was man aus Gehorsam thut, »nicht eigentlich Mord oder Raub nennen »kann, weil es gut ist einen Befehl Gottes zu »vollziehen. Alles was von Gott ausgeht und »von seiner Allmacht abhängt, muss als ein »Werk Gottes und nicht als ein Werk des »Menschen angesehen werden. Der Mensch »ist nicht Herr der Dinge, er ist nur ihr Be»sorger, denn er thut nichts ohne die Erlaubniss »Gottes, und es heisst nicht, sich eine Macht »ungerechter Weise aneignen, wenn man sie »auf Befehl Gottes ergreift. Aber diese Rechte »werden uns freilich von demjenigen, welchem »sie zukommen, nur so lange übertragen als »es ihm gefällt. Sie gehen in andere Hände »über, sobald er es will, und man ist um so »weniger würdig sie zu behalten und auszuüben, »je weniger man den anerkennt, von dem man »sie empfangen hat. So war es einst mit den »Egyptern, welche durch ihre Untreue sich »unwürdig machten sie zu behalten und sie »daher verloren«.

Ist diese seltsame kaum glaubwürdige Schilderung nicht die eines absoluten Despoten, welcher nach Willkür richtet und vollzieht und die stummen Werkzeuge seiner Rache gebraucht wie es ihm gefällt, ohne dass sie verantwortlich sind für die vollzogene schlechte

That? Gerade wie es der Soldat nicht ist, der auf Befehl des Königs seine Brüder mordet und dafür nicht nur nicht als Mörder, sondern als Held angesehen wird, während er, wenn er um einer persönlichen Beleidigung willen die Hand gegen einen Vorgesetzten erhebt, oder im raschen Aufbrausen der Leidenschaft ein Menschenleben vernichtet, mit dem eignen Leben dafür büssen muss. Ist dies nicht ganz der verwirklichte Grundsatz der Jesuiten, dass der Mensch nur ein Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten ist? Wo bleibt da jene Freiheit des Menschen, aus eignem Wollen Gott entgegen zu gehen? Woran endlich soll der Mensch erkennen, ob er in Gottes Namen tödtet oder in seinem eignen? Waren etwa die Autodafés und Folterkammern der Inquisition die unschuldigen Mordanstalten, welche auf Gottes Rechnung kamen und bei welchen die funktionirenden Richter und Henkersknechte nur die schöne Pflicht des Gehorsams übten, also recht tugendhaft sich benahmen?

Wie schwach, wie ganz unstatthaft ist das Bild dessen, welcher der Inbegriff alles Guten, das absolut Vollkommne sein soll! Die Idee, welche die Vernunft sich auf der Höhe des Denkens von absoluter Vollkommenheit bildet — die Ahnung, welche uns in der Stunde der Begeisterung ein leuchtendes Ideal hinzaubert — die Liebe, welche uns in ihrer edelsten Entzückung an ein Höheres, Reineres, Unbe-

kanntes mahnt — diese können vor unserm geistigen Auge ein Lichtbild erstehen lassen, welches uns anstrahlt, ohne dass wir es definiren, in Wort und Gestalt fassen können. Aber das Wesen des Absoluten, Unendlichen in eine persönliche Fassung bringen wollen, ist ein armseliger Versuch, der nothwendig gleich alle Attribute der Endlichkeit mit sich bringt. Gelang es doch auch den grössten Malern niemals Gott-Vater darzustellen. Rafael in der Vision des Ezechiel, oder Michel Angelo in den Schöpfungsbildern der Sistina haben einen wundervoll symbolisirten Ausdruck der schaffenden Naturgewalt gegeben, die im Sturmwind daherfährt und die elementaren Gestaltungen vollbringt. So personificirten die Naturreligionen das wärmende, lebende, schaffende Sonnenlicht als Indra, als Ormuzd, als Baal.

Ich will die Anführungen der unglaublich kindischen und widerspruchsvollen Anschauungen des höchsten Wesens, selbst von Seiten der gelehrtesten und freidenkendsten Theologen, nicht fortsetzen. Sie beweisen nur, dass es unmöglich ist das jeder Definition Entzogene in eine Form zu fassen, das ewig freie, nur der Ahnung Zugängliche als ein festes Dogma hinzustellen, dessen innere unlösbare Widersprüche denn ja auch von jeher zu heftigem Streit und fortwährender Controverse in der theologischen Welt selbst geführt haben. Wenn die wirklich Gläubigen, die guten

Menschen innerhalb jener Widersprüche dennoch Trost und Glück finden, so kommt das daher, weil in den reinen Herzen ein Echo wohnt, welches wiedertönt, was in ihnen selbst ruft, und welches dem kindlichen Glauben wie eine Antwort aus höheren Regionen erscheint. Wer wollte ihnen nicht das Glück und diese Befriedigung gönnen? Wer beginge das Unrecht, daran zu rühren? Ist die persönliche Harmonie des in sich vollendeten Menschen nicht die Hauptsache? Und wenn der freundliche Glaube, der sich mit seinem Gott in inniger Gemeinschaft fühlt, wie eine verborgene Sonne ein edles Menschenbild durchstrahlt und sein Leben zu einem Abbild jener Vollkommenheit macht, die in seinen Träumen lebt, wer sollte sich nicht daran freuen und ehrfurchtsvoll vor einer solchen Gestalt sich neigen? Nur muss es kein Bekenner sein, der mit dem heiligen Augustin ruft: »Ich begnadige was die Kirche begnadigt und verdamme was die Kirche verdammt«. Nur muss es kein Dogma sein, das von sich sagt: »Ich bin die ein für allemal gegebene absolute Wahrheit«.

Wie steht es aber mit der zweiten Ansicht aus meiner Trilogie? Hat die ungeheure Skepsis, im Gegensatz zu dem unfehlbaren Dogma, Recht? Ist der Schauder vor dem Nichts das Resultat der negirenden Wissenschaft, die absolute Wahrheit? Ich möchte darauf zuerst mit dem Worte Goethe's antworten:

»Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt.
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Erhalten die lebend'gen Schätze,
Mit denen sich das All geschmückt.«

Ja, kein Wesen kann zu nichts zerfallen. Das Nichts ist überhaupt nicht, denn wenn es wäre, so wäre es eben nicht das Nichts. Ein seiendes Nichts ist ein Unsinn. Also die absolute Negation ist ebenso unzulässig wie die absolute Affirmation. Es ist unmöglich geradezu, dass auch nur das kleinste Atom sich verlieren kann in der Unermesslichkeit des Seins. Wo sollte es hin? Und reiste es auch durch Billionen von Jahren in endlose Fernen, es käme nie über die Grenzen des Seins, denn das Sein ist eben Alles, und es giebt nichts was nicht in ihm wäre. Woher also, auch für den radikalsten Materialisten, der Schauder vor dem Nichts? Freilich wenn z. B. einst alle Bewegung sich in Wärme verwandelt hätte, so dass Wärmegleichheit entstände und alle Bewegung oder Arbeit aufhörte, so wäre in einem gewissen Sinn der Untergang der Welt da, d. h. der Untergang des organischen und geistigen Lebens, und insofern wäre es gleich Nichts. Aber da hiermit auch alles Bewusstsein und alle Vorstellung aufhört, so hätte auch der Schauder davor aufgehört und wäre demnach nicht mehr zu fürchten. Ein Schmerz, der nicht empfunden wird, ist kein Schmerz mehr, und was ihn empfinden könnte,

hätte aufgehört zu sein. Indess wenn jene Hypothese auch berechtigt ist, so ist doch sicher mit ebenso viel Logik anzunehmen, dass im unermessnen Bereich waltender Kräfte unzählige Einwirkungen stattfinden, welche jenem Erstarren zum Nichts Einhalt thun.

Aber auch abgesehen davon, warum soll der Materialist vor dem Nichts schaudern? Könnte man ihm, dem alle Erscheinung nichts ist, als eine zufällige Combination der Atome, nicht vor Allem zurufen: »am Sein erhalte dich beglückt, das Sein ist ewig?« Wenn die Atome erblüht sind zu einer süss duftenden Blume, oder wenn sie in einem menschlichen Gehirn erhabnes Denken und Dichten gezeugt haben, ist damit für ihn nicht Alles erfüllt? Was kann er mehr von einer zufälligen chemischen Verbindung der Atome verlangen, als dass der Höhepunkt dieser Verbindung erreicht werde und dass sie sich chemischen Gesetzen zufolge wieder auflöse. Wenigstens wäre es allein consequent für diese Weltanschauung, wenn sie, im Angesicht der vollendeten Thatsache auch weiter nichts mehr verlangte und ohne Schauder der Auflösung des chemischen Prozesses zusähe, da die Atome, unwiderstehlichen Gesetzen zu Folge, doch neue Verbindungen eingehen müssen; »das Ew'ge regt sich fort in Allen, am Sein erhalte dich beglückt«. Ob dies Ew'ge nun Geist oder Materie heisse — wären die Menschen immer consequent in ihren

Theorien, so müsste den Materialisten dies Bewusstsein genügen.

Aber die Menschen sind fast nie consequent. Das Herz spielt ihnen einen Streich und lässt in dieser seltsamen Combination von Atomen ein so tiefes Gefühl für eine ähnliche Combination entstehen, dass es bei der Auflösung dieser Letzteren vor Leid vergeht, dass es an die Vernichtung dieses Geistes, welcher es angestrahlt, dieses anderen Herzens, welches ihm die Seligkeit der Liebe hat zu Theil werden lassen, dieser »gottgedachten Form, die es entzückte«, nur schaudernd denkt. Das Herz begnügt sich nicht mit dem, womit der Materialist sich allein begnügen sollte: mit der unauslöschbaren Ewigkeit des Dagewesenen, mit der wunderbaren Erscheinung des Geistes in der zufälligen Vereinigung von Atomen, welche geleistet hat, was sie leisten konnte, und nun mit Recht in den Kreislauf des Lebens zurückkehrt.

Trotz dem Schauder vor dem Nichts erfüllt sich aber dennoch unbemerkt und allmählich das Wort des Dichters: »am Sein erhalte dich beglückt«. Allmächtig zieht das Leben den Schaudernden wieder in seine Kreise. Sein Geist beginnt wieder aus dem grossen Born der Gedanken, welchen die Jahrhunderte angesammelt haben, zu schöpfen; die objectiven Gesichtspunkte fangen an, mit ihrem Interesse das subjective Leid zu mildern; er gehört wieder dem Prozess des Lebens an,

er fühlt sich auf's Neue am Sein beglückt. Also war auch der Schauder vor dem Nichts nicht die absolute Wahrheit. Jene seltsamen Kräfte, welche in der zufälligen chemischen Combination das geheimnissvolle Wirken des Geistes und Herzens schaffen, knüpfen immer wieder an das Leben an und treiben Blüthen, wo Alles momentan im Nichts erstarrt schien. Hat die materialistische Wissenschaft den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden? Ist ihre letzte Antwort wirklich, positiv und absolut, nur eine grosse Null?

Die dritte meiner in Frage stehenden Frauen, welche das Recht der individuellen Hypothese vertheidigte, war, wie schon gesagt, meiner Ansicht nach im Rechte. In der That ist es ja sicher so. Wenn man die Herzen aufschliessen und alle die verschiedenen Vorstellungen des »höchsten Wesens«, der »Wahrheit«, recht besehen könnte, so würde sich ein seltsames Gemisch von Schattirungen und Unterschieden finden, vom Fetisch herauf bis zu der höchsten Extase in Dante's Paradies, oder bis zu der trocknen Moralgestalt der protestantischen Theologie. Worauf kommt es denn also auf diesem Gebiete an? Auf die Toleranz. Einzig und allein darauf.

Alle Religionen haben bis jetzt ihre Blüthezeit und ihren Verfall gehabt, und alle Unfehlbarkeitsbeschlüsse von ein Paar hundert Bischöfen beweisen dagegen nichts. Gäbe es einen unfehlbaren, absoluten Glauben, wie

könnten immer von Neuem die Edelsten und Kraftvollsten aus der Mitte seiner Bekenner auferstehen und gegen ihn protestiren? Wie könnte die Wissenschaft, welche doch auch nach Wahrheit strebt, in so direktem Widerspruch mit seinen Dogmen stehen? Die Allgemeinheit dieses Satzes also muss positiv verneint werden. Es giebt keine Kirche, welche die absolute Wahrheit enthielte, und jeder Anmassung dieser Art, welche stets zur Tyrannei wird, muss entgegengetreten werden. Dem einzelnen gläubigen Gemüth dagegen, welches in jenen Formen seinen Trost findet, dem werde volle, unbeschränkte Freiheit und Duldung, ihn sich da zu suchen. Für solche Gemüther öffne die Kirche ungestört ihre Hallen und spende ihre Gaben. Nur werde sie nicht zu einer Bedrückerin des geistigen Lebens, nur f o r d e r e sie nicht, dass man sich zu ihr bekenne und verdamme nicht den Andersdenkenden. Und ebenso mache der Staat nicht seine Beamten zu Verpflichteten dieses oder jenes Bekenntnisses und beurtheile deren Moral nicht nach dem Kirchenbesuch. Ebenso finde der Materialist sich mit dem »Nichts« so gut ab wie es gehen will; was geht das Andere an, wenn es sonst ein güter, ehrenwerther Mensch ist?

Die Anderen aber, welche sich in ihrem eignen Herzen einen Tempel gebaut haben, in dem eine geahnte Sonne ein heiliges Leuchten verbreitet — wie sollte man nun gar die nicht

gewähren lassen? Ein Freund nannte solche die metaphysischen Menschen, welche einzelnen Auserwählten ein helleres Schauen, ein fast unmittelbares Wissen aus einer übersinnlichen Welt zugeständen. Das waren die Mystiker, die freilich, wenn auch in unklaren Umrissen, in ihrem liebebedürftigen Gemüthe des Herrlichsten viel wie in einem Regenbogenglanz innerlichster Extase geschaut haben. Gäbe es aber nicht noch ein inneres Wissen ohne den Begriff des Metaphysischen? »Metaphysisch« ist das Gegenstück zum »Nichts«. Vielleicht wäre es an der Zeit, Beide aus dem Bereich der philosophischen Betrachtungen zu verbannen? Ebenso wie das Nichts ein unstatthafter Begriff ist, da selbst im äusserst denkbaren Falle, dem universeller Erstarrung, noch immer das Erstarrte bliebe, so ist auch das »Metaphysische« ein Ausdruck, welcher vielleicht einer neuen Weltanschauung fremd bleiben wird. Die Natur ist doch nicht blos das Stückchen Landschaft, welches unser Horizont umfasst, ja auch nicht die ungeheure Weite, welche der suchende Mensch sich auf seinem, für ihn grossen, im Universum kleinen Erdball erschlossen hat? Die Natur ist das Universum, die universelle Einheit, mit Allem, was aus ihr, in ihr sich bewegt. Wer kann Sein und Erscheinung trennen?

»Was wär' der Schein, wenn er nicht Wesen hätte?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschien?«

Wenn wir nun schon Gesetze kennen, welche jene fernen Sonnen, die uns nur wie Leuchtkäfer am Firmament erscheinen, eben so gut beherrschen wie unsern Erdball; wenn wir schon wissen, dass die Sonne — und demnach wohl auch alle Planeten — aus denselben chemischen Stoffen und Gasen bestehen wie die Erde; wenn wir also — mit mehr Recht als bei hundert anderen verbreiteten Hypothesen — auf die Aehnlichkeit der Zustände mit den unseren an anderen Punkten des Weltalls schliessen können; so kann man fragen: wo soll das Metaphysische hin? Wo ist noch Raum dafür, wenn es aus der Unermesslichkeit des Seins hinweggedrängt wird? Die wissenschaftlichen Menschen, die nicht an eine besondere mystische Welt dabei denken, sagen: das Metaphysische beginnt da, wo die Welt der sinnlichen Wahrnehmung aufhört. Aber wo hört die auf? Wir sind nur noch sehr kurzsichtig; aber so wie ein gutes Fernrohr uns Fernen voll herrlicher Dinge erschliesst, so kann die Wissenschaft auch unserm geistigen Auge noch solche Fernen erschliessen, dass wir, wenn wir auch nicht unmittelbar experimentiren können, doch so gewiss Schlüsse ziehen dürfen, als ob das Experiment sie uns versichert hätte; Schlüsse, welche die Ergebnisse der Speculation, welche die Ahnungen des Herzens bestätigen.

Warum also erschrecken von materialistischer Seite über gewisse Hypothesen, welche

freilich im Laboratorium nicht zu beweisen sind? Warum dieselben in das Reich der Gespenster, der Hirngespinnste verweisen, indem man sie mit dem beinahe verächtlich gewordenen Ausdruck »metaphysisch« bezeichnet? Ist nicht auch die Zelle — für unser Wissen der Uranfang des organischen Lebens — uns noch ein Räthsel? Sind die Ansichten, nach welchen sich aus dieser Einheit die Vielheit entwickelt, etwas Anderes als Hypothese? Weiss man den Grund der chemischen Wahlverwandtschaften, welche bestandene Verbindungen auflösen, um neue, engere Beziehungen einzugehen? Doch wird Niemand alles dieses mehr »metaphysisch« nennen, auch der radikalste Materialist nicht. Ja, ist nicht unser Denken selbst für den Materialisten ein blosses Produkt der Nerventhätigkeit des Gehirns, mithin ein ganz materieller Vorgang? Wenn nun dieses Denken, dieser materielle Vorgang das Resultat einer Anschauung hervorbringt, nach welcher das Weltganze nicht blos ein zerbröckeltes Nebeneinander von Zufälligkeiten ist, sondern durch ein inneres, uns nur bis jetzt unerkennbares Band zusammenhält, oder die in unzähligen Vielheiten sich kundgebende Einheit des Seins ist — sollen wir ein solches Ergebniss unseres Gedankenprozesses als metaphysischen Unsinn verwerfen? Nein, auch der vollkommene Materialist müsste solchen Hypothesen zum wenigsten einen Platz neben der Ansicht, dass Alles zufällige, chemische

Combination ist, einräumen; denn diese Ansicht ist bis jetzt doch noch eine ebenso unbegründete Hypothese wie die Erstere; wer kennt den Grund, warum gerade diese und jene Combination sich bildet? Ein Grund muss doch schliesslich auch dafür vorhanden sein, da es keine Wirkung ohne Ursache, oder keine Folge ohne ein Vorhergegangenes, welchem sie sich anschliesst, geben kann.

Wenn wir es daher der Wissenschaft danken wollen, dass sie mit strengem Ernst und fester Hand den Schutt der Vorurtheile und des Aberglaubens, welchen Jahrhunderte aufgehäuft haben, hinwegräumt, dass sie morsch gewordne Formen zerbricht und uns Vorsicht und Maass lehrt in den Spielen der Phantasie und der willkürlichen Hypothesen — so wollen wir aber auch mit desto tieferem Vertrauen auf das Wort des grossen Denkers horchen: »Und dennoch dürfen wir getrost sein«. Wir wollen, auf die Geschichte sehend, den einen grossen Zug, der wie ein rother Faden sich hindurchzieht, den Zug nach Erkenntniss der Wahrheit, die Sehnsucht nach etwas Höherem, Idealerem, als die blosse animalische Existenz mit prüfendem Auge betrachten und in ihm einen Beweis erkennen, welcher eben so glaubwürdig ist, wie die Zuckungen des Froschschenkels bei Berührung des galvanischen Stroms. Die Edelsten, Grössten, die Heroen der Menschheit sind es, welche diesen Zug, der nur dunkel die Massen bewegt, am tiefsten

empfunden haben. Am Kreuze, in Kerkernacht, unter dem Beile des Henkers hat er sie mit Muth erfüllt und sie zu Siegern über die Schrecken des Todes gemacht. Inmitten der Widersprüche des Lebens, der grausamen Fügungen, welche den Einzelnen treffen, der Leiden, unter welchen die Menschheit seufzt, erhebt sich der Protest der Vernunft: es kann, es kann dieser dunkle Prozess, den wir Leben nennen, nicht das letzte Wort des grossen Räthsels sein. Der Gedanke, welcher schon die Bahn der Sterne und Sonnen bestieg und mit ihnen im Universum kreiste, welcher den engen Himmel über uns und die drohende Hölle unter uns vernichtete, welcher die Elemente beherrschen lernte und ein zweites »Es werde« über die Erde sprach — hat von jeher dem Experiment vorgegriffen, und dieses hat nur langsam nachhinkend bestätigt, was der kühne Entdecker voraus gesehen. Warum soll er nicht auch im Bereich der Spekulation, wohin das Experiment ihm nicht folgen kann, ein immer sicherer Pfadfinder werden?

Und ausser den Schlüssen der Vernunft, der Philosophie, giebt es nicht noch Faktoren, die wir anerkennen müssen, die uns eine Welt voll idealer Bedeutung erschliessen? Der Genius, der uns in der Poesie, in der Kunst, vor Allem in der Musik, in ein Dasein höchster Geistigkeit führt, wo wir, beinahe erlöst von dem Druck des Erdenlebens, die Wonnen höherer Wesen zu athmen meinen, können

seine erhabenen Schöpfungen einer blos zufällig besonderen Organisation der Atome ihren Ursprung verdanken? Kann die Liebe, die bis zur Hingabe des eignen Lebens für das Wohl des Andern geht, ein blosses chemisches Produkt sein, wie die Vereinigung von Sauerstoff und Stickstoff? Wäre die höchste Blüthe des geistigen Lebens nichts Anderes, als der Culminationspunkt der menschlichen Erscheinung, wie die vollendete Blume mit ihrem Duft der Culminationspunkt der Pflanze ist? Wäre das Erlöschen jenes Lebens nichts Anderes, als das Welken und Abfallen der Blume? Gesetzt, es wäre so, dann müssten wir sagen, dass die Materie der Geburtsschooss des Geistes ist, denn es ist unmöglich zu denken, dass in den Atomen sich eine Eigenschaft durch Combination darstelle, zu welcher nicht schon der Keim in ihnen gelegen hätte, wie aus der chemischen Verbindung der Stoffe kein Körper mit neuen Eigenschaften hervorgehen kann, zu denen nicht zuvor die Möglichkeit in den einzelnen Stoffen gelegen hat. Es enthielte also die Materie schon von Ewigkeit her die geistigen Keime, deren Entwickelung sich in ihr vollzieht. Aber eine Materie, die sich bis zu der staunenswerthen Erscheinung des schaffenden Genius erhebt, kann nie und nimmer ein völlig blindes, dem Zufall anheimgegebenes, bewusstloses Auf- und Abwogen der Atome sein. Wäre sie aber auch nichts Anderes, die Ewigkeit des

geistigen Lebens wäre schon damit gerettet und festgestellt. Da es keinen Anfang und kein Ende giebt, so muss, was von Ewigkeit da war, auch in Ewigkeit sein. Da nun die Identität der chemischen Stoffe im Weltall so gut wie festgestellt ist, so muss auch, selbst wenn unser Erdball der einzige Weltkörper wäre, wo geistiges Leben sich bis jetzt entfaltet hätte, ginge er zu Grunde, der Geist sich irgendwo und irgendwann wieder entwickeln, sobald die Stoffe unter ähnlichen Bedingungen zusammentreten.

Viel natürlicher und logischer ist jedoch die Annahme, dass dies an unzähligen Punkten des Universums von Ewigkeit her geschehen ist, und dass sich, vielleicht in noch viel vollkommnerer Weise wie bei uns, die Erscheinung des geistigen Lebens innerhalb der Materie vollzogen hat.

Sollen wir aber schliesslich nicht auch auf die geheime Stimme in unserm Innern, auf die Intuition hören, welche uns hinter dem begrenzten Horizont unseres Intellekts das Leuchten eines fernen Morgenroths und einer grösseren Sonne zeigt? Je freier wir von abergläubischen Vorstellungen, von Banden enger Dogmatik und menschenerschaffner Phantome sind, je ernster wir an die Wissenschaft herantreten, um von ihr Antwort auf unsere Zweifel zu erlangen, je mehr haben wir ein Recht, jener inneren Stimme zu lauschen. Was diese Stimme sagt, das ist das intimste

Geheimniss jedes Herzens mit sich selbst. Wohl dürfen wir ihr trauen, wenngleich der Untergang des Ichs, wie es sich in der uns bekannten Erscheinungswelt darstellt, als unleugbare Thatsache an jedem Todtenbett vor uns liegt. »Das Sein ist ewig;« ewig muss daher in ihm die Erscheinung des Geistes, der Liebe, des Genius der begeisternden Thaten sein. Und ein grosser Trost ist es, denn die Ewigkeit dessen, was unserm ephemeren Dasein einzig Bedeutung und Werth verlieh, ist damit gesichert. Ohne die Freuden des Geistes, ohne die Stunden der Liebe und der Begeisterung, was wäre das Leben? Mühe und Arbeit, eine Kette von Enttäuschungen und Leiden. Sollen wir über die Vergänglichkeit dieses elenden Theils unserer Existenz trauern, während wir der Ewigkeit des allein Lebenswerthen gewiss sind? Nein, o nein! Der Tod ist der Befreier von der schlechten Endlichkeit des Daseins. Was das Leben werth war, lebt ewig fort. Wenn nun das Ich damit nicht zufrieden sein will, so mache es sich doch klar, was es denn verlangt: Fortdauer des allerunvollkommensten Zustandes, der sich denken lässt, dem in Gestalt von Krankheit, Trennung, Enttäuschungen und Leiden aller Art das Damoklesschwert ewig über dem Haupte hängt. Seien wir daher eifrig, uns dem, was ewig ist, zu verbinden, leben wir in Geist, Liebe, Mitleid, Güte. Darin geniessen wir bereits die Ewig-

keit, und der Verlust des Zufälligen, der persönlichen Erscheinung kann uns nicht mehr kümmern. Was ausserdem hinter jenem geheimnissvollen Vorhang, den zu lüften unsere Sehnsucht vergebens strebt, verborgen ist, wer weiss es? Unsere Mittel der Erkenntniss sind zu beschränkt; selbst ein Theil der Erscheinung, können sie auch nur das Erscheinende begreifen. Aber, warum sollten wir nicht mit dem Dichter sagen dürfen: »alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss«; ja noch mehr: die Welt überhaupt ist nur ein Symbol, und nur der, welcher die Bedeutung dieses Symbols ahnt, kann rufen: »Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?«

Vor Allem aber lasst Jeden auf seine Façon selig werden und feindet euch nicht mehr um der absoluten Wahrheit willen an.

Geschichte leben

In einem interessanten Artikel über Herder las ich neulich bei Erwähnung des in Deutschland überhand nehmenden Studiums der Geschichte, dass in einem gewissen Staat die Herrschaft geschichtlicher Studien eine Zeit lang so stark gewesen sei, dass man darüber vergessen habe, Geschichte zu machen. Freilich, wenn das Wissen das Leben tödtet, wenn vor der Betrachtung des Gewesenen die Unmittelbarkeit des Gegenwärtigen und Werdenden abstirbt, wenn sich das Erlernte in ein Dogma verwandelt, welches den frischen Pulsschlag des Lebens hemmt, dann wird die Wissenschaft zu einem Uebel und versteinert gleich dem Gorgonenhaupt, anstatt wie ein frischer Quell das Leben zu befruchten. Das Studium der Geschichte hat doch überhaupt nur Werth und Zweck, wenn sie uns Lehrerin wird, wie auch wir an der gegenwärtigen Geschichte mithelfen und die zukünftige vorbereiten sollen. Würde sie das nicht, so wäre das Studium derselben entweder nur ein blosses

Fachstudium, um Material auf Material zu häufen, Kritik zwischen Wahrem und Falschem zu üben, mit objectivem Interesse aus Schutt und Trümmern die Formen des Dagewesenen wieder aufzubauen, oder, es wäre das Interesse des Dramatikers an den grossen Schicksalsmomenten, in welchen Individuen und Völker in heroischen Thaten und heroischen Leiden gleich Sternen aufsteigen an dem Himmel der Unsterblichkeit, oder durch fluchwürdiges Begehen der Verdammniss anheimfallen, welche die Nachwelt über sie aussprechen muss.

Die Geschichte aber, das sind wir selbst, das ist unser eigenes Leben, welches in unzähligen Generationen vor uns pulsirt hat und in unzähligen nach uns pulsiren wird. Es ist ein ganz subjectives Interesse, welches wir an der Geschichte haben, wie an der unseres eigenen Lebens, unserer eigenen Erziehung und grösstmöglichen Vollendung.

Wenn wir nun schon in diesem Sinne mit heissem Antheil die Geschichte lesen und bei den grossen, begeisternden Momenten derselben den Wunsch in uns aufsteigen fühlen: »Wären wir doch dabei gewesen«; wie viel mehr muss es uns ergreifen, wenn wir in der Gegenwart einmal einen solchen Augenblick erleben, wo unser Herz im unisono mit Millionen Herzen schlägt, wo Ideen, welche in ein vernunftgemäss geordnetes Weltganzes passen, in Individuen oder Völkern verkörpert erscheinen. In solchen Augenblicken verschwinden mit

einem Male die Schranken, welche sonst die Menschen trennen; wir empfinden auf's Tiefste die Solidarität nicht nur der menschlichen Interessen, sondern des menschlichen Wesens überhaupt, wir begreifen es nicht, dass die Menschen nicht mit aller Macht nach jener Einheit hinstreben, sie zum Ziel ihrer Existenz machen, darin ihre höchste Entwickelung sehen, anstatt im Hader zu verharren, von tausend kleinlichen Trieben sich zerspalten und auseinander treiben zu lassen und so ewig ein verstümmelter Torso zu bleiben, anstatt ein vollendetes Götterbild zu werden. Freilich ist jeder Tag Geschichte, und im Leben der Völker, welche in den Kreis der Civilisation gehören, herrscht doch so viel allgemeines Bewusstsein, dass man beinahe sagen könnte, es vollziehe sich darin bewusste Geschichte. Aber nur in jenen Momenten, welche wie Marksteine plötzlich ganze Epochen zu trennen und zu bezeichnen scheinen, durchdringt uns das Gefühl stärker, dass wir Theilnehmer jener Arbeit sind, welche wir Geschichte nennen und welche wir gewöhnlich nur in der Vergangenheit als ein Ganzes, dessen Zusammenhang, Ursachen und Folgen wir vor Augen haben, anzusehen gewohnt sind.

Wenn ich auf mein langes Leben zurückblicke, erstaune ich über die Menge grosser, entscheidender, tragischer Momente, welchen ich zumeist mit feuriger Theilnahme beigewohnt habe. Wie verschiedener, wie nur zu oft

traurigster Art sie waren, davon will ich jetzt nicht reden. Zu den bewegendsten, wohlthuend-rührendsten aber zähle ich den Moment, welcher eben jetzt Italien, meine theure, erwählte, letzte Heimat, und mit ihm beinahe ganz Europa bewegte, den Moment des Todes Victor Emanuel's, des ersten Königs von Italien, und alle Erscheinungen, welche sich an dieses Ereigniss anschlossen. Nie vielleicht in der Geschichte, selbst zu der Zeit, als Könige noch gleich Halbgöttern über die Masse der Sterblichen emporragten, hat der Tod eines regierenden Hauptes solch eine tiefe, ungetheilte, spontane Rührung hervorgerufen wie die, welche sich bei diesem plötzlichen Scheiden kund gab. Es zeigte sich bei der Gelegenheit wieder, wie mehrere Menschenalter hindurch das vorherrschende Ideal der Italiener politische Unabhängigkeit und nationale Einheit gewesen ist. Dieser glühende Unabhängigkeitsdrang, diese vollberechtigte, dem edelsten Bedürfniss des Menschen entsprechende Sehnsucht nach einem auf eigene Verantwortlichkeit gegründeten Dasein hatte die besten Söhne dieses schönen Landes über ein halbes Jahrhundert lang zu Heroen und Märtyrern gemacht. Bei immer erneuten, heldenkühnen Versuchen, im harten Exil, fern von der sonnenbeglänzten Heimat, unter schweren Entbehrungen, in Noth und Elend, war es dieses Ideal, dieser Stern: Italien, welcher ihnen Muth und Ansdauer gab. Als nun

endlich der Tag erschien, welcher dem ersehnten Ziele zuführen sollte, da war es eine Persönlichkeit, um welche sich die Hoffnungen des Gelingens schaarten, selbst von Seiten der meisten Republikaner, wie ich es einst aus Garibaldi's eigenem Munde hörte. Victor Emanuel war es, der Erbe der Bestrebungen Carl Albert's, welcher der Träger der nationalen Idee wurde und dafür alles einsetzte. Er war keine ideale Natur wie der Volksheld Garibaldi, aber ein König, welcher sein Wort hält und mit seiner Person zahlt, wo es gilt, welcher stets bereit ist, sein persönliches Interesse, seine Neigung dem Nationalwillen zu opfern, welcher streng seiner konstituonellen Verpflichtung nachkommt und doch als König so viel Majestät besitzt, dass ein fremder Diplomat von ihm sagen durfte: er sei der erste König, den er sähe — solch ein König galantuomo war dazu geeignet, eine populäre, ja eine legendäre Figur zu werden. Er konnte dies werden neben der des Volksmannes und Helden, dessen reine Tugend, Redlichkeit und Selbstverleugnung freilich im Privatleben ungleich höher glänzen. Als diese beiden Gestalten mit dem Schwert in der Hand an dem Eingang zu der neuen Aera, in welche Italien eintrat, standen und hinter ihnen auf der einen Seite Mazzini, auf der andern Cavour, als die denkenden, philosophisch-begeisterten und staatsmännisch-klugen Lenker der Regeneration — der grossen Schaar aller Patrioten

nicht zu gedenken, welche sich ihnen anreihten — wer möchte da nicht eine freudige Hoffnung für die Wiedergeburt dieses herrlichen Landes, dieses edlen Volkes gehegt haben?

Freilich vollziehen sich solche Prozesse langsamer als das Herz es wünscht. Viele schwarze, traurige Schatten warfen sich auf die aufblühende Saat der Freiheit. Cavour, der organisirende, staatsmännische Geist, starb, ehe er an die innere Reform Hand anlegen konnte. Mazzini, dessen tragisches Schicksal sich bis zum letzten Augenblick gleich blieb, musste, der einzig Geächtete auf der befreiten heimischen Erde, todtkrank, unter fremdem Namen, kommen, um sich in dem Vaterland, für das er Jugend, Vermögen, persönliches Glück und Alles, was das Leben schmückt, geopfert hatte, ein Grab zu suchen. Erst dem Todten durfte die Liebe seines Volkes den lauten Tribut des Dankes und der unsterblichen Erinnerung zahlen. Ebenso blieb der Held, welcher dem geeinigten Vaterland den schönsten Edelstein, das strahlende Neapel, zurückerobert hatte, ausgeschlossen von der Neuorganisation des Landes. Er zog sich einsam auf sein Felseneiland zurück, wo er, schon wie eine Gestalt der Sage von poetischem Zauber umflossen, aber in gezwungener Unthätigkeit für die lebendigen Interessen der Heimat lebt. Endlich fand sich inmitten des einigen Italiens noch der faule Fleck, welcher Jahrhunderte lang das geistige Leben der Nation

mit zersetzenden Elementen durchdrungen hatte: das Papstthum, der Clerus.

Der gebildete Theil der Nation selbst aber stand wie verwundert und wusste nicht, wohin sich wenden, nachdem ihm das Ziel des jahrelangen Strebens, die politische Einheit, als reife Frucht in den Schooss gefallen war. Für die inneren Fragen der socialen Organisation war man nicht vorbereitet, hatte man noch keinen Sinn. Eins war schön: die völlige, willige Selbstverleugnung, mit welcher sich die Städte, früher Residenzen mehr oder minder grosser autonomer Staaten, dem nationalen Prinzip unterordneten und zu Provinzstädten herabsanken. Aber, als das geschehen war, traten die lokalen Unterschiede und Antipathieen wieder hervor, und der Piemontese z. B. war dem Italiener des Südens ebenso verhasst, wie es früher der »tedesco« allen Italienern gewesen war. Das Volk, welches von Priestern und schlimmen Regierungen in tiefer Unwissenheit erhalten gewesen war, fing erst ganz an, den neuen Zustand der Dinge zu begreifen, als es enorme, bis dahin unbekannte Steuern zahlen musste. Es verstand nun, dass ihm seine Einheit theuer zu stehen komme, und es gab nicht Wenige, welche die alten wohlfeilen Zustände zurückwünschten.

Inmitten all dieser Schatten, welche sich über das junge Licht der nationalen Einheit lagerten, blieb nur eine Gestalt unverändert

in ihrer übernommenen Aufgabe und in ihrer Popularität. Diese Gestalt war die des Königs Victor Emanuel.

Im Jahre 1866, bei Tagesanbruch, in der herrlichen Frische eines italienischen Sommermorgens, begab ich mich mit vielen Andern in Florenz (damals Hauptstadt) zur Eisenbahnstation, um den König fortziehen zu sehen zum zweiten Befreiungskrieg. Dicht gedrängt umstanden Menschen aus allen Ständen die Einfahrt zur Station. An den Wagen, in welchem ich mich mit Freunden befand, hatten sich Landleute aus der Umgegend gehängt, um besser sehen zu können. Als des Königs einfacher Wagen, blos mit zwei Pferden bespannt, heranrollte, wandte sich ein contadino mit Thränen in den Augen zu mir und sagte: »Sehen sie, er trägt sein altes Käppi, welches er bei Magenta und Solferino trug, als er zuerst sein Leben wagte, um Italien einig zu machen.« Und so war es; wie ein einfacher Soldat ging er hin, seine Schuldigkeit zu thun, und die Zurufe, welche ihn bei diesem ernsten Abschied grüssten, kamen aus dem Herzen. Das blieb auch das Motto seines Lebens: er that seine Schuldigkeit; immer und unausgesetzt, wo es das öffentliche Leben galt. Ein idealer Mensch, ein Genius, thut mehr als seine Schuldigkeit, er thut das Ausserordentliche, das was Niemand verlangen kann, ausser ihm selbst. Aber was kann man mehr von einem gewöhnlichen Menschen

fordern, als dass man ihm mit vollem Recht die Grabschrift setzen könne: »Er hat sein ganzes Leben hindurch seine Schuldigkeit gethan?«

Diese Anerkennung, dieses Zeugniss gaben mit einer selten gesehenen Einigkeit die Millionen, welche der rasche Tod Victor Emanuel's wie ein schwerer Schlag traf. Das Unerwartete, das Unabwendbare, welches plötzlich in das Leben eintritt, wirft wie ein scharfer Sonnenstrahl, der auf einmal durch eine Wolkenhülle dringt, ein grelles Licht auf alle Gegenstände, so dass wir gewahr werden, was sich vordem, im Schatten, der Beobachtung entzog. So war es in Italien. Das nationale Gefühl, welches sich an die Person des Königs angeschlossen hatte, kam bei dieser Gelegenheit zum vollen Ausdruck. Alles, was Parteihass, lokale und religiöse Differenzen im Lauf der Jahre schon wieder als Zündstoff in das junge Leben der Nation hineingeworfen hatten, schien wie ausgelöscht. Der schöne, feierliche Leichenzug hatte nichts Offiziöses; es war kein blosser militärisch-aristokratischer, durch Hofceremoniell bestimmter Aufzug. Es war ein Volk, welches seinen Führer, den Vertreter seiner Interessen, den Erkämpfer seiner Freiheit, zu Grabe geleitete. Hinter dem Militär, hinter den Civilbeamten in ihren malerischen, mit Hermelin besetzten rothsammtenen oder schwarzen Togen, hinter den glänzenden Uniformen der obern Offiziere,

der fremden Fürsten, der Gesandten kamen die freiwillig herbeigeeilten Deputationen der Universitäten, der Städte, der Handwerkervereine, des Volkes, mit Fahnen und Kränzen. Mancher arme Handwerker ging da in schäbigem Rock hinterher, aber in diesem wahrhaft demokratischen Lande war er hier, wo das gleiche Gefühl ihn beseelte, Gleichberechtigter der höchsten Würdenträger des Landes.

Gewiss wird dieser Zug Allen, welche ihn sahen, unvergesslich bleiben. So etwas kann man auch nur in Rom sehen, wo auf dem grossen historischen Hintergrunde gleich ganze Jahrhunderte sich in den Gedanken aneinander reihen und die Höhepunkte der Geschichte hervortreten, wie die sieben Hügel der allerseltsamsten Stadt. Als der Zug so dahin schritt — zwischen den Spalier bildenden Menschenmassen, welche schon drei bis vier Stunden lang mit dem den Italienern und besonders den Römern eigenen Anstand die ungeheure Strecke des langen Weges, einer undurchdringlichen Mauer ähnlich, begrenzten — da erfuhr man einen jener Momente, in welchen die Geschichte in uns lebt und wir in ihr. Das Individuelle, vom Schicksal mit unbarmherziger Willkür wie Spreu im Winde verweht, verschwindet, und über die Jahrhunderte hinaus reichen sich die Weltgedanken, welche Epochen charakterisiren, in uns die Hand. Der forschende Geist fragt

sich: folgt diese Kette von Ereignissen, welche wir Geschichte nennen, einem Gesetz, welches gleich dem Pflanzensaft, der aufsteigend Stengel, Blatt und Blüthe bildet, da ist und ein organisches Ganzes naturgemäss durchzieht? Oder herrscht da blind der Zufall und könnten die Geschicke der Völker sich eben so gut anders entwickelt haben, wenn diese oder jene Combination zufällig anders geworden wäre? In unsern Gedanken können wir sehr wohl andere Entwickelungen begreifen, sie uns aufbauen; aber mussten nicht Jene, welche eintraten, mit Nothwendigkeit eintreten? Lagen nicht gerade sie, und nur sie, in den gegebenen Bedingungen der vorangehenden Zustände?

Wenn man das Gesetz der Causalität als die Norm annimmt, der alles Seiende unterworfen ist, so muss sicher Alles so kommen, wie es kommt. Was wäre aber unsere Aufgabe gegenüber diesem unerbittlichen Fatum der Causalität? Hätten wir dabei noch eine Stimme, oder müssten wir das Haupt beugen, die Hände in den Schooss legen und die Geschichte nur betrachten, wie man von der Höhe des Berges den Weg betrachtet, den man zurückgelegt hat?

Nein, gerade diesem Gesetz der Causalität, diesem Fatum unseres modernen Bewusstseins gegenüber haben wir eine um so grössere Aufgabe, müssen wir um so lebendiger uns der geschichtlichen Gegenwart anschliessen

und in ihr wirksam zu werden suchen. Denn, wenn jede Handlung Ursache einer Wirkung, mithin ein Glied in der unübersehbaren Kette der Erscheinungen wird, so ist es eben unsere Aufgabe, bewusst an dieser Kette mitzuarbeiten und unsere Handlungen so einzurichten, dass sie Ursachen segensreicher Folgen werden. Allerdings wird ja an gewissen Stellen mit Bewusstsein Geschichte gemacht, Ziele werden in's Auge gefasst, ungeheure Kräfte dafür in Bewegung gesetzt, die Folgen werden berechnet und die Interessen gegen einander abgewogen. Aber wo geschieht das? Immer noch in den Sphären der Cabinetspolitik und der Diplomatie. Egoistische, habsüchtige, ehrgeizige Gesichtspunkte sind noch überwiegend die treibenden Motive, Gebietsvergrösserungen, Machtstellungen, materielle Interessen sind die Ziele. Nicht offen, nicht am Licht des Tages wird das, was doch das Interesse Aller berührt, verhandelt, Es wird im Gegentheil alles so geheim wie möglich vorbereitet, um den Gegner oder den zu Uebervortheilenden desto sicherer zu treffen. Das eigene Interesse, im feindlichen Gegensatz zu anderen Interessen, bleibt das Maassgebende, ja bekräftigt diesen Gegensatz noch zu oft mit den traurigen Beweisführungen des Schwertes auf blutigen Schlachtfeldern.

Das ist nicht die Art, wie die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts Geschichte machen sollten. Auguste Comte hat sich

leider sehr geirrt, wenn er meint: die Geschichtsepoche der Kriege sei vorbei. Wenigstens scheint sie dies noch nicht für das alte Europa zu sein. In den jungen Culturländern gestaltet das Leben sich freilich auf anderen Grundlagen. Grossartig z. B. ist eine Politik, wie sie in Amerika unser deutscher Landsmann Carl Schurz vertritt. Er betrachtet die Verhältnisse vom culturhistorischen Standpunkt aus und weist in der Conception der Vernunft auch zugleich die für das allgemeine Wohl praktischste Massregel nach. Ich kann nicht umhin, hier aus der Rede Einiges anzuführen, welche er im Senat hielt gegen die Annexion von San Domingo, die viele Anhänger hatte, u. A. den Präsidenten Grant selbst. Nachdem er die durch Klima und sonstige Gründe bedingte Charakterverschiedenheit der Nord- und Südländer und den moralisch nachtheiligen Einfluss der tropischen Gegenden für den Menschen des Nordens nachgewiesen hatte, fuhr er fort:

»Sehen wir unser eigenes Land an. Es »ist nicht Einer unter uns, welcher nicht voll»ständig mit der Verschiedenheit bekannt »wäre, die vor der Abschaffung der Sklaverei »zwischen Nord und Süd stattfand und noch »stattfindet. Wir lebten unter der gleichen »politischen Constitution, die zwei Theile des »Landes waren von derselben Race bevölkert, »und dennoch, während im Norden sich die »Würde der Arbeit mit ihren Instinkten und

»mit den Impulsen der Unternehmungen, der »Aufklärung und Erziehung, der socialen »und politischen Gleichheit, der fortschreitenden »Civilisation und der freien Selbstregierung »entfaltete, entwickelte der Süden die Herr»schaft durch die Gewalt des Stärkeren über »den Schwächeren und durch ein sociales und »politisches System, in welchem die Erhebung »durch Arbeit, die friedliche Reibung der »Meinungen über alle Gegenstände öffent»lichen Interesses und die Tendenz, durch »öffentliche Erziehung alle Klassen zu der »höchstmöglichen gleichen Stufe zu erheben, »keinen Platz fanden. Dazu kam noch eine »revolutionäre Richtung, die dahinter, gleich »einer chronischen Krankheit, lauerte.

»Man wird sagen: daran war die Sclaverei »Schuld. Ja, das war sie, aber sie war es »nicht allein. Der Norden hatte auch einst »Sclaverei, aber er schaffte sie frühzeitig ab, »weil die Bedingungen und Umstände der »Arbeit und der Produktion im Norden der »Sclaverei nicht günstig waren und ganz »natürlich die öffentliche Meinung und das »sociale System in feindlichem Gegensatz zu »der Erniedrigung der Arbeit entwickelten.

»Ich zähle diese historischen Thatsachen »auf, um zu zeigen, mit welchen gefährlichen »Elementen und Richtungen wir zu theilen »haben würden in San Domingo und in anderen »tropischen Besitzungen. Warum erhielt sich »die Sclaverei im Süden, während sie sich im

»Norden nicht erhalten konnte? Einfach da-
»rum, weil natürliche Ursachen in einem
»heisseren Klima diejenigen Leidenschaften
»und Neigungen der menschlichen Natur ent-
»wickeln, welche durch die Befriedigung ihrer
»Triebe eher zu der willkürlichen Anwendung
»der Macht führen, als zu der gerechten An-
»erkennung der Rechte Anderer. Dies war
»der wahre Grund und demnach war die
»Sclaverei nicht die erste, sondern nur eine
»secundäre Ursache der Verschiedenheit
»zwischen der Gesellschaft des Nordens und
»des Südens. Die erste Ursache liegt tiefer
»und ist noch thätig.

»Ich kann sagen, ohne Widerspruch be-
»fürchten zu müssen, dass unser Bürgerkrieg
»kein blosser historischer Zufall war, sondern
»ein Conflict zwischen zwei verschiedenen
»Strömungen der Civilisation, welche sich
»unter verschiedenen natürliehen Einflüssen
»entwickelten. Und diese verschiedenen
»Strömungen haben noch nicht aufgehört zu
»fliessen. Wir haben kürzlich sagen hören,
»dass Virginia und Nord-Carolina in einem
»schlimmeren socialen und politischen Zustande
»wären als Mississippi, Alabama und Louisiana.
»Es mag eine Zeit lang so geschienen haben,
»aber es war nur Schein. Die Zeit ist nicht
»fern, wo wir sehen werden, dass die An-
»wendung und der Einfluss der nördlichen
»Civilisation in Virginia, Nord-Carolina und
»Tennessee so völlig durchdringen werden, wie

»sie es in Maryland und Pennsylvanien gethan »haben. Die nördlichen der ehemaligen »Sclavenstaaten, wie widerspenstig auch der »Geist der Bevölkerung heute scheinen mag, »werden sich unter den ihrer Natur nicht ent»gegengesetzten Einflüssen des Nordens, all»mählich natürlich, doch unabweisbar bessern. »Je mehr wir aber südwärts in die halbtro»pischen Theile unserer Republik gehen, je »schwächer werden diese Einflüsse werden. »Da wird es viel schwerer sein den alten Geist »der Gewaltthätigkeit, die alte Ungeduld der »entgegengesetzten Meinungen, die alte Neig»ung Gewalt anstatt geduldiger Vernunft zu »gebrauchen, kurz alle jene ungeordneten »Tendenzen, welche sich in bedenklichen Ueber»tretungen nur zu deutlich zeigen, auszurotten »oder nur einmal ernstlich zu modifizieren. »Wenn wir über den gestörten Zustand der »Gesellschaft dort klagen, so irren wir uns in »der Natur der Sache, indem wir das ganze »Uebel einzig den Traditionen der Sclaverei »oder den gewöhnlichen Unregelmässigkeiten »des Lebens in wenig bevölkerten Ländern »zuschreiben. Diese Ursachen haben das Uebel »wohl verschlimmert, aber sie haben es nicht »hervorgerufen. Sie sind eher Symptome als »Ursachen. Sehen Sie sich um auf der Erde »und studiren sie die Geschichte und die »gegenwärtigen Zustände der Völker und Sie »werden ähnliche Dinge, mehr oder weniger »entwickelt, in allen heissen Gegenden finden;

»d. h. eine leidenschaftliche Bevölkerung, mit »unruhigem Temperament, mehr zur Gewalt »geneigt, als zu friedlichen Argumenten und »selten willig bei der Entscheidung zwischen »widersprechenden Meinungen und Interessen »zu einer verständigen Uebereinkunft zu »kommen. Und so wird es uns schliesslich »in peinlicher Weise klar werden, dass so wie »es früher nicht die Sclaverei allein war, welche »unsere Zerwürfnisse hervorbrachte, es in Zu»kunft nicht allein die Traditionen derselben »sein werden, durch welche unsere Verschieden»heit zu Tage treten wird. Die natürlichen »Einflüsse, welche ich angedeutet habe, werden »sich unausbleiblich geltend machen. — — — »— — — Eine weise Politik kann sicher »heftigen Paroxismen vorbeugen, aber — und »hier spreche ich meine aufrichtigste Ueber»zeugung aus — ich zweifle ob wir je ganz »Herren des Uebels werden. — — — — — »Und gerade, während solche Probleme uns »entgegen starren, werden wir aufgefordert zu »den störenden Elementen noch neue, viel »schlimmere, hinzuzufügen? — — — — — »— — Da ist das Volk von San Domingo so »wie es ist; was wollen Sie mit ihm anfangen? »Man sagt, es sind ihrer nicht Viele, man »kann sie absorbiren oder einen mächtigen »Strom der Auswanderung dahin leiten. Sie »absorbiren? Wie? Welche Art Auswanderer »werden dahin gehen? Wir kennen die »Menschen, welche zunächst dahin eilen, wo

»grosser Gewinn mit grossem Wagniss zu »erreichen ist. Es ist das abenteuernde, das »ruhelose Element unserer Bevölkerung. Diese »werden die ersten sein nach San Domingo »zu gehen und eine brüderliche Sorge für die »farbige Bevölkerung zu übernehmen, welche »mit so viel Vertrauen unsere Annäherung »erwartet! Jene sind es, welche dieser die »Segnungen einer freien Regierung und eines »erleuchteten, humanen, philanthropischen »Geistes bringen! Aber wissen Sie, welches »Schicksal Sie diesen armen Menschen damit »bereiten? Wissen Sie, dass es auf der ganzen »Erde keine so habsüchtige Rasse giebt wie »die angelsächsische, und in dieser wieder »keinen hartnäckigeren Theil, als die aben- »teuerlichen Charaktere, welche gleich bereit »sind, in neu eröffnete, besonders in tropische »Länder zu eilen? Nicht so bald wird Aus- »wanderung der Art dorthin strömen, als sie »versuchen wird, die Einwohner hinauszu- »drängen, oder sie mit Gewalt zu zwingen, »ihren unersättlichen Begierden zu dienen. Es »kann dabei zu einem Zustand kommen, wo »Vertilgung noch das mildeste Schicksal ist, »welches die Eingeborenen treffen kann. — »— — — — — — — — — — — — —

»Es ist gesagt worden, dass unsere freien »Institutionen eine merkwürdige Kraft besitzen, »die verschiedenartigsten und entgegengesetz- »testen Bevölkerungselemente unter ihrem »wohlthätigen Einfluss zu vereinen und zu ver-

»schmelzen. Das ist wahr. Wir finden solche »Wirkungen unter dem Einfluss unseres nor»dischen Klimas. Die dümmsten Vorurtheile »schwinden, die eingewurzeltsten Gewohnheiten »ändern sich allmählich; die besten Anlagen »der verschiedenen Bevölkerungen, welche »hier zusammen kommen, werden an das »Licht gezogen und entwickelt, und schliess»lich werden diese widersprechenden Elemente »für die grossen Pflichten und Verantwortlich»keiten eines republikanischen Bürgerthums »vollkommen ausgebildet. Wir sehen hier in der »That eine Rassenvereinigung vor sich gehen, »welche ein einiges amerikanisches Volk zum »Resultat hat; ja, ich mag sagen, dass ich »hier auf unserem Grund und Boden kein »fremdes Element fürchte, welches kommt und »unsere Schicksale theilen will. Was sich »nicht mit uns zu der allgemeinen Höhe er»heben kann, wird untersinken, aber es kann »die Erhebung der übrigen nicht verhindern, »daher bedeutet Verschmelzung hier: Ver»schmelzung nach oben.

»Aber es muss dabei in Betracht genommen »werden, dass die angelsächsische Kraft hier »auf ihrem eigenen ihr gemässen Boden steht. »Ihre Energie empfängt die Inspiration hier, »so zu sagen, aus der Atmosphäre selbst, und »die angelsächsische Kraft ist, durch Natur»nothwendigkeit, hier das absorbirende, das »Alles sich aneignende Element.

»Wie aber steht es damit in den ameri-

»kanischen Tropen? Die Angelsachsen, wenn »sie dort Invasion machen, finden daselbst die »gemischten lateinischen, indianischen und »afrikanischen Rassen auf deren eigenem, natur»gemässem Boden. Da empfangen diese ihre »charakteristischen Inspirationen aus der »Atmosphäre, da entwickeln diese ihre »charakteristischen Eigenschaften unter den »Einflüssen der tropischen Natur, da sind diese »die natürlichen Produkte des Bodens, und »die Angelsachsen erscheinen da als eine »exotische Pflanze und können nicht die assi»milirende Kraft werden. Was aber wird »davon die Folge sein? Unausbleiblich dieses: »dass im Laufe der Zeit und durch den Pro»zess der Verschmelzung die Angelsachsen »mehr verlieren werden, als die afrikanisch»indianisch-lateinische Mischung gewinnen »wird. Es wird dies allerdings auch Ver»schmelzung sein, aber Verschmelzung nach »unten. Wollen Sie dafür Beweise? Ich »habe schon einmal auf die Nachkommen jener »Engländer hingewiesen, welche sich in den »westindischen Colonien niedergelassen hatten. »Gehen Sie dorthin und sehen Sie bis zu »welchem Grade sie degenerirt sind. Es mag »sein, dass Einige der Reichsten, welche schon »in der Kindheit nach England geschickt und »dort erzogen wurden und vielleicht den »grössten Theil ihres Lebens da zubrachten, »die angeborene Kraft ihres Stammes bewahrt »haben. Ich spreche aber von der Masse der

»in Westindien Gebornen und ihren Kindern, »welche das Land fortwährend bewohnt haben. »Sind sie nicht eine zum mindesten ebenso »elende Bevölkerung geworden, wie das ge»mischte Element, welches als das eingeborne »der amerikanischen Tropen anerkannt wird? »Sie werden diese Thatsache von jedem in»telligenten Reisenden bestätigt finden.

»Wird es Ihnen aber gelingen eine grosse »und werthvolle Anzahl deutscher Auswanderer »für diese in Besitz genommenen tropischen »Länder zu finden?

»Betrachten Sie die Geschichte der Auswander»ung von einem Punkt der Erde bis zum andern »und Sie werden sehen, wie gewisse Gesetze »wirken. Es ist eine wohl begründete That»sache, dass die Massen, welche von irgend »einem Lande auswandern, meistentheils die »Neigung zeigen auf denselben Wärmegrad»Linien zu bleiben. Das deutsche Element »geht niemals en masse in die tropischen Re»gionen. Es versteht sich, dass einzelne Speku»lanten dorthin gehen, um in kurzer Zeit grosses »Vermögen zu erwerben und dann heimzu»kehren und dasselbe zu geniessen. Man findet »auch hie und da Colonien, von solchen »Spekulanten gegründet, welche aber selten »zu grosser Wohlfahrt gekommen sind. In »grossen Massen aber, um Gemeinwesen auf »der Basis der politischen Ideen, welche die »germanische Race vertritt, zu gründen, gehen »sie nicht dorthin. Sie sind Fremde, Eroberer

»vielleicht, aber dennoch Fremde auf jenem »Boden und werden es immer bleiben. Da»gegen scheinen die Tropen den sogenannten »lateinischen Racen viel mehr zuzusagen. »Diese sind einem wärmeren Klima entsprungen »und für sie ist die Verschmelzung mit den »eingeborenen Kindern des Südens nichts »Ausserordentliches. Sie scheinen sich ohne »Schwierigkeit zu mischen. So entsteht die »indianisch-afrikanisch-lateinische Kreuzungs»race, jene hybridische Bevölkerung, welche »sich dort fortpflanzt und dort gedeiht. Diese »wird daher, wenn wir nach der Vergangen»heit urtheilen dürfen, das dort vorherrschende »Element bleiben.

»Demzufolge werden Sie, was für Mittel »Sie auch anwenden mögen, Auswanderung, »Erziehung oder was sonst, aller Wahrschein»lichkeit nach nicht im Stande sein die charak»teristischen Züge in der Natur der Menschen, »welche die amerikanischen Tropen bewohnen, »zu ändern, und diese werden daselbst die »assimilirende Macht bleiben. — — — — — »— — — — — — — — — — — — — —

»Angenommen nun, dass wir jene Inseln, »San Domingo, Cuba, Portorico, Westindien »und möglicherweise auch den Continent bis »zur darischen Landenge annektiren, was soll »mit diesen Ländern geschehen? Wollen Sie »sie als Provinzen, als Colonien oder als Lehen »beherrschen? Wollen Sie Satrapien daraus »machen? Sehen Sie nicht, dass das etwas

»unserem politischen System ganz Fremdes »sein würde? Und was würde die Folge da»von sein? Sie könnten diese Besitzungen eine »Zeit lang in einer landesgemässen Verfassung »lassen, aber wenn Sie dies zu einem perma»nenten System erheben oder es nur zehn »Jahre lang fortsetzen, so werden diese Satra»pien ebenso viele Pflanzschulen der Habsucht, »der Ausbeutung, der Plünderung sein, welche, »unerbittlich gleich dem Fatum, unser politisches »Leben in einem Maasse, das jeden Begriff »übersteigt, demoralisiren und verderben und »unserer Regierung einen militärischen »Charakter aufnöthigen werden, welcher die »republikanischen Vorzüge derselben vernichten »wird. Dieser Weg kann also nicht einge»schlagen werden.

»Was aber soll dann mit jenen Ländern »und Bevölkerungen geschehen? Sie müssen »dieselben schliesslich als Staaten so wie sie »sind, auf gleichem Fusse mit den Staaten, »welche Sie vertreten, aufnehmen und Sie »müssen sie nicht nur als Staaten aufnehmen, »welche sich selbst regieren, sondern welche »an der Verwaltung der allgemeinen Interessen »der Republik theilnehmen. Haben Sie be»dacht, was dies heisst? Lassen Sie uns die »Sache in ihrer letzten Consequenz betrachten. »Stellen Sie sich vor, die ‚offenbare Bestimmung »des Schicksals' habe auch Mexiko verschlungen »(denn Sie werden nicht im Stande sein an»zuhalten, wenn Sie einmal auf der schiefen

»Ebene stehen). Nun nehmen Sie zehn oder »zwölf tropische Staaten zu den Südstaaten, »welche wir schon besitzen, hinzu, nehmen »Sie die Senatoren und Repräsentanten der »zehn oder zwölf Millionen tropischer Menschen, »Menschen der lateinischen Rasse mit afrika»nischem und indianischem Blut gemischt, »Menschen, welche, wie ich schon gesagt habe, »weder Sprache, noch Traditionen, noch Ge»wohnheiten, noch politische Institutionen, noch »moralische Ansichten mit uns gemein haben; »stellen Sie sich vor, wie die in den Hallen »des Kongresses sitzen und das Gewicht ihrer »Intelligenz, ihrer Moralität, ihrer politischen »Ansichten und Gewohnheiten, ihrer Vorur»theile und Leidenschaften in die Wagschaale »der Schicksale unserer Republik werfen — »und weiter: stellen Sie sich die Regierung »unserer Republik vor, welche sich für die »Ordnung, die Sicherheit und die republika»nischen Institutionen in solchen Staaten, von »solchen Menschen bewohnt, verantwortlich »macht, stellen Sie sich dies Alles vor und »sagen Sie mir, ob ihre Einbildungskraft vor »einem solchen Bilde nicht zurückschaudert?«

— — — — — — — — — — — — — —

Aehnliche hohe Gesichtspunkte, auf die Beweisführung durch klimatische Verhältnisse, Racenunterschiede und langjährige Erfahrungen gestützt, sollten den politischen Handlungen immer zu Grunde gelegt werden. Man sollte nicht aus Habsucht und Herrschsucht erobern,

annektiren und das Ungleichartige, Widerstrebende, mit Gewalt zusammenbinden, sondern jeder Racenindividualität ihre eigenthümliche naturgemässe Entwickelung auf ihrem eignen Grund und Boden zu garantiren und ihr darin förderlich zu werden suchen. Wie anders, besser, naturgemässer würde die geschichtliche Entwickelung dann sein, wie viel blutige Greuel würden vermieden, wie viel Zeit, Kraft und Concentration würden für geistige Ziele, für die Arbeit der Intelligenz und die sittliche Wohlfahrt der Menschen erübrigt werden! Die verschiedenen Völkerindividualitäten würden friedlich nebeneinander wohnen, sich in ihrer Besonderheit achten und ergänzen, sowie in einem wohlorganisirten Haushalt die verschiedenartigsten Individualitäten nebeneinander wohnen und, indem Jeder die Freiheit und Eigenthümlichkeit des Andern achtet, ein frohes, förderndes Leben zusammenführen können. —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nun zurückkehre zu jenem merkwürdigen Moment, von welchem diese Betrachtung ausging, so liesse sich gerade in demselben ein erfreuliches Beispiel zu dem eben Gesagten finden. Die einstimmige Klage, die beim Tode Victor Emanuel's ertönte und Millionen Herzen in derselben Empfindung vereinte, war der Ausdruck dafür, dass er der Vollender einer naturgemäss nothwendigen, vernünftigen historischen That gewesen war. Dem Augenblick seines Todes fehlte nichts,

um die geschichtliche Bedeutung desselben in eine wahrhaft grossartige Beleuchtung zu stellen und ein Bild von solcher Wirkung hervorzubringen, wie es wenige in der Geschichte giebt. Während er, der lebenskräftige, robuste Mann in kurzer heftiger Krankheit seiner Lebensaufgabe in einem für Italien und Europa sehr kritischen Moment entrissen wurde, lag, dem Palast gegenüber, in dem er starb, in einem anderen Palast ein todesmatter Greis, der Macht beraubt, welche seine Vorgänger, ihrer höheren Aufgabe vergessend, in falschem Wahn zum Ziele ihres Strebens gemacht hatten. Der längst zum Sterben vorbereitete Papst überlebte den viel jüngern kräftigen König — welcher ihm eben jene Macht entrissen hatte und durch die Gewalt der Umstände sein Todfeind geworden war. Er überlebte ihn aber nicht, um über ihn zu triumphiren, sondern um noch zu sehen, wie das einige Italien um den Begründer seiner Einheit trauerte und wie Rom so ganz, so gründlich aufgehört hatte, Hauptstadt des Kirchenstaats, des Papstthums zu sein. Dies wurde noch klarer bei dem kurz darauf erfolgten Tode des Papstes, welcher die Bevölkerung kaum mehr aufregte als irgend ein anderes gewöhnliches Ereigniss und es klar zeigte, dass die weltliche Macht des Papstthums erloschen, der Jahrhunderte alte Streit, der hier in Rom seinen Heerd hatte, ausgekämpft sei, und dass die Donnerkeile und Blitze, welche der Vatikan sonst auf alle

Erdengrössen zu schleudern gewohnt war, vor der Vernunft und der geschichtlichen Erkenntniss ihre Macht verloren hätten.

Möge dies nun nicht blos ein momentanes Licht bleiben, wie es manchmal durch die Geschichte der Völker blitzt, um dann wieder in Nacht zu versinken, sondern möge es die höchste, bewusste Aufgabe der Italiener aller Stände werden, diese geschichtliche Thatsache zu vollenden, nach allen Seiten sie zu befestigen und die alte Moderluft der Kirchen mit dem frischen Weihrauchduft lebendiger Culturgedanken zu erfüllen. Es ist ein glänzendes Ziel, welches dem italienischen Volke jetzt vorschweben, welches es mit muthiger Klarheit zu erreichen beflissen sein sollte. Das hiesse mit Bewusstsein für eine höchste Aufgabe leben. Wird sich die grosse Intelligenz, die feste Hand finden, welche diese Aufgabe annimmt und Italien zu deren Erfüllung leitet?

Vom jungen Italien

Ja dieses Italien, wer liebt es nicht, schon wenn es nur wie ein fernes Ziel der Sehnsucht in der Heimath durch unsere Jugendträume schimmert, oder wie ein lichtumflossenes Eden den Bevorzugten im Jünglingsalter bekannt wird, oder wenn es endlich, als der hohe Preis reiferer Jahre, dem ernsten Geiste den Schlüssel giebt zu jener Harmonie des Daseins, zu welcher es jeden Strebenden zieht? Vermochte doch Winckelmann seinen Glauben abzuschwören, um dies Land zu sehen, in welchem sein Geist erst seine volle Entfaltung finden sollte. Empfand doch Goethe, schon im vorgerückten Mannesalter, hier zum ersten Mal, was Glück sei, und erreichten seine schönsten Werke doch hier erst ihre Vollendung. Und wer nennt sie Alle, welche in diesem herrlichen Land, zwischen den Vermächtnissen grosser Culturepochen und der ewig schönen Natur, ein neues erhöhtes Leben, eine Fluth von Belehrung, Poesie und Inspirationen gefunden haben?

Freilich kommt neben Jenen auch eine ungleich grössere Menge von gleichgültigen, unbedeutenden, oberflächlichen Menschen her, denen es nur darum zu thun ist sagen zu können, dass sie dagewesen sind, denn im Grunde suchen sie doch nur dasselbe, was sie zu Haus verlassen haben: eitle Zerstreuung, Geselligkeit um jeden Preis, die Möglichkeit die Zeit in buntem Wechsel hinzubringen und der Rechenschaft zu entgehen, welche eine leise Mahnung zuweilen von ihnen fordert, ob das Leben nicht vielleicht etwas Anderes sei als eine Jagd nach Genuss. Es schmerzt, inmitten der Herrlichkeiten Italiens diesen gleichgültigen Touristengesichtern zu begegnen, die einfältigen Bemerkungen zu hören, und zu sehen, wie diese Alle die Mittel besitzen hierher zu kommen, während es einem Winckelmann, selbst Goethe und so Vielen, welche es verdienten, nur mit schweren Opfern, spät oder wohl nie, zu Theil wurde.

Das Touristenleben, die Manie des Reisens um jeden Preis, gehören überhaupt zu den Modekrankheiten, von welchen unsere Zeit ergriffen ist. Die Liebe zur Heimath, die fromme Sitte, von Generation zu Generation treu bewahrt, das Glück stiller Häuslichkeit, die eigenartige Bildung, welche im Schutze heimischer Umgebung von fremden Einflüssen ungestört sich stark ausprägen konnte — das Alles verschwindet unter der nivellirenden Herrschaft des Dampfes, welcher es auch den

Unbemittelten möglich macht, öftere Reisen zu unternehmen. Welch ein Ereigniss war früher, selbst noch in meiner Kindheit, eine Reise! Meist blieb man ja, im Sommer wie im Winter, ruhig zu Hause; aber hiess es dann einmal, es soll eine Reise gemacht und auch die Kinder sollen mitgenommen werden — was war das für ein Erleben! Dieses ahnungsvolle Hinaustreten aus der engen, vertrauten Welt in die unbekannte Ferne, die Vorbereitungen, welche die liebende Mutter für Toilette u. s. w. traf und welche eine weihevolle Bedeutung zu haben schienen, der Abschied von Lehrern und beneidenden Gespielen, der Augenblick der Abreise, wenn man sich im geräumigen Reisewagen häuslich einrichtete und das Posthorn schmetterte, welch eine Poesie war in dem Allen, und welchen Stoff sammelte man ein, um mit den Wundern der Ferne nach der Rückkehr die traute Heimath zu schmücken.

Jetzt kann man sagen, dass Eisenbahnen und dampfende Lokomotiven das Ideal der modernen Kinderwelt sind. Schon von klein auf trägt der Dampf die Menschen von der Heimath fort. Die Zerstreuung durch den ewigen Wechsel der Umgebung, die Unruhe, welche aus dem häuslichen Leben hinaustreibt, die Oberflächlichkeit, mit welcher das Sehenswerthe unvorbereitet gesehen wird, der geringe Einfluss, welchen das Anschauen der höchsten Kunstwerke, der entzückendsten

Naturschönheiten auf die Bildung haben — Alles das sind zum Theil Folgen der modernen Erfindungen, des verflachenden »Fortschritts« durch den Dampf. Das Idyll eines Familienlebens, wie in Hermann und Dorothea, oder in der Pfarrersfamilie zu Sesenheim, würde wohl kaum jetzt noch, ausser in weiter Ferne von den Culturstätten, gefunden werden. Indess soll damit nicht gesagt sein, dass sich nicht auch eine Fülle des Guten an diejenigen Erfindungen knüpft, welche zugleich der Verflachung der Gedanken, Gefühle und Zustände dienen. Ist es doch beinahe so mit allen Dingen auf der Welt, dass ihr Nutzen oder ihr Schaden von denen abhängt, welche sie gebrauchen und so führt freilich der Dampf jetzt auch die mit grösserer Leichtigkeit nach Italien, welche es werth sind da zu leben, zu lernen und zu geniessen. Aber diese wenden sich hinwiederum meist nur zu dem Studium des Vergangenen, zu den unerschöpflichen Fundgruben der Archive, Denkmäler und Gallerien. Sie sind, in der Bewunderung des Alten, nur zu geneigt die Gegenwart gering zu schätzen und die zweite Renaissance Italiens als eine dürftige, lebensunfähige Pflanze zu betrachten. Anders scheint es dem, welcher hier lebt und das Volk und die Vorgänge im Stillen beobachtet.

Zunächst muss man bedenken, wie jung das einige Italien noch ist, und welche Zeiten trostloser Verkommenheit, Geist und Leben

tödtender Zustände, absichtlich von Oben herab gewollter Unwissenheit und Knechtschaft, es durch mehr als ein Menschenalter hindurch ertragen hat. Man lese nur die Gedichte Leopardi's, um zu erfahren, welche Nacht hoffnungslosen Schmerzes jene Zeiten über die edelsten Seelen bereiteten. Man lese seines Freundes Ranieri Roman »Ginevra«, die Erzählung Ruffini's »Lorenzo Benoni« oder die »Povera Lisa« und ähnliche Bücher, um die Einzelnheiten jener furchtbaren Zustände kennen zu lernen. Wenn ein Volk unter solchem Druck, unter solchen, dem Denken und Fühlen Hohn sprechenden Despotien (geistlichen und weltlichen) nicht zu Grunde geht, nicht ganz versumpft und verdummt und bis in das innerste Mark demoralisirt wird, so muss man an eine, ihm inne wohnende, unverwüstliche Kraft glauben und kann an seiner endlichen Wiedergeburt unter dem Einflusse besserer Tage nicht verzweifeln.

Nur müssten dieser Wiedergeburt allerdings verständnissvolle, künstlerisch empfindende Führer zu Hülfe kommen. Man müsste vor allen Dingen nicht vergessen, dass dem italienischen Volk plastisch-künstlerische Tendenzen zu eigen sind, welche in seiner Vergangenheit wurzeln und die, wie dürftig sie auch jetzt sich äussern, nicht ausser Acht gelassen werden sollten. Welch eine wundersame Welt plastischer Schönheit muss Italien zur Zeit des römischen Reichs gewesen sein!

Sieht man die spärlichen Reste jener fernen Zeit, so staunt man bei dem Gedanken, an was für eine Welt voll Schönheit das Auge damals gewöhnt gewesen sein muss. Freilich hatten Griechenland und Kleinasien das Meiste dazu geliefert. Aber diese Beiden haben keine Renaissance gehabt wie Italien, in welcher nun dessen eigener Genius schöpferisch wurde. Welches andere Land der Erde hat zwei Mal eine solche Blüthezeit gehabt? Man sehe nur den unerschöpflichen künstlerischen Reichthum der italienischen Städte, auch der kleinen und kleinsten, und man wird begreifen, dass etwas von dieser Kunstempfindung in der Seele des Volks bleiben musste, ja dass ihm ein künstlerisches Bedürfniss eingeboren sein muss, welches es trieb, so sein Leben zu schmücken.

Die Kirche hatte dies Bedürfniss verstanden. Nicht nur dass sie sich selbst mit herrlichen Kunstwerken, mit Glanz und Pracht schmückte, sie schuf auch Feste zu Ehren der heiligen Bevölkerung ihres Himmels, bei welchen sich die Armen der irdischen Bevölkerung freuten und ihr Elend vergassen.

Schon bei meinem ersten Aufenthalt in Italien, als das potere temporale des Papstes noch bestand, fiel mir die Bedeutung dieser damals noch so häufigen Feste auf. Abgesehen von den grossen Kirchenfeierlichkeiten in Rom, gab es in allen kleinen Orten Feste zu Ehren der Madonna und anderer Heiliger,

welche für diese Orte Veranlassung zu grösster Fröhlichkeit waren. Ein solches Fest erlebten wir, ich und meine Pflegebefohlenen, in Frascati. Die Veranlassung dazu war folgendes Wunder, welches die Madonna (die himmlische Freundin des italienischen Volks, neben welcher Gott und Christus nur den zweiten Rang einnehmen) vollbracht hatte: Im Jahre 1525, als die Truppen Bourbons Rom verwüsteten, hatten dieselben auch Frascati einnehmen wollen. Während man draussen kämpfte, las ein Priester in der Kirche Messe und gelobte der Madonna eine neue Kirche zu bauen, wenn sie die Feinde unterliegen lasse. Als er sein inbrünstiges Gebet beendet hatte, entfiel ihm die Hostie. Er nahm dies für ein Zeichen der Gewährung und die Krieger Frascati's wurden dadurch so begeistert, dass sie die Feinde zurückschlugen. Natürlich wurde die Kirche gebaut, und von nun an brachte man alle fünfzig Jahre das wunderthätige Bild der Madonna, in feierlicher Prozession, zu der höher gelegenen Kathedrale, wo es acht Tage zu Besuch blieb, während denen Messe gelesen, Musik gemacht und Pferderennen, Feuerwerk und andere Kurzweil veranstaltet wurden. Die Madonna hatte es gern, wenn man ihr zu Ehren fröhlich war und das Volk baute mit heiterer Zuversicht auf ihre Theilnahme an seiner Lust. So drohte damals, am Tag vor dem Fest, das Wetter mit Regen. »Seien sie ruhig,« sagte

mir eine Frau aus dem Volke, »die Madonna wird gutes Wetter geben.« Sie that es auch wirklich. Der Tag strahlte in Frühlingswonne dem Zug der Himmelskönigin entgegen. Bunte Gruppen von Landleuten, theils zu Fuss, theils auf Eseln und Maulthieren, zogen von allen Seiten herbei und drängten sich auf dem Platz vor der Kathedrale zusammen. Als die Prozession beim Geläute der Glocken, beim Gesang der Kirchenchöre und der Musik begleitender Militärbanden nahte, bildete das Volk Spalier. Die damals noch häufig vorkommenden schönen Volkstrachten, die bunte Tracht der Prozession, die Standarten mit ihren gemalten Heiligenbildern, die Mönche mit brennenden Fackeln, die Cardinäle in glänzendem Ornat, das wunderthätige Bild mit buntem glitzernden Schmuck behängt — Alles das bildete ein heiter-wirksames Schauspiel. Mir wurde es dabei klar, warum die Kirche, welche in der geistigen Erkenntniss der Nation längst gesunken war, noch eine solche Macht über das Volk besass. Das Volk bleibt viel länger unmittelbar künstlerisch als der gebildete, nur zu oft verbildete Mensch. Es hat das Bedürfniss, neben seiner elenden Alltagswelt sich zu freuen am schönen Schein, sich auszujauchzen in dionysischer Lust. Ihm, dem keine gedruckten Epen und Dramen die Wonne der Kunstempfindung geben, dem kein Rhapsode mehr seine Heroen in bildnerischer

Deutlichkeit vor Augen stellt, dem keine Bühne wieder im erhabnen Mythos das Geheimniss der tragischen Schuld und Erlösung vorführt, ihm gab die Kirche in diesem Mariencultus, in diesen Heiligenfesten ein Etwas, bei dem es sich heiter, menschlich glücklich, über seine entbehrungsvolle Existenz hinweg gehoben fühlte. Was konnte man bei diesen phantasievollen, schnell und feurig empfindenden, nach Bild und Gleichniss verlangenden südlichen Menschen mit blossen Nützlichkeitstheorien oder abstrakter Moral erreichen? Ebensowenig wie die Engländer mit ihrer Mission bei den träumerisch-speculativen Indern erreichen können, denen die Lotosblume und das Rauschen des heiligen Stroms ganz andere Offenbarungen geben, als so ein englischer Reverend sich träumen lässt.

Meine Gedanken kehrten später, als ich schon in Italien heimisch geworden war, oft noch zu diesem Gegenstand zurück. Immer von Neuem musste ich denken, welch ein wichtiges Element in der Erziehung des italienischen Volkes (aller Völker übrigens) schöne Feste sein würden, durch welche, wie gesagt, die Kirche ein humanes, ästhetisches Element in das Leben der Armen, der Stiefkinder des Glücks gebracht hat.

Ein Beispiel von der rührenden Naivetät, mit welcher das Volk dabei in Beziehung zu der Religion steht, hatte ich in Ischia. Für die thätige, arbeitsame, aber arme Bevölkerung

der Insel giebt es natürlich in jedem Orte jährlich nur ein Fest zu Ehren des besonderen Schutzheiligen. In Casamicciola, dem durch seine Thermalquellen bedeutendsten Orte, ist das grosse Fest im Juni, zu der Zeit, wenn auf dem zauberischen Eiland Alles in Blüthe steht und die Luft mit berauschenden Wohlgerüchen von Akazien-, Ginster und Weinblüthen erfüllt ist. Da entzünden sich am Abend Lampen und Lämpchen an allen Häusern und Hütten des von der Marine sich malerisch am Abhang der Felsen hinauf ziehenden Ortes. Aus dem dunklen Grün der üppigen Vegetation, welche die Wohnungen umgiebt, schimmert und funkelt es hervor wie in einem Märchen der Tausend und einen Nacht. Die Einwohner, Gross und Klein, begeben sich auf die Anhöhe, auf welcher die Kathedrale steht, welche mit bunten Lampen und Blumengewinden reich verziert ist. Auf den Balkonen und Loggien (welche auch die ärmsten Häuser dort zieren, weil die einfache Architektur dem Bedürfnis nach Luft, das aus dem Klima hervorgeht, folgt) zeigen sich die schlanken Gestalten der Frauen und Mädchen, in anmuthig-nachlässiger Haltung des Schauspiels harrend. Unten auf der Strasse preisen ambulante Waarenhändler mit dichterischem Schwunge ihre Waare der immer wachsenden Volksmenge an. Bengalische Feuer blitzen auf und beleuchten die bunten Gruppen. Plötzlich fangen die Glocken an zu läuten, Böllerschüsse

krachen, das Volk weicht zu beiden Seiten zurück und sinkt auf die Knie, während in dem freigelassenen Raum die Prozession heranzieht, die von dem unten am Meer gelegenen Kirchhof, wo die Gräber gesegnet worden sind, zurückkehrt. Dem Zuge voran schreitet ein Chor singender Knaben, ganz anzusehen wie die Knaben auf dem Relief von Lucca della Robbia in Florenz. Ihnen folgen Kinder wie Engel gekleidet, mit Flügeln von Gold- und Silberpapier und mit Blumenkränzen auf dem Kopf. Dann naht, unter einem Baldachin getragen, das Allerheiligste; Priester treten aus der Kirche und streuen ihm entgegen Rosen auf die Treppenstufen, auf welche nun der Geistliche tritt, um mit der erhobenen Hostie das knieende Volk zu segnen.

Kein Excess, kein unmässiges Betragen irgend einer Art stört den malerischen Eindruck dieser Scenen. In stiller Genügsamkeit freut sich das Volk mit seinen Heiligen. Um elf Uhr Abends ist die ganze Pracht erloschen und die, welche der kommende Tag wieder zur Arbeit ruft, flüchten in die Arme des Schlafs. Am Tag nachher erzählte mir ein Fischer, dass sie das ganze Jahr hindurch sparen und jeden Pfennig, den sie erübrigen können, bei Seite legen, um dies Fest möglich zu machen, welches eine ziemlich hohe Summe kostet. Ich fragte ihn, warum sie, da sie so arm seien, so viel Geld an dies Fest wendeten. »Ach,« erwiderte er, »unser Herr

Jesus Christus giebt uns so viel Gutes, da müssen wir ihm doch auch eine Freude machen.« Dieses Gegenseitigkeitsverhältniss hat etwas so rührend Naives, dass man nicht daran rühren möchte, bis man Besseres an die Stelle setzen kann.

Unmittelbar, ohne weitere heilsame, daraus zu hoffende Folgen, ist das blosse Lesen und Schreiben lernen, welches jetzt durchgängig auch auf den Inseln im Golf von Neapel obligatorisch ist, noch kein Ersatz. Zunächst wird es ähnlich damit gehen, wie mit den schönen Nationaltrachten, welche verschwinden, um hässlichen, phantasie- und geschmacklosen Kattunkleidern Platz zu machen. Die künstlerische Empfindung, welche jene schönen Nationaltrachten schuf, weicht dem nivellirenden Zug des Zeitalters, das durch seine industriellen wohlfeilen Fabrikate der langsameren Handarbeit den Rang abläuft. Ich schlug in einer in Rom gestifteten philanthropischen Gesellschaft vor, man solle die Frage der Nationaltrachten berücksichtigen; alle Mitglieder der Gesellschaft sollten sich verpflichten, bei der Annahme von Dienerinnen darauf zu bestehen, dass diese ihre Tracht beibehielten. Es wurde mir aber erwidert, das sei nicht durchzuführen, da die wohlfeilen Kattune und die raschere Anfertigung von Kleidern aus denselben sie den der Stellen bedürftigen Personen vorzüglicher machten. Ebenso dient vorerst das Lesen und Schreiben

nur Nützlichkeitszwecken nach der einen Seite hin und vernichtet nach der anderen Seite den alten Glauben mit seinen Irrthümern, aber auch mit seiner Poesie. Es ist der Strom der Zeit, der unaufhaltsam daher braust und Alles mit sich fort reisst, auch das naiv Schöne, Künstlerische, Poesievolle. Wir können es nicht hindern, dass das Volk etwas Anderes werde als es war, dass die naiven Zustände mit ihren Fehlern und Vorzügen verschwinden. Aber sorgen könnten wir doch, wir, die Gebildeteren, Einsichtsvolleren, dass dies Andere etwas Höheres, Besseres würde, dass höhere Ideale an die Stelle der alten träten, dass die künstlerische Empfindung, der Sinn für das Schöne nicht ausstürbe. Es versteht sich von selbst, dass ich unter Volk nicht die tiefverdorbene Klasse der Bevölkerung meine, welche seit unendlich langer Zeit einzig auf den Verkehr mit den Fremden und die Plünderung derselben angewiesen war. Dadurch haben sich Fehler entwickelt, welche zu wahren Krebsschäden geworden sind: Habsucht, Unredlichkeit, Faulheit. Diese Klasse ist jedoch fast nur in den grossen Städten heimisch, wo man im Winter von den Fremden so viel Geld als möglich erpresst und im Sommer dafür faullenzt. Das ist aber nicht das eigentliche italienische Volk, sondern eine verdorbene Schicht des Bürgerstandes. Das Volk ist arbeitsam, mässig, liebenswürdig, und in den Orten, wo der Fremdenverkehr noch nicht

seinen verderblichen Einfluss geübt hat, uneigennützig gastfreundlich. Wie selten wird man z. B. einen Orangengarten im Süden verlassen, ohne dass die contadini, welche ihn bebauen, den Besucher mit einem Zweig voller Orangen beschenken, oder eine Freundlichkeit, welche man ihnen erweist, mit einem Blumenstrauss beantworten. Sie sind auch lernbegierig, die armen Menschen, und die Bestrebungen für den Volksunterricht, welche theils von der Regierung, theils von Privaten ausgehen, werden mit Eifer aufgenommen. In Neapel, wo die unteren Volksschichten so furchtbar vernachlässigt und physischem wie moralischem Elend preisgegeben waren, sah ich die schönsten Erfolge in einer Volksschule, welche von der für die Volkserziehung unermüdlich thätigen Frau Julie Salis Schwabe gestiftet wurde. Die rasche Entwickelung der Intelligenz, die mannigfache Begabung, die Grazie und Anmuth der armen Kinder, welche in Schmutz und Elend geboren, hier ein reinliches, menschenwürdiges Dasein kennen lernen, sind bewunderungswürdig. Man kann nur wünschen, dass diese vortreffliche Anstalt reichliche Unterstützung und Nachahmung finde.

Zur Ehre der Italiener aber muss es auch gesagt werden, dass viel geschieht, und dass die furchtbar grosse Zahl der Analphabeten in der jetzt aufwachsenden Generation schon bedeutend vermindert sein wird.

Ganz besonders ist aber auch hier die Erziehung der Frauen vernachlässigt gewesen. Fast ausschliesslich den Händen der Nonnen anvertraut, wurden sie nachher die Werkzeuge, durch welche die Priester die Familie und die Gesellschaft beherrschten. Es ist bekannt, dass die italienischen Frauen zu den schönsten und anmuthigsten ihres Geschlechts gehören. Aber unwissend waren sie bisher bis zu einem unglaublichen Grad. Es kam mir der Fall vor, dass vornehme Frauen, Zierden der Gesellschaft, mit höchstem Erstaunen vernahmen, dass die Erde sich um die Sonne bewege, und ganz erfüllt von dieser Neuigkeit waren.

Marquisen und Herzoginnen, besonders im südlichen Italien, konnten oft kaum lesen und schreiben. Bei den Frauen des Volkes war dies die Regel; sie konnten ihre Unterschrift nur mittelst eines Kreuzes geben.

Und doch — wie intelligent sind sie von der Natur angelegt! Ich hatte Gelegenheit, die geistige Entwickelung mehrerer Mädchen aus dem Volke zu beobachten, welche im fünfzehnten oder sechszehnten Jahr durch theilnehmende Menschen in den Stand gesetzt wurden, sich eine höhere Bildung anzueignen. Bis dahin konnten sie weder lesen noch schreiben und hatten die allerprimitivsten Vorstellungen über das Wesen der Welt und die Vorgänge in der Natur. Eines dieser Mädchen äusserte u. A. die Ansicht, dass die Wolken Thiere seien, welche kämen, an den Flüssen

Wasser zu trinken. Aber sie brauchte nicht lange Zeit, um sich von dieser kindlichen Art der Vorstellungen zu einer reiferen zu erheben. In der Zeit von zwei bis drei Jahren hatte sie sich nicht nur alles elementare, sondern auch höheres Wissen so vollständig angeeignet, dass sie bald die meisten Damen höherer Stände an allgemeiner Bildung übertraf, während sie ihnen durch nichts in Benehmen und feiner Sitte nachstand.

Dass es schon ganze Epochen gab, wo die italienischen Frauen ihre hohe Begabung glänzend entfaltet hatten und theilnahmen an dem geistigen Leben ihrer Nation, habe ich schon erwähnt; z. B. im elften Jahrhundert an der Universität in Salerno, später an der in Bologna. Wer kennt nicht die Namen der ausgezeichneten Frauen der Renaissance? Wer weiss nicht von Leonora d'Este, welche einen grossen Dichter begeisterte, von Vittoria Colonna, die schon im vorgerückten Alter noch das Ideal des gewaltigen Genius wurde, welcher einsam auf dem Gipfel höchster Kunstentwickelung steht, als hätte die Natur in ihm noch einmal den schöpferischen Inhalt der zwei Jahrhunderte der wiedergebornen Kunst zusammenfassen wollen, ehe sie sich, vom Schaffen ermüdet, wieder in den langen Winterschlaf der Unproductivität begab.

Aber auch die neueste Zeit hat in Italien einzelne Frauengestalten gehabt, welche den Edelsten aller Zeiten an die Seite gesetzt

werden können und ihrem Geschlecht als Vorbilder dienen sollten. Wie die Zeit der geistigen und politischen Noth unter der Fremdherrschaft und dem Papstthum durch den edlen Zorn die grossen Gestalten schuf, denen wir unter den italienischen Patrioten begegnen, von welchen ich nur Mazzini und Garibaldi zu nennen brauche — so brachte sie auch grossartige Frauencharaktere zur Reife, welche sonst vielleicht nur »in der Stille« anmuthige Talente entfaltet hätten, nun aber »im Strom der Welt«, im Kampfe der Ideen sich zu bedeutender Wirksamkeit und edelster Thatkraft erhoben. Ich will hier von Einer erzählen, zu der ich selbst in nahe Beziehung trat.

In frühster Kindheit, wo sich noch keine Gesammtbilder von Zuständen, Verhältnissen und Persönlichkeiten in der Vorstellung feststellen, prägen sich nur einzelne, besonders lebhafte Eindrücke dem Gedächtniss ein, welche später wie lichte Punkte aus dem Nebel der Erinnerung auftauchen. So war mir das Bild einer jungen vornehmen Italienerin geblieben, welche sich einige Zeit in meiner Vaterstadt bei ihrem Onkel, toscanischem Gesandten daselbst, aufgehalten hatte. Sie erregte dort das grösste Aufsehen durch ihre ausserordentliche Schönheit und Grazie, so dass man sie nur unter der Bezeichnung »die schöne Italienerin« kannte. Da ich noch ein kleines Mädchen war zu der Zeit, kam ich natürlich zu ihr in

keinerlei Beziehung, wusste Nichts von ihren Verhältnissen, ihren Schicksalen, noch wohin sie gegangen war, als sie nach einiger Zeit wieder schied. Auch hörte ich während meines langen, vielbewegten Lebens nie wieder etwas von ihr, dachte ihrer auch nie mehr, da ich durch nichts an sie erinnert wurde. Dennoch war ihr Bild auf der Gedächtnisstafel nicht erloschen, und ich wusste auch noch, dass sie Marquise gewesen und Tanari geheissen hatte, aber die Erinnerung ruhte, wie es mit solchen Erinnerungen zu gehen pflegt, als Negative in der wunderbaren photographischen Anstalt des Gedächtnisses, um bei der betreffenden Gelegenheit zum Abdruck zu gelangen und das aufgenommene Bild zu reproduciren. Vor wenigen Jahren nun, als ich in Florenz lebte, kam die Baronin Mahrenholz, die grossmüthige Verbreiterin der Fröbel'schen Kindergartentheorie, dorthin, um Vorträge über die ihr so werthe Sache zu halten und Anhänger für die Einführung derselben in Italien zu gewinnen, was ihr auch gelang. In einer der Versammlungen, welche Frau von Mahrenholz zu dem Zweck hielt, wurde mir der Eintritt einer Marquise Tanari in das Comité verkündigt, von deren Mitwirkung man sich grossen Erfolg versprach. Betroffen durch die Nennung dieses Namens, liess ich mir die Dame zeigen und sah eine edelmatronenhaft gekleidete alte Frau von jener Schönheit, welche auch dem Alter noch verbleibt, wenn der Reiz der

Jugend in den edlen Zügen durch den Ausdruck höchsten Seelenadels ersetzt ist. Wir wurden einander vorgestellt und es währte nicht lange, so hatten wir jene Zeichen gefunden, an denen sich die, welche zu einer geistigen Gemeinschaft gehören, erkennen. Es ergab sich bald, dass ich in ihr die unvergessene Gestalt aus den Nebeln meiner Kindheit wiedergefunden hatte. Natürlich erzählte ich ihr die Geschichte, welche sie sehr erheiterte. Sie erzählte mir dagegen, dass sie damals, eine ganz junge Frau, mit ihrem kleinen Sohn zu dem Onkel in das Ausland geflohen sei, weil man das Kind in eine Jesuitenschule habe geben und sie es diesem Schicksal habe entziehen wollen. Dass sich alsbald ein näherer Umgang an unsere Begegnung knüpfte, versteht sich von selbst. Ich lernte die Hochbegabte nun auch als Künstlerin kennen. Man hatte sie einst die erste Dilettantin Italiens genannt, da sie als Musikerin und Malerin gleich ausgezeichnet gewesen war, als letztere selbst schöpferisch, wie es viele von ihr an Kirchen, an Freunde oder zum Besten wohlthätiger Zwecke verschenkte Bilder bezeugen. Glänzend durch Schönheit, Geist, Talente und Liebenswürdigkeit, war sie die Zierde der höchsten Gesellschaft gewesen. Durch eigenes Nachdenken aber früh Feindin jedes, besonders des clericalen Despotismus geworden, hatte sie niemals gezögert, die äusseren Vortheile ihrer Stellung hinzuwerfen, wenn es galt, für

ihre Ueberzeugung in die Schranken zu treten. Ihre eben erwähnte Flucht nach Deutschland war ein Beweis, wie energisch sie schon in erster Jugend hierin zu handeln wusste. Später war sie der despotischen Fremdherrschaft in ihrer schönen Heimat gegenüber stets stark compromittirt. Als im Jahr 1848 das nördliche Italien sich gegen Oesterreich erhob, brachte ihr glühender Patriotismus das grösste Opfer, welches sie zu bringen hatte. Sie liess den einzigen Sohn, den sie selbst mit unnennbarer Liebe und Sorgfalt erzogen hatte, als Freiwilligen in die piemontesische Armee eintreten. Zur Zeit, als ich sie kennen lernte, war sie eben vom Minister des öffentlichen Unterrichts beauftragt worden, die Mädchenschulen in Oberitalien zu inspiziren. Dieser Auftrag war die Folge eines Berichtes, welchen sie über die von Nonnen geleiteten Mädchenschulen in Bologna und die darin vorkommenden Missbräuche verfasst und dem Minister eingereicht hatte. Sie unterzog sich der Aufgabe mit grösster Energie, musste aber nachher davon abstehen, da ihre Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Dabei war sie jedoch ungemein kräftig für ihr Alter, von einer elastischen Frische des Geistes und einer Arbeitskraft, welche in Erstaunen setzten. Sie war mit einer grossen Arbeit beschäftigt, an der ihr Herz hing und welche der krönende Abschluss ihrer irdischen Thätigkeit sein sollte. Es war eine Geschichte der Siegel, Wappen

und Zeichen der Städte und Corporationen des mittelalterlichen und Renaissance-Italiens. Mit unermüdlichen Fleiss hatte sie das Material dazu gesammelt; ihre Künstlerhand hatte in allen Archiven und Museen die oft sehr schönen, kunstreichen alten Siegel und Wappen nachgeahmt und mit herrlich erfundenen Titelblättern, Arabesken u. s. w. die werthvollste Ausstattung des Werkes vorbereitet. Sie selbst schrieb den Text; nach sorgfältig gemachten Studien hatte sie die Geschichte dieser Zeichen so zusammengestellt, dass das Ganze eine wahre Cultur- und Sittengeschichte der italienischen Städterepubliken wurde. Mit der Arbeit hoffte sie in der Geschichte ihres Vaterlandes zu bleiben. Als ich sie kennen lernte, war sie damit beschäftigt, den Abschnitt über die Stadt Siena zu Ende zu bringen. Ich staunte über die Schönheit und vollendete Ausführung der Malerei, welche der Siebzigjährigen ohne Hülfe von Augengläsern gelang. Um den Ansprüchen der Arbeit sowohl wie denen der Familie und der zahlreichen Freunde und Bekannten genügen zu können, stand sie, auch im Winter, mit Tagesanbruch auf. Immer human und voller Rücksicht für Andere, wollte sie ihr treues, von ihr erzogenes Kammermädchen nicht so früh wecken; sie selbst machte sich daher das Frühstück, heizte im Winter selbst ein und begann zu malen. Darauf beschränkte sich aber ihre Thätigkeit nicht; sie unterrichtete ihre Enkelin, welche

sie leidenschaftlich liebte, im Zeichnen und in weiblichen Fertigkeiten, in denen sie ebenfalls Meisterin war. Sie war bei Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigt und fand noch immer Zeit zu edler Geselligkeit, welche sie durch die Macht und die Grazie ihres Geistes zu schaffen und zu beleben wusste. So mild und gütig sie aber gewöhnlich war, so wurde sie doch unerbittlich streng, sarkastisch verspottend oder leidenschaftlich verdammend, wenn von den Missbräuchen des Clerus, den Irrthümern der Regierung, der Corruption der Aristokratie die Rede war. Wie oft sagte sie mir, wenn ich von dem sprach, was für das Volk geschehen müsse: »Ach, fangen wir erst bei den höheren Ständen an, bei den jungen Leuten der Aristokratie, damit ihrer Leerheit, ihrer Immoralität ein Ende gemacht werde; dann wird das Bessere sich von selbst nach unten ausbreiten.« Sie war nicht glücklich; die furchtbare Schwere des Lebens lastete auf ihrer Seele; harte Schläge des Schicksals, die sie persönlich trafen, die unvollkommenen Zustände in Italien, dessen Regeneration sie sich ganz anders geträumt hatte — alles das machte sie oft tief aufseufzen. Brieflich ergoss sich ihr Leid in erschütternden Klagen und sie schrieb mir einmal, dass sie ohne den Glauben an die Metempsychose, an eine frühere Verschuldung, die hier gebüsst werde, die Qual des Lebens nicht verstehen und

nicht ertragen würde. Trotzdem aber glaubte sie an den Fortschritt; dieser Glaube war ihre Religion. So antwortete sie mir auf arge Bedenken, welche ich ihr in dieser Beziehung geäussert hatte: »In Allem stimme ich mit dir überein, nur nicht in der Ansicht über den Fortschritt. Der Fortschritt ist eine Wahrheit, aber der Mensch hat nur noch nicht ganz sein Thierfell abgestreift. Die Haare hat er verloren, aber das Fell ist noch da, und Viele haben auch noch die Haare; es wird noch grosse Arbeit kosten, sie auszureissen. Indess geht die Läuterung doch vor sich und leise, leise wird es besser. Die modernen Zustände, so schrecklich sie auch noch sind, können doch nicht mit denen früherer Jahrhunderte verglichen werden, und von da aus muss man den Fortschritt messen. Das Gold ist nur noch zu sehr der höchste Gott; aber es läutert sich auch, und niemals liess es seine Macht mehr sehen als jetzt, wo es, durch das Uebermaass des Bösen, Viele zum Nachdenken weckt und dazu bringt, es zum Guten zu verwenden und zum mächtigen Helfer des Fortschritts zu machen.«

Diesem allmählichen Fortschritt nach Kräften zu helfen, das Schöne in engeren und weiteren Kreisen zu verbreiten, war sie unermüdlich. Sie sprach einmal von denen, die, wenn sie nicht gleich das Vollkommenste haben können, es verschmähen, das Schöne zu pflegen und lieber in unharmonischen

Zuständen verharren. »Ich habe das Bedürfniss, Alles zu verschönern,« sagte sie, »und thue es, wenn es auch nicht gleich das Vollkommene wird. Das Vollkommene herzustellen ist schwer und schadet daher oft dem Schönen. Die wahre Grazie ist die Hauptsache im Leben, und die Grazie, welche die Seele des Individuums ist, ist für mich das Vollkommene. Andere stossen sich in ihrer Umgebung oder auch sonst am kleinsten Mangel und vernachlässigen darüber Alles. Ich gehe darüber hinweg, wenn nur das Ganze schön und harmonisch ist.«

Im hohen Alter von neuen, grausamen Verlusten betroffen, konnte die grosse Seele kaum mehr die Kraft finden, sich darüber zu erheben. Die Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Abschluss des leidenvollen Lebenstraumes, wurde allgewaltig. In ihren Briefen sprach sie immer nur diesen einen Wunsch aus, aber die herrliche Organisation schien dem Tode zu trotzen. Ich befand mich in Sorrent und hatte gerade von Freunden, welche sie in Florenz in unverminderter geistiger Kraft und Liebenswürdigkeit gesehen hatten, Kunde erhalten, als mich plötzlich die Nachricht ihres rasch erfolgten Todes traf.

Es war ein grauer, stürmischer, excentrischer Tag, als ich die Nachricht empfing. Die Natur schien es mit zu empfinden, dass wieder etwas unvergleichlich Hohes, Herrliches untergegangen war. Von meiner Loggia sah

ich hinaus auf das dunkel wogende Meer, und es schien mir, als ob ein grosser Klang durch das Universum ginge, als ob ein erhabener Accord austöne. Ich dachte daran, wie schön es ist in den Evangelien, dass beim Tode Christi die Natur es mitfühlt, die Sonne sich verhüllt, die Elemente seufzen. Wenn das Ewige sich aus dem Bann der Individuation erlöst, erzittert die Natur von dem gewaltigen Vorgang, denn sie ist ja eins damit.

In dem letzten Brief, welchen ich von der unvergesslichen Freundin erhalten hatte, befand sich folgende Aeusserung: »Ich lese wieder einmal das Buch über meine Heilige, um mich zu trösten und zu stärken.«

Nach ihrem Tode fragte ich ihre Tochter, welche Heilige und welches Buch gemeint sei. Diese hatte die Güte, mir Letzteres als ein Andenken an die Geschiedene zu senden. Ich lernte durch dasselbe eine andere Gestalt aus dem Kranze edler italienischer Frauen kennen, welche es wohl verdient hatte, von einer Tanari als ihre Heilige verehrt zu werden. Das Buch enthält Erinnerungen an Laura Salera Mantegazza, von ihrem Sohne, dem in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Professor Paolo Mantegazza, aufgezeichnet. Es giebt uns das Bild eines weiblichen Wesens, in welchem alle Grazien des Herzens, Güte, Aufopferung, thätige Menschenliebe, mit den seltensten Gaben der Intelligenz und Poesie und mit der höchsten Energie des

Charakters vereinigt waren. Wenn sie für ihre Angehörigen das Höchste war, was eine Gattin, Mutter und Verwandte sein kann, so umfasste ihr grosses Herz doch noch mehr, als blos das ihr Nächste. Sie war eine glühende Patriotin und vollbrachte wahre Heldenthaten in den Jahren achtundvierzig, neunundfünfzig, sechzig und sechsundsechzig, indem sie mit unerschrockenem Muth Menschenleben rettete, den Feinden überall furchtlos entgegen trat, unermüdlich in den Hospitälern pflegte. In den Zwischenzeiten, nach den misslungenen Versuchen der Befreiung, wenn Italien wieder unter seinem Joch seufzte, widmete sie sich den Werken der Wohlthätigkeit und der Erziehung, richtete die ersten Asyle für Säuglinge, die ersten professionellen Schulen für Mädchen u. A. in Italien ein. Wenn aber die Zeiten der Erhebung wieder kamen, dann war auch sie wieder bereit mit allen persönlichen Opfern, mit heroischer Ansprache an die italienischen Frauen, mit Gefahr des eigenen Lebens zu helfen. Nur einen Zug aus dem reichen Gemälde, welches die Sohnesliebe gemalt hat, will ich hier wiedergeben, da es die hochherzige Frau ganz besonders charakterisirt.

»Am 15. August 1848 war unsere ganze »Familie nach dem Essen auf dem Belvedere »der Sabbioncello (die Villa der Familie Mante»gazza am Comer See) versammelt, als man »auf dem gegenüber liegenden Ufer bei Luino

»Rauch sah und den fernen Donner einer »Kanonade hörte. Ein Schiff, welches im »Dienst der garibaldinischen Truppe stand, »kam und ging längs des Ufers und man »konnte nicht errathen, ob es auf der Flucht »sei oder angreife, ob es verfolgt werde oder »verfolge.

»‚Es sind die Oesterreicher, welche Garibaldi »angegriffen haben.‘

»‚Guter Gott, wie wird er sich vertheidigen »können gegen ein ganzes Armeecorps, er, »der nur wenige Soldaten hat und darunter »viele Neulinge im Feuer.‘

»‚Er wird in die Schweiz fliehen, wo er »entwaffnet werden kann!‘

»So sprach man hin und her. Meine »Mutter, welche geschwiegen und mit steigen- »der Angst jene entfernten Feuer und ihre »verschiedenen Phasen verfolgt hatte, unter- »brach die Sprechenden plötzlich und sagte: »‚Garibaldi flieht nicht; er wird sich schlagen »und wer weiss, ob er nicht die Feinde »weichen macht.‘

»Inzwischen hatte man ein Fernrohr auf »das Belvedere gebracht; man konnte damit »die Oesterreicher in ihren weissen Uniformen »sehen, welche sich auf der Strasse von Varese »längs des Sees dem Gasthof näherten und »auf die Garibaldiner schossen, indem sie sich »aus den am Ufer aufgeschichteten grossen »Holzhaufen eine Schutzmauer machten. Bald »schien es uns, als ob die Weissen vordrängten,

»bald als ob sie zurückwichen. Die Mutter »war ungeduldig über unsere Reden und »schwieg. Nur entfuhr ihr plötzlich der Aus»ruf: ‚Die Armen!‘

»‚Warum Arme? Es scheint ja, dass die »Garibaldiner siegen.‘

»‚Und wenn sie auch heute siegten,‘ er»widerte die Mutter, ‚so werden sie morgen »von frischen Truppen aus Varese in Stücke »gehauen und die armen Verwundeten von »heute werden lebendig verbrannt.‘

»Ein langes Schweigen folgte diesen »Worten. Ich liess ab von der Beobachtung »des lombardischen Ufers und sah forschend »der Mutter in die Augen. Es schien mir, »dass ich in ihrem Herzen und ihren Ge»danken läse. Plötzlich erhob sie sich und »ging in das Haus. Ich folgte ihr von ferne. »Sie kleidete sich zum Ausgehen an, nahm »eine Börse voll Geld und ging zu Fuss »in der Richtung von Cannero. Ich folgte »ihr. Gegen die Hälfte des Weges blieb sie »stehen, wendete sich um und sah mich.

»‚Was machst Du, Paul?‘

»‚Ich gehe, wohin Du gehst.‘

»‚Lass mich und kehre um; ich gehe nur, »um eine arme Frau zu besuchen.‘

»Nein, Mutter, Du gehst nach Luino und »ich will auch dahin gehen.‘

»‚Paul, Paul, geh zurück.‘

»‚Nein, Mutter, nichts wird mich hindern »Dir zu folgen. Du gehst auf das Schlachtfeld,

»um die Verwundeten aufzusuchen; es kann »Gefahr dabei sein und ich werde mit Dir »gehen.‘

»Die Mutter lächelte und ich sah, dass sie »froh war, weil ich ihre Gedanken errathen »hatte. Wir kamen in Cannero an, als die »ersten Schatten der Dämmerung sich auf den »See lagerten. Die Mutter verlangte eine »Barke mit zwei tüchtigen Ruderern.

»‚Wohin wollen Sie fahren?‘

»‚Nach Luino.‘

»Ein allgemeines Gelächter, eine Fluth »von Ausrufungen waren die Antwort. ‚Nach »Luino? Aber was denken Sie? Die Oester- »reicher haben die Garibaldiner besiegt und »man läuft Gefahr, gefangen und gehängt zu »werden. Man wird uns für Revolutionäre, »für Piemonteser halten.‘

»Die Mutter bebte vor Zorn.

»‚Schämt Ihr Euch nicht, weniger Muth »zu haben als eine Frau? Ich gehe, um die »armen Verwundeten zu holen und sie in »mein Haus zu bringen. Das heisst nicht »Revolution machen und selbst die Oester- »reicher können mich nicht daran hindern. »Ueberdiess sollt Ihr mich nur drüben an's »Ufer bringen und könnt gleich hierher »zurückkehren, ohne nur den Fuss an's Land »gesetzt zu haben.‘

»‚Sie haben gut sprechen, aber die Oester- »reicher werden uns ihre Kugeln nach- »schicken.‘

»‚Was für schöne Gründe giebt Euch die »Furcht ein! Nun, ist Jemand unter Euch, »welcher will oder nicht?‘

»Zwei junge Fischer traten vor. Die »Mutter drückte ihnen die Hand und wir »fuhren ab.

»Es war schon Nacht, als wir bei Luino »anlangten. Das piemontesische Fahrzeug, »welches längs des Ufers kreuzte, hielt uns »an und man rief: ‚wer ist da?‘ Die Mutter »erklärte ihre Absicht und man liess uns »weiter fahren. Luino schien wie ausgestorben, »kein Schuss mehr, kein Glockenton, kein »Schrei, nur hier und da ein aufflammendes »Feuer, welches die Finsterniss auf Augen- »blicke unterbrach. Endlich erreichten wir »das Land. Ein Garibaldiner berichtete uns, »dass die Oesterreicher besiegt seien, sich »nach Varese zurückgezogen, und dass Ver- »wundete und einige Todte da wären. Wir »gingen nach dem Hause Crivelli, in welchem »sich Garibaldi mit seinem Generalstab auf- »hielt. Längs des Weges lagen Leichen, »einzelne Glieder, Gewehre, andere Waffen, »alle die düsteren Reste eines eben verlassenen »Schlachtfeldes. Garibaldi sass an einem »kleinen Tisch, hatte eine geographische Karte »vor sich und verzehrte mit augenscheinlichem »Hunger schwarzes Brod und Salami. Er »blickte auf und als er eine Dame sah, erhob »er sich sogleich und nahm den Hut ab zu »ehrerbietigem Gruss.

»‚Eine Dame hier zu dieser Stunde? Sie »sind gewiss nicht aus Luino, hier ist Alles »geflohen.‘

»‚Nein, ich komme von der piemontesischen »Küste und möchte mit Ihrer Erlaubniss die »Verwundeten des heutigen Tages in meine »Villa in Sicherheit bringen.‘

»Garibaldi erwiderte nichts, nahm nur die »beiden Hände meiner Mutter und drückte »sie voll tiefer Rührung. Alle Barken, welche »sich im Hafen befanden, wurden sogleich in »Beschlag genommen und in wenigen Stunden »hatten wir alle Verwundeten hineingebettet. »Mit Einigen, die noch später nachgeschickt »wurden, waren es zweiunddreissig. Sie »wurden Alle in unserem Hause untergebracht, »das sich so in ein Hospital verwandelte. »Die Mutter, der Vater und die Kinder »schliefen länger als zwei Monate hindurch »auf Stroh, glücklich, den braven Soldaten »Garibaldi's ihre Betten zu überlassen. Der »ausgezeichnete Patriot Doktor Zaccheo, Doktor »Salli und der brave Apotheker Albertazzi »liehen grossmüthig ihre Hülfe und die »Sabioncella wurde geweiht durch das Werk »unserer Mutter, unserer Heiligen.

»Garibaldi hat den Abend des fünfzehnten »August nie vergessen, er denkt mit grosser »Rührung und Liebe daran. Die zwei »Briefe, welche ich hier anschliesse, werden »besser als meine Worte zeigen, welch »warmes, brüderliches Band seit jenem Tag

»den heldenmüthigen General mit meiner »Mutter verband.

»Genua, 6. Oktober 1848.

»Verehrteste Frau!

»Ihr Verfahren gegen meine Waffenge- »fährten, die Verwundeten und die Flüchtigen, »verdient so sehr meine ganze Dankbarkeit, »dass ich gewiss nie im Stande sein werde, »dieselbe ganz auszudrücken. Sie, gross- »müthiges Wesen, haben in Ihrem Herzen »den Lohn für die unvergleichlichen Hand- »lungen, deren nur Sie fähig waren. Aber, »wenn Sie im Verlaufe Ihres menschenfreund- »lichen und grossherzigen Wirkens irgendwie »meiner Dienste bedürften, so glauben Sie »mir, dass nichts Anderes mich so sehr ehren »und mir so viel Befriedigung geben würde.

»Ich verliess die Lombardei, dann die »Schweiz und kam hierher. Sie, geehrte Frau, »waren so gütig mir, als ich Sie kennen »lernte, Achtung zu zeigen, und ich bitte Sie, »nicht daran zu zweifeln, dass ich überall »bemüht sein werde, an der Wiedergeburt »unseres unglücklichen Landes zu arbeiten. »Vertrauen Sie auf Gott und auf die Italiener. »Wir werden noch harte Prüfungen zu be- »stehen haben und der Mühen, der Ent- »behrungen, der Unglücksfälle, der Ver- »wüstungen werden noch viele sein — aber — »wir werden siegen! Nehmen Sie dies als eine »Prophezeiung hin.

»Hier spricht man von Krieg und macht »Vorbereitungen dazu. Vielleicht ist es nur »Schein, um uns zu täuschen — wie es aber »auch sei, ob ihn die Regierenden machen »werden oder das Volk — sicher ist es, dass »unsere lombardischen und venetianischen »Brüder nicht in der Sclaverei bleiben dürfen. »Wie viel Egoismus auch in Italien ist, und »wie Viele sich darin finden würden, Jene »ihrem Schicksal zu überlassen, so giebt es »doch auch viele Edle, welche mit geballter »Faust den elenden Feiglingen antworten und »sich jeder Gefahr aussetzen werden.

»Ich wiederhole Ihnen meinen Dank. Be- »ehren Sie mich mit einigen Zeilen und »glauben Sie mich für immer

»Ihren

»J. Garibaldi.

»Tapferer General!

»Aus meiner Einsamkeit heraus folgte ich »jedem Ihrer Schritte in meinem Herzen, »freute mich mit Ihnen und Ihren Braven des »Tages von Luino, zitterte, als ich Sie von »zahlreichen Feinden umgeben wusste, und »betrübte mich über die Maassen, als ich Sie »von den Unsern verlassen sah. Ich theilte »die Angst Ihrer Treuen, als man nichts von »Ihnen wusste, und als mir bekannt wurde, »dass Sie gerettet seien, schien es mir, dass »mit Ihnen auch die Lombardei und unsere

»heilige Sache gerettet seien. Sie können sich »daher denken, ob mir die Prophezeiung »unseres endlichen Sieges in Ihrem werthen »Schreiben theuer war und ob ich dieselbe »mit meinem ganzen Herzen aufnahm. Sie »können uns jetzt mit dem Schwert und mit »der Feder vertheidigen, und Sie werden »sicher nicht jenes für diese niederlegen. Diese »wird nur wo möglich dem Andern noch »grösseren Werth verleihen. Möge der »Himmel Sie nun mit so echten Italienern »umgeben, wie Sie deren Einige haben; möge »er mit dem Siege Ihr grosses Herz belohnen, »das Sie, den letzten Verfechter unserer Rechte, »den letzten Protestirenden gegen den Ver»rath, den letzten Vertheidiger der italienischen »Ehre, ein Beispiel einzigen Heldenmuths, auf »unseren Schlachtfeldern zurückhielt, als man »sie dem verhassten Oestereicher schon wieder »überlassen hatte.

»Der Zufall, welcher mich Ihrem Lager nahe »brachte und mich Ihren verwundeten Waffen»gefährten nützlich sein liess, wurde von mir als »ein Glück empfunden. Ihre gütigen, darauf »bezüglichen Worte würden eine Belohnung für »wahres Verdienst, für grosse Mühen und Ent»behrungen sein. Geben Sie mir Gelegenheit, »mich ihrer würdig zu beweisen, indem ich da »thätig werde, wo der gute Wille ausreicht, die »Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, welches der »heiligen Sache nützen kann, deren haupt»sächlichste und sicherste Stütze Sie sind.

»Empfangen Sie die heissesten Wünsche für
»Ihr Wohl, in welchem die Hoffnungen aller
»italienischen Herzen ruhen, unter welche Sie,
»wie ich hoffe, zählen

»Ihre ergebene Dienerin

»Laura Salera Mantegazza.

»Sabioncella, 16. Oktober 1848.

»In der Geschichte unserer Wiedergeburt
»gebührt meiner Mutter eine glorreiche Seite.
»Bei jedem Anruf an das Vaterland, bei jeder
»grossmüthigen That, an dem Bette der Ver-
»wundeten wie auf dem Schlachtfeld, bei
»patriotischen Kundgebungen wie am Varig-
»nano, in den Festungen von Vinadio, überall,
»wo man kämpfte oder litt, wo man sich für
»die italienische Sache verschwor oder begeisterte
»— überall war meine Mutter gegenwärtig und
»brachte das ganze Ungestüm eines grossen
»Herzens, die Eingebungen eines genialen
»Geistes, die unzähligen Beweise der mitleids-
»vollen Zärtlichkeit einer himmlischen Natur mit.

»Möchte das Lesen dieser armen Blätter
»und der Reliquien, welche ich gesammelt
»habe, allen Jenen eine Lehre sein, welche
»unter dem Vorwande, die Irrthümer und den
»Aberglauben der Vergangenheit aus der
»modernen Gesellschaft auszurotten, zugleich
»die grossmüthigen Regungen des Herzens
»unterdrücken und das ganze Leben auf eine
»armselige Mechanik von Gleichgewicht und

»Interesse, auf ein elendes Abwägen von Freuden »und Schmerzen zurückführen möchten.«

Die letzten Worte werden von einem Mann ausgesprochen, welcher auf der Höhe der modernen Wissenschaft steht, sicher keinem dogmatischen Einfluss mehr zugänglich ist und mit dem wissenschaftlichen Secirmesser die Materie und ihre Combinationen nach allen Seiten hin durchwühlt hat.

Und diese schönen, bedeutungsvollen Worte drängten sich dem gelehrten, freisinnigen Naturforscher auf, als er das Bild einer Frau zeichnete, einer Mutter, in welcher er als Sohn und Mensch alles Hohe und Herrliche, welches die menschliche Natur zu ihrer höchsten Potenz erhebt, verehren durfte!

Diese Verehrung, ja der Cultus der Mutter, bildet übrigens überhaupt einen schönen, entschieden ausgeprägten Zug im italienischen Charakter. Die bedeutenden Männer Italiens, welche ich kennen gelernt habe, hatten Alle die innigste Verehrung der Mutter, und es möchte nicht irrig sein, hiermit sogar die in Italien vorwiegende Bedeutung der Verehrung der Mutter Gottes in Verbindung zu bringen. Das Ideal, welches die Kunst der Renaissance erfüllt, was ist es anders als die Apotheose der Mutter, welche durch Raphael ihren höchsten Ausdruck erhielt?

Was bleibt denn nun auch hier wieder der eine, ewige Refrain? Immer dasselbe: die Erziehung der Frauen zu edelster Weiblichkeit,

zu Müttern, welchen ihre Söhne mit Recht den Cultus der Liebe und Ehrfurcht weihen, indem sie die von ihnen geerbten Tugenden in sich pflegen und zum Besten ihres Landes und der Menschheit üben.

Durch seine Frauen wird auch Italien regeneriert werden, wenn diese anmuthsvollen, begabten Wesen mittelst einer veredelten Erziehung dazu gebracht werden, solchen leuchtenden Sternen ihres Geschlechts, wie den von mir Genannten, zu gleichen.

Wirklichkeitsphilosophie des Todes

Was ist der Tod? Die schwere Frage, welche an jedem Todtenbett neu wird, drängte sich mir auch kürzlich wieder auf, als der dunkle Vollender des Lebens plötzlich, in erschreckender Schnelligkeit, eine Gestalt aus der Reihe der Erscheinungen hinwegriss, die zwar meinem Herzen nicht näher gestanden, welcher ich aber doch eine innige Theilnahme gewidmet hatte. Es war dies ein katholischer Geistlicher, Direktor des Collegiums und General-Prokurator der Maroniten zu Rom, ein Orientale vom Libanon, wo der Stamm der Maroniten wohnt. Er war mein Hausherr, das Gebäude, in welchem ich wohne, gehört ihm und seinem Kloster. Dieser Umstand führte mich, die ich sonst die Bekanntschaft mit katholischen Geistlichen nicht suche, mit ihm zusammen. In der kurzen Zeit, seit ich in der Nähe seines Klosters wohne, besuchte er mich einige Mal und ich ihn, wo er mich in der Foresteria, einem grossen, dem Kloster angebauten Saal, empfing. Oft führte er mich in den daran stossenden Garten, in welchem

eine der schönsten Palmen Roms ihren königlichen Stamm zum Himmel erhebt, pflückte mir, mit freigebiger Hand, Blumen, deren dort das ganze Jahr hindurch blühen und Orangen und Citronen von den Bäumen, die den Garten zieren. Dieser Garten war die Freude des Monsignore und er erzählte, dass er oft Morgens, ehe er in die Klosterkirche gehe, um Messe zu lesen, in dem Garten wandele, um die reinen Morgenlüfte einzuathmen und sein Gemüth zu stimmen. Ueberhaupt war etwas Anderes in diesem orientalischen Geistlichen als in den römischen Priestern, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Er hatte nichts von dem höfischen, weltmännischen, versteckten und oft affektirten Wesen dieser Letzteren. Im Gegentheil er war eine ungestüme, spontane Natur. Die äussere Ruhe und Salbung, welche Jenen eigen ist, hatte er nicht und ich glaube, wenn ich länger mit ihm hätte verkehren können, so hätte ich auf dem Grund seiner Seele kein Priesterthum gefunden, wohl aber eine feurige Liebe für seinen Stamm (dessen Interessen er hier in Rom vertrat und für dessen Wohl er sein ansehnliches Privatvermögen verwendete), vielleicht einen nicht befriedigten Ehrgeiz, eine grosse Intelligenz und ein warmes, edler Sympathie zugängliches und von Mitleid mit den Leiden Anderer bewegtes Herz. Seine hohe imponirende Gestalt in dem weiten, faltigen, dunkelfarbigen Gewand, sein schöner Kopf mit dem edlen

Typus der Maroniten, mit den feurigen und doch so milden Augen und dem schon etwas ergrauenden Vollbart gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen, wie ihn kein Maler schöner hätte denken können, oder eines griechischen Weltweisen, wenn er, unter den dunklen Pinien und Cypressen seines Gartens, umgeben von den jungen Maroniten seines Collegs, lehrend sass oder wandelte. Da es überhaupt schon im Leben selten ist, einer so ausgezeichneten Individualität zu begegnen, so ist das Bedauern, ja der Schmerz um so grösser, wenn man eine der Natur einmal so gelungene Gestalt durch das Leben und den Beruf in die Grenzen gebannt sieht, innerhalb welcher die höchste Entwickelung nicht möglich ist. Dass der Priester, von welchem ich rede, ausserhalb seines Standes noch ein ganz anderer, sehr aussergewöhnlicher Mensch hätte werden können, davon bin ich überzeugt. Als ich ihm, gleich im Anfang unserer Bekanntschaft, sagte, ich sei keine Katholikin und könne es auch nie werden, zeigte sich für einen Augenblick ein schmerzliches Erstaunen auf seinem Gesicht, dann aber sagte er sanft: »Ich bin kein Fanatiker«, und war gut und freundlich gegen mich wie zuvor, machte nie den leisesten Versuch, mich zu bekehren und sprach nur noch selten von religiösen Dingen. Die Ereignisse im Orient bewegten ihn auf das Heftigste. Er sagte mir, dass er in seiner ersten Jugend in der Heimat immer Opposition gegen das

türkische Gouvernement gemacht habe, seitdem er aber Europa bereist und fast alle europäischen Regierungen habe kennen lernen, sei es ihm klar geworden, wie viele Vorzüge dasselbe habe, welch ein milder, humaner Geist in den Türken wohne, wie duldsam sie gegen fremde Confessionen, deren so viele unter ihrer Oberhoheit ständen, seien. Vor dem Fall von Plewna sagte er immer triumphirend, dass die Russen bis dahin noch keinen einzigen wirklichen Sieg erfochten hätten, denn Kars sei durch Bestechung gefallen. Er hoffte noch zuversichtlich, dass man den Türken zu Hülfe kommen würde; Osman Pascha war ihm ein Held, wie die russische Armee keinen aufzuweisen hätte, und mit Stolz wies er darauf hin, wie sehr man sich in Europa über die Türken getäuscht habe. Nach dem Fall von Plewna — der ja allerdings erst erfolgte, als man gegen den schon zum Sterben verwundeten und allein gelassnen Löwen die frische Kraft herbeirief, welche ihn nun durch die Uebermacht erdrückte — war er tief gebeugt, von einer schmerzlichen Entrüstung durchglüht und sagte mit einem Seufzer, welcher eine gewaltsame Ergebung ausdrückte: »Ich muss mit Hiob sagen, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.« Dann später, als das Schicksal der Türkei in Europa besiegelt und ihr Untergang gewiss schien, obgleich der Friede von San Stefano noch nicht ganz veröffentlicht

war, liess er seinem leidenschaftlichen Schmerz freien Lauf, klagte besonders Oesterreich an und rief aus: »è una politica infernale, infernale, infernale,« mit immer steigendem Accent. Und indem er darüber ausliess, wie ihn das Alles bewege und aufrege, sagte er: »O, ich möchte fort, all' meine Habe hier verlassen und in eine Ferne fliehen, wo ich nichts von dem Allen mehr hörte, nach Amerika, in noch unbewohnte Gegenden!« — Das waren gewiss nicht Gedanken eines fanatischen Priesters, wie wohl es ihm auch nebenbei gehen mochte wie den Mitgliedern der Kirche überhaupt, d. h. die tolerante türkische Regierung, und die Herrschaft des Halbmonds der Oberherrschaft der griechischen Kirche vorzuziehen. Das ist allerdings charakteristisch genug für die Motive, welche in diesen Dingen maassgebend sind. Die alte Eifersucht zwischen Rom und Byzanz, das Schisma innerhalb der eignen Unfehlbarkeit, ist schlimmer als ein Prophet, mit dem sich unterhandeln lässt und der durchaus als fehlbar, als nur noch nicht zur Wahrheit gelangt, angesehen werden kann.

Bei jenem feurigen Orientalen aber war es vielmehr die Stammesverwandtschaft, das Rassengefühl, welches ihn in dieser Niederlage des türkischen Reichs eine dem Orient überhaupt zugefügte Schmach empfinden liess. Es war der Sieg des Occidents über den Orient, der ihn so tödtlich schmerzte, über diesen Orient, welchen er als die erhabene

Pflanzstätte aller Cultur und Weisheit, sowie der Religion, zu der er sich bekannte, verehrte. Mit welchem Stolz sprach er von arabischer Cultur und Literatur, von den kostbaren Werken, welche seine Bibliothek, die er aus seinen eignen bedeutenden Mitteln bereicherte, umschloss, von den gelehrten maronitischen Männern, welche aus dem Colleg in Rom hervorgegangen seien und welche theils in Rom, theils in Paris besonders in Arbeiten der orientalischen Sprachen thätig gewesen seien. Mit welcher Zärtlichkeit gedachte er seiner Heimat am Libanon, wenn wir unter der Palme seines Gartens standen und ich, zu der stolzen Krone emporschauend, fragte, ob ihm das nicht eine Erinnerung an sein Geburtsland sei? Es sprach dann ein Ausdruck so wehmuthsvoller Innigkeit und Sehnsucht aus seinen dunklen Augen, dass es mir dünken wollte, als hätten das Kloster und die früh erlangte geistliche Macht (denn er war mit 49 Jahren bereits Erzbischof) doch sein Herz nicht ganz ausgefüllt und ihm vollkommenen Ersatz für die Poesie der Heimath, für Familienglück, Liebe und Freiheit gegeben.

Armer, schöner, guter Priester! Die Sehnsucht fort aus dieser Welt der Qual, in die tiefe Ruhe eines unbekannten Flecks Erde zu flüchten, wurde nur zu bald, aber anders als du dachtest, erfüllt. Vierzehn Tage, nachdem ich zuletzt bei ihm war und wie immer, beladen mit Früchten und Blumen heimkehrte,

hörte ich, er sei schwer erkrankt. Am zweiten Tage bekam ich auf meine Erkundigung die Antwort, er sei hoffnungslos, und am fünften Tage war er todt. Freilich mäht der Tod ja täglich um uns seine Saaten, Schönes, Junges, Hohes, Bedeutendes fällt ihm zum Opfer, während er, wie auf Orcagna's Bild im Camposanto zu Pisa, die Armen, Krüpplichen, Ruhebedürftigen verschont. Meine Bekanntschaft mit dem Geistlichen war zu kurz gewesen, als dass er mir hätte als Freund theuer werden können, dennoch ergriff mich sein Tod mit einer namenlosen Wehmuth, die ich Mühe hatte zu beherrschen. Die Professoren und Schüler des Maronitencollegs, welche die Todesanzeige machten, luden auch zugleich zur Todtenfeier in die nahe beim Kloster gelegne Kirche von San Pietro in Vincoli ein. Ich ging hin, getrieben von jenem geheimnissvollen Zug, der es unserem in der Erscheinung befangenen Sinn so schwer macht, an das plötzliche Auslöschen der Erscheinung zu glauben und der, wie mit unsichtbaren Fäden das, was eben noch Gegenwart war, festhalten zu können meint. Es hat diese Empfindung zu so manchen abergläubischen, aber auch zu kindlich schönen Täuschungen Anlass gegeben, wie z. B. bei dem russischen Volke zu dem Glauben, dass die Seelen der Verstorbenen noch vierzig Tage in der Nähe ihrer verlassenen irdischen Wohnstätten weilen. In der That, wer hätte es nicht empfunden, schon bei blos

räumlichen Trennungen, dies noch lange andauernde Gefühl der Gegenwart von Geschiednen? Wer hätte es nicht noch stärker beim Tode von Lieben und Befreundeten gefühlt, wenn die bekannte Stimme noch in unseren Ohren tönt, wenn wir den Blick der Augen noch auf uns fühlen, wenn uns das Lächeln des Mundes noch vorschwebt, die Gestalt noch vor uns wandelt, während doch die ausgestreckte Hand keinen Gegendruck mehr findet, die ausgesprochne Frage keine Antwort erhält, die Stelle leer bleibt, welche sonst ausgefüllt war? Es ist dann eine schmerzensvolle Befriedigung bis zu dem letzten Augenblick, wo das Bild noch nicht dem grossen Lebensprozess zurückgegeben ist, demselben nahe zu bleiben, ihm noch die letzte Liebe und Ehrfurcht zu erweisen, gerade als könnte das noch gewusst und empfunden werden. Schön ist für dies Bedürfniss der Gebrauch der musikalischen Todtenmessen in der katholischen Kirche, welche den Tod mit einer wohlthuenden Feier umkleiden und ihm in der Musik das einzige Element beimischen, in welchem sich die Erlösung aus der Welt der Erscheinung am Sanftesten und Erhabensten vollzieht. Seltsam schön war diese Feier an jenem Morgen in San Pietro in Vincoli. Es vereinigte sich da vieles Ungewöhnliche, welches schon als blosser sinnlicher Eindruck die Stimmung erhöhte. In der Mitte der Kirche stand der Katafalk mit dem Sarg,

von unzähligen Wachskerzen umgeben; auf der einen Seite sassen die Mitglieder des Maronitencollegs: ehrwürdige Greise mit weissem Bart, kraftvolle Männer, Jünglinge, welche ihre Studien dort machten, fast Alle schön, mit einem edlen orientalischen Typus. Der schwarze, faltenreiche Talar, welchen sie tragen, gab dem ernsten Ausdruck ihrer Züge noch etwas besonders Feierliches, wie denn auch ihre ganze Haltung ein ernsteres, innerlicheres, würdevolleres Gepräge hat als das römischer Priester. Auf der anderen Seite des Katafalks sassen die eingeladenen Personen, u. A. die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft, unter deren Schutz das Maronitencolleg steht, sowie zahlreiche Freunde und Bekannte des Verstorbenen. Dazwischen aber befanden sich, nach dem schönen, demokratischen Gebrauch der katholischen Kirche, auch ganz arme Leute, die ihren Freund und Wohlthäter beweinten. Ich nahm meinen Platz so, dass ich den Moses von Michel Angelo sehen konnte, auf den das Licht durch einen gelben Vorhang, welcher das Fenster verhüllte, fiel, so dass er einen Anschein von Lebenswärme erhielt, die ihn wie ungeduldig unter seiner marmornen Erstarrung erscheinen liess, wie fragend ausschauend nach dem Mittel, welches vom Bann des Todes erlöst. Dieser schmerzliche Bann lag auf allen Anwesenden mehr oder minder schwer. Zu plötzlich war die edle Gestalt aus der Fülle des Lebens und

der Kraft verschwunden, um nicht eine grosse Ergriffenheit selbst bei roheren Gemüthern zu hinterlassen. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche, am Altar las ein Priester eine stille Messe. Während der Zeit, von der wunderbaren Umgebung, in der seltsam zusammengesetzten Versammlung, in eine in's Innerste zurückgehende Stimmung versetzt, rang der Geist mit den Räthseln des Todes und mit dem Schmerz um die Endlichkeit der Individualität, in der allein sich doch die »ewigen Ideen« darstellen. Glücklicherweise kam kein störendes Intermezzo vor von jener widrigen Geschäftigkeit der mit bunten Lappen behängten Unteroffizianten des Clerus, von jenem unharmonischen Halbgesang der Priester, von jener Unruhe, welche den katholischen Gottesdienst so wenig geeignet macht für wahre Andacht. Als die stille Messe beendigt war, ertönte plötzlich Musik: das von herrlichen Stimmen gesungene Requiem von Mozart. Da löste sich, wie durch ein Zauberwort, der Bann, welcher auf der Seele lag. Man athmete auf unter der erlösenden Gewalt der Töne. Auch der Moses schien aufstehen zu wollen aus der Erstarrung, um eine andere Flammenoffenbarung als die, welche er auf Sinai geschaut, auszusprechen: nicht mehr das harte Gesetz der Knechtschaft, sondern die Berufung zur Freiheit, durch die drei Genien der Menschheit: Geist, Liebe, Kunst. Mir fielen die Goethe'schen Worte ein:

«Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne;
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.«

Zwar sah ich den Geschiedenen nicht in verklärter Gestalt in einer höheren Region vor mir schweben; keine mystische Täuschung raubte mir das Bewusstsein, dass etwas Hohes, Würdiges unwiederbringlich vorüber sei. Aber auf dem Strom der Töne floss der Schmerz in immer sanfteren Wellen dahin, und der Trost des »ewig Schönen« verwandelte ihn in erhabene Feier und stille Wehmuth. Ich hätte fort und fort diesen hehren Melodien, diesen weltentrückenden Tongedanken lauschen und in den Tiefen der Empfindung weilen mögen, in denen wir uns im Schoosse des realen Seins, aus den ideellen Schranken von Raum und Zeit befreit fühlen, und uns in der krystallnen Fluth des Urgrundes der Dinge baden, wo Schmerz und Glück zwei geschwisterliche Genien sind, wie bei den Alten Schlaf und Tod. — Aber das »Amen« ertönte und die Harmonien verhallten, und die Welt, die mit Leben und Tod abrechnen muss, trat wieder in ihr Recht. Man ergriff den Sarg und, während die Maroniten mit Kerzen in den Händen in Prozession folgten, trug man ihn aus der Kirche, um ihn auf den draussen harrenden Trauerwagen zu setzen und auf den Friedhof zu bringen. Ich war ihm voran geeilt zur Thür und rief ihm da leise mein

letztes Lebewohl zu. Vor der Kirche standen Haufen weinender Armen, und eine alte Frau wandte sich zu mir und sagte schluchzend, indem sie auf den Sarg zeigte: »è Monsignore,« als wollte sie mit den zwei Worten Alles ausdrücken, was hier an Kraft, Güte und menschlicher Vortrefflichkeit unterging.

Der stille Trauerzug fuhr langsam nach dem fern gelegnen Kirchhof von S. Lorenzo, ausserhalb der Mauern der Stadt, da jetzt nicht mehr in den Kirchen begraben werden darf. Ich aber wandte mich dem Wäldchen zu, hinter dem Colosseum, am Fusse des Palatin, welches eben anfing im jungen Grün des Frühlings zu prangen. Da wandelte ich lange auf und ab, und in mir tönte die alte Frage: Was ist der Tod?

Für die gläubigen Christen — besonders die Katholiken, welche in Allem bestimmtere Vorstellungen und intensiveren Glauben haben — ist die Beantwortung der Frage leicht. Sie haben sich ein so schönes Gebäude persönlicher Ansprüche und Hoffnungen aufgeführt, dass man sicher und glücklich darin wohnen und die Weiterentwickelung der grossen Existenzfrage jenseits des Grabes ruhig erwarten kann. Ihre Vorstellungen sind consequent durchgeführt und lassen keine Lücke. Wie ihnen im Abendmahl Christus persönlich gegenwärtig ist und mit seiner Göttlichkeit die Materie durchdringt, welche er gewürdigt hatte seine Wohnung zu werden, so ruft einst am

Auferstehungstage die Seele ihre durch den öfteren Genuss des Abendmahls immer mehr vergöttlichten Atome wieder zu sich und ersteht in unvergänglicher Jugend und Schönheit, das einstige Ich, nur in verklärter Gestalt. Der Traum ist schön, und wer möchte sich nicht bei der Hinfälligkeit der menschlichen Gestalt, bei dem Verlust geliebter Menschen, bei den Qualen des Todes trösten, wenn solche Aussichten winken?

Die Naturwissenschaften haben mit dem Secirmesser den hohlen Traum zerstört, und der logische Gedanke hat kalt und unerbittlich dem hoffenden Ich sein Urtheil gesprochen. Aber noch liess die Philosophie hier und da ein transcendentes Gebiet offen, in welches sich eine unbestimmte Hoffnung flüchten und mit einem fernen Leuchten die dunkle Stunde erhellen konnte.

Auch Schopenhauer, dem über die Vernichtung der Persönlichkeit kein Zweifel blieb, lässt uns im Grunde des Seins die Möglichkeit eines unserer beschränkten Erscheinung unfassbaren Zustandes ahnen, welcher keineswegs das Nirwana der Vernichtung, sondern das Entzücken des aus seiner Zerstückelung in die Einheit zurückgekehrten Dionysus ist. Was den Willen zum Leben, aus dieser Einheit heraus, zur Erscheinung führt, das principium individuationis, ist ein Räthsel; der Wille, als Erscheinender, ist blind, denn wenn er sehend wäre, so wäre sein In-die-Erscheinung-treten

absurd und grausam, so wie die bewusste Erschaffung einer Welt voll Sünde, Schmerz und Qual absurd und grausam wäre. Sich von dieser That des Willens und ihren schweren Folgen zu erlösen giebt es ein Mittel: die Verneinung eben dieses Willens zum Leben, welche aber fälschlich als ein passives sich vom Leben Abwenden, ja wohl gar ein freiwillig aus demselben Scheiden angesehen worden ist. Es ist damit vielmehr die höchste Aktivität gemeint, welche das Blinde des Willensakts, das qualvolle Verlangen nach dem was nicht des Verlangens werth ist, aufhebt und schon hier das zerstörte Gefühl der Einheit wieder herstellt in der Ruhe des Weisen, welcher im intellektuellen Erkennen und Schaffen das höchste Glück, das wahre Nirwana, geniesst.

Ein veredelter Materialismus tritt vermittelnd zwischen die brutale Herrschaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphysischen Hintergrund offen lassende Philosophie, in deren neuster Erscheinung: der sogenannten Wirklichkeitsphilosophie von Dühring. Dieser strenge Denker, fest auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, selbst schöpferisch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphysik absolut und weist sie mit Verstandesgründen aus seinem System aus. Aber er erhebt auf der Basis einer alles Sein umfassenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeistigenden Idealismus. Innerhalb seines

Systems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphysische zweite Welt mehr versteckt liegt, entwickelt sich durch das dem Sein innewohnende Prinzip des Werdens die Vielheit der Welt. Die persönliche Existenz erhebt sich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitoceans, steigt bis zu ihrem Höhepunkt und fliesst dann wieder abwärts, bis sie sich im grossen Niveau verliert.

In einem früheren Artikel, welchen ich schrieb, ehe ich etwas von Dühring wusste, hatte ich mich schon einmal gegen den Begriff des Metaphysischen erklärt. Nicht aber, als hätte ich damit die Materie auf den Schöpferthron des Universums erheben wollen. Nein, ich wollte nur die Welt nicht mehr in zwei Theile theilen, sondern sie als eine Alles umumfassende Einheit begreifen, in der ein Metaphysisches, d. h. hinter ihr Liegendes, nicht mehr Raum hat. Dass wir trotzdem das Geheimniss des Werdens, der Vielheit in der Einheit, nicht begreifen können, ist so einfach, wie dass man selbst auf dem Höhepunkt der Welle nicht die unermessliche Weite des Oceans übersehen und auf der einen Seite des Berges, den man hinan steigt, nicht die Thäler erblicken kann, welche auf der andern Seite liegen; oder wie dass die Perle, welche in ihrer Muschel an das Tageslicht gezogen wird, die unergründliche Tiefe nicht kennt, der sie entstieg.

Die Brücke zu finden, welche Schopen-

hauer und Dühring verbindet, kam mir an jenem Morgen nach der Todtenfeier meines Priesters im frühlingsgrünen Wäldchen, neben den gigantischesten Ruinen der Welt in den Sinn. Mir schien es, als müsse diese Brücke hinüber führen in das Walhall der wahren heroischen Lebensanschauung, in der auch die Frage: was ist der Tod, ihre rechte Lösung finden würde.

Das Prinzip der Einheit steht beiden grossen Denkern unumstösslich fest und das Prinzip der Vielheit in ihr auch, ob es nun als Wille oder als Werdeprinzip in die Welt der Vorstellung, der Materie, des mit unseren Sinnen wahrnehmbaren Daseins tritt. Die grösste Differenz zwischen ihnen besteht in Beziehung auf die Werthschätzung des Lebens, welches Schopenhauer als einen Irrthum, als eine Schuld ansieht, während es für Dühring die Wirklichkeit und der höchsten Perfektibilität fähig ist. Schopenhauer musste sich deshalb auch den Blick in eine metaphysische Welt offen halten, sonst wäre es für einen Geist seiner Grösse eine Unmöglichkeit gewesen, die ganze tragi-komische Vorstellung des Lebens mitzumachen und ihr nicht ein willkürliches Ziel zu setzen. Dühring musste dagegen den ganzen Schwerpunkt der Frage in die auf- und absteigende Welle legen, innerhalb deren sich das Wirklichkeitsproblem mit seiner ganzen zu lösenden Aufgabe vollzieht. Wäre es nicht möglich, die Brücke dazwischen zu finden?

Schopenhauer protestirt gegen eine Welt, wie die unsrige und sieht sie als das Produkt eines blind gewollten, durch Intellekt und Ethik zu verneinenden Vorgangs an. Dühring protestirt auch gegen die vorhandne Ordnung der Welt, und mit ihnen thun es Alle, welchen das unsägliche Leid des Lebens, die Barbarei und Ungerechtigkeit unserer Zustände das Herz bedrückt und den Geist mit heiligem Zorn erfüllt. Schopenhauer wollte nicht, dass man im passiven Protest verharre, sondern er wollte, dass man den Willen, das blinde Ungethüm, welches in seinem unersättlichen Verlangen alle jene Leiden hervorbringt, verneine, d. h. die grösste sittliche That vollbringe, sich zum Heiligen, zum Weisen mache, welcher in erhabner Ruhe über den blinden Willenstrieben stehe und die Flamme der Leidenschaft zur Schöpfung höchster Intellekts- Kunst- und Lebensgebilde verwende. Dühring will das auch, er will eine Transformation der Barbarei in edle Cultur, der Unwissenheit in Bildung, der Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit, des brutalen Hasses und der Zerstörungswuth, die uns nur noch zu deutlich als die oberste Stufe der Thierleiter kennzeichnen, in die Gemeinsamkeit höchster Ziele und die aus ihr entspringende humane Gesinnung.

In beiden Fällen also ist es die höchste ethische That, welche von der Menschheit verlangt wird. In beiden Fällen ist es das Verneinen des Lebens als blosse animalische

Existenz, als blosser Trieb zum Dasein und blosse Begierde zu Genuss. Es ist eine vergeistigte Menschheit, welche erzielt wird, und in beiden Fällen liegt das Resultat schon in diesem Leben. Bei der Schopenhauer'schen Verneinung liegt es in dem Glück des Weisen, der sich von der Begierde erlöst hat, bei der Dühring'schen Verneinung liegt es in der durch Vernunft und Humanität umgestalteten Welt. Die Aufgabe, welche beide grosse Denker uns stellen, ist also das, was ich früher einmal mit dem Worte ausdrücken wollte: »Erlöse dich selbst,« mach aus dir selbst ein Kunstwerk, ein vergöttlichtes, vollkommnes Wesen. Damit ist der Menschheit geholfen und sind die Räthsel des Lebens gelöst. Wenn der Wille als blinde, begehrende Macht verneint und in die Götterstille der Erkenntniss verwandelt oder zu der Leidenschaft geworden ist, welche die neue Schöpfung der Vernunft und der Liebe auf Erden vollbringt, dann ist der Schleier der Maja zerrissen, das Leben ist keine Täuschung mehr, die Wirklichkeitsphilosophie hat dann Recht.

Und der Tod?

Wäre in diesem Falle auch die persönliche Existenz nichts weiter als die auf- und absteigende Welle, so wäre es schon der Mühe werth gelebt zu haben, denn die Fülle göttlicher, d. h. vollkommener Wonnegefühle, würde unsere Brust geschwellt haben in einem Dasein, welches den höchsten Zielen geweiht

war. Das Verschwinden aus diesem Dasein würde nur sein wie der Untergang der Sonne, welche in Purpurgluthen in den grossen Ocean des Seins hinabsteigt, wissend, dass ein neuer Tag folgt, dem vergangenen ähnlich, wenn auch nicht derselbe.

Giebt es nun aber auch nichts ausserhalb des Seins, giebt es nur ein Sein, welches Alles für uns Sichtbare und nicht Sichtbare umfasst, so hat doch Schopenhauer Recht, dass das Wesen des Seins als solches uns unbekannt und nothwendig unfasslich ist. Es giebt aber ausser der Erkenntniss des Verstandes, welche die sichtbare, greifbare Welt umfasst, noch eine Erkenntniss der Intuition, welche mit den höchsten Gesetzen des Denkens nicht nur nicht in Widerspruch steht, sondern meist nachträglich von ihnen bestätigt wird. Was nun in diesem Leben schon das vollkommenste Glück giebt, ist die schöpferische Begabung, das wunderbare Hervorquellen einer Macht, die, wenn ihr auch noch so sehr durch Bildung und äussere Hülfsmittel beigestanden würde, doch aus dem Innersten des Menschen, wie ein frischer Quell aus unbekannten Erdtiefen sprudelt und vorher völlig unbebaute Stellen des Daseins mit Gebilden des Denkens und der Phantasie bereichert. Diese Schöpfermacht, die in uns sich an's Licht drängt und in Wissenschaft, Kunst, Philosophie und allen Bethätigungen des Lebens sich darstellt, muss sich auch im Schoosse des

Seins vorfinden, zufolge der Annahme, dass keine Kraft sich plötzlich entwickeln kann, zu der nicht die Disposition schon im Grunde der Dinge lag, sie kann nichts anderes sein als ein Abbild des Werdeprincips im universellen Sein. Wenn nun schon hier, in der beschränkten Form, Ausübung der Schöpferkraft in uns Götterlust ist, wie soll es thöricht sein anzunehmen, was die Intuition uns zuflüstert, dass im »Ding an sich«, im ewigen Schöpfungsdrang des Seins, Seligkeit herrsche? Nicht ausserhalb der Welt, nicht in metaphysischer Ferne, sondern in dem Urgrund, dem wir und mit uns das Universum im ununterbrochenen Werdeprozess entsteigen, waltet die göttliche Freude des Schaffens. Wer sie nur einmal in seiner kleinen Erdensphäre empfunden hat, weiss, dass dies kein leerer Traum, kein Truggebilde der Phantasie zu sein braucht; der Gedanke kann es rechtfertigen, wenn er auch ebenso wenig im Stande ist, die Unermesslichkeit dieses Vorganges in eine endliche Formel zu fassen, wie die Natur des Seins selbst. Es ist nicht logisch denkbar, dass die Menschenbrust allein die Wonne der Schöpferkraft in sich trage; ebenso wie es unlogisch ist, anzunehmen, dass der Mensch allein der einzige Organismus des Universums sei, in welchem sich geistiges Leben und geistige Produktivität entwickelt habe. Freilich ergreift den Schaffenden der Schmerz, sobald er bei der Ausübung seiner Schöpfer-

kraft mit der mangelhaften Endlichkeit des Stoffes zu thun hat, und es setzt sich auch da das Analogon vollständig fort. Was aber dem Allen als das Eine, Feste, Unabweisbare gegenübersteht, braucht man es noch zu sagen? Es ist die strenge Anforderung, uns selbst und das Leben um uns her zur höchsten ethischen Schönheit zu entwickeln, unablässig das: »Es werde« auszusprechen und zu verwirklichen. Wohl erfinden und schaffen wir fortwährend und unterwerfen uns die Erde, was aber wären die Triumphe der Industrie und der schaffenden Thätigkeit des Menschengeistes, wenn sie nicht ethischen Zwecken dienstbar würden? Das also sei uns der Tod: der grosse Mahner an die Aufgabe, das Leben innerhalb der auf- und absteigenden Welle mit dem edelsten Inhalt zu erfüllen, es zu einer Schöpfung von Geistesblüthen, von Liebesthaten zu machen. Es wird dies den Schmerz des Sterbens für uns selbst vernichten, denn wie nach einem wohl vollbrachten Tagewerk die Ruhe in den Armen des Schlafes süss ist, so wird auch die Ruhe im Tode nach einem wohl vollbrachten Leben sein. Und ebenso für die, welche wir liebten — wenn wir uns sagen dürfen, sie haben ihre Aufgabe vollbracht und ihre Spur bleibt im Leben der Menschheit, im Leben des Geistes, so wird es uns sein, wie wenn wir die purpurnen Abendwolken am Himmel erbleichen sehen, und der sehnsüchtige Blick nach und nach

am nächtlichen Himmel die funkelnden Sterne entdeckt, die über der dunkel gewordenen Erde leuchten, siegreiche Zeugnisse dafür, dass, wenn auch die irdische Sonne unterging, andere vielleicht noch glorreichere Sonnen im Universum leuchten, und dass der Geist ewig ist wie das Licht.

So dachte ich an jenem Morgen im Frühlingsgrün des Wäldchens bei dem Colosseum in Rom, und ich fragte mich leise: Wo ist er hin, um den ich trauerte? Er ist zurückgekehrt in die ewige Schaffenslust des Seins, antwortete mir mein Herz, und die Palme des Klosters wiegte feierlich ihre schlanken Zweige in der blauen Luft, als wollte sie es bejahen.

Die brennende Frage von heute

Wir schmeicheln uns, in einem weit vorgeschrittenen Jahrhundert zu leben. In vieler Beziehung haben wir auch Ursache, uns unserer Errungenschaften zu freuen. Aber es vergeht dennoch kein Jahr im alten Europa, ohne dass sich ungeheure Conflikte aufthürmen, ohne dass schwere, ja blutige Verwickelungen herbeigeführt werden, welche den Gang der Geschichte aufhalten und die friedliche Entwickelung theoretischer Fragen zur Praxis verhindern. Trotzdem geht die Geschichte mit einer unzerstörbaren inneren Logik vorwärts. Es ist vergebens, den nothwendigen Consequenzen des Gedankens Hindernisse in den Weg zu stellen, sie in ihrem Lauf aufzuhalten, oder gar sie durch Gewalt vernichten zu wollen. Es ist nicht nur vergeblich, es ist auch schädlich, ja es ist verbrecherisch. Anstatt der ruhigen Verwirklichung gewisser Ideen, welche die Zeit gereift und als lebensfähig auf die Tagesordnung geschrieben hat, fördernd beizustehen, hemmt man sie von der

einen Seite und beschleunigt dadurch ein gewaltsames Vorgehen von der anderen Seite. Anstatt einer schönen, naturgemässen Blüthe entsteht dann eine verkrüppelte Erscheinung, unter solchen verkehrten Bedingungen, dass man zunächst vor ihr zurückweicht. Man kann ihr nicht hold sein, weil sie zu viel Abscheuliches im Gefolge hatte, welches sie erst in langer, mühseliger Arbeit an dem Verfehlten und Missgestalteten büssen muss, ehe sie zu ihrem eigentlichen, ursprünglichen Gedanken zurück gelangt. So ging es mit der grossen französischen Revolution. Ihre Gedanken, von reactionären Mächten aufgehalten, von wilden Trägern überstürzt, kamen im blutigen Morgenroth der Guillotine zur Welt, schossen weit über ihr Ziel hinaus und mussten sich dann gleichsam zur Strafe, erst durch den kolossalsten Despotismus, dann durch die Schneckengänge der Reaction durchwinden, ehe sie, auch nur von ferne, jenen Idealen sich wieder zu nähern begannen, deren Verwirklichung sie sein sollten. Ebenso ging es mit der Revolution von Achtundvierzig, die, im Gegensatz zu ihrer Zeit, doch weit weniger ungeheure Forderungen stellte als Jene. Man hatte aber noch immer nichts von der Geschichte gelernt. Von der einen Seite thörichter Widerstand, von der anderen gewaltsames Ueberstürzen — und abermals fiel die Frucht unreif vom Baum des Lebens; es folgte wieder eine Zeit der Dürre, der trostlosen Unfruchtbarkeit.

Aber Ideen vergehen nicht. Der befruchtende Same fällt in die Erde und plötzlich schiessen die Keime wieder auf, kräftiger, lebensfähiger als früher. Haben die Mächte, welche mit deren Existenz zu rechnen haben, nun etwas von der Geschichte gelernt? Welches ist denn die Frage, die jetzt vor uns dasteht und ihre Lösung fordert? Von allen Seiten hört man rufen: Es ist die soziale Frage. Sie wuchs längst im Schatten der politischen Bewegungen empor. Die französische Revolution von zweiundneunzig trug sie schon im Mutterschooss, und nach der gescheiterten Revolution vom Jahre Achtundvierzig fühlten alle einsichtsvollen, weiter blickenden Revolutionäre, dass blos politische Reformen nicht genügten, dass eine Frage von viel tieferer Natur und weiter gehenden Folgen im Grunde der Erschütterungen liege, welche die Gesellschaft von Zeit zu Zeit heimsuchten, und dass ohne ihre Lösung kein dauernder Zustand zu erzielen sein würde. Anstatt nun aber von Seiten der regierenden Mächte die Frage als eine tief in der Zeit begründete, in ihrer wahren Fassung vollberechtigte anzusehen, anstatt ihrer Lösung mit ernstem Nachdenken und bereitwilligem Entgegenkommen die Hand zu bieten, stemmte man sich dagegen und glaubte sie ignoriren oder unterdrücken zu können. Auf der anderen Seite ging die Partei, deren Geschick diese Frage am meisten berührt, durch den Wider-

stand gereizt, mit ihren Theorien bis an die Grenze des Absurden. Sie verlangte, wie z. B. die Nihilisten durch den Mund ihres Führers Bakunin, nicht nur die völlige Vernichtung der jetzt bestehenden Formen von Kirche, Staat, Ehe, Familie, sondern auch von allen geistigen Errungenschaften der Menschheit. Es sollte tabula rasa gemacht werden mit allen Monumenten der Kunst, mit allen Schätzen des Wissens. Die Menschheit sollte wieder von vorne anfangen, aus den Wäldern, von den untersten Volksschichten her, sollte die neue Gesellschaft sich organisiren. Wer ernstlich über die Sache nachdachte, konnte die tiefe Sorge nicht abwehren, welche einen neuen furchtbaren Kataklysmus, eine schauerliche Geburtsstunde des neuen Lebensgedankens, inmitten dieser beiden extremen Mächte, voraus sagte. In dieser Zeit, wo in Europa die Frage in ihrer ganzen Bedrohlichkeit und folgenschweren Bedeutung hervortritt und die Nothwendigkeit verständiger Lösung dringend anzeigt, nahm ich die nachgelassenen Schriften Alexander Herzen's zur Hand und las die Betrachtungen wieder, welche er im letzten Jahre seines Lebens geschrieben und an deren Beendigung ihn sein plötzlicher Tod verhindert hat. Sie sind in Form von Briefen an Bakunin gerichtet, welcher damals anfing, Herzen als Reactionär zu bezeichnen, weil dieser sich nicht zu dem Glaubensbekenntniss der tabula rasa neigte. Ich fand die darin ausgesprochenen

Gedanken auf's Neue so treffend, dass ich versucht wurde, folgende Stellen in deutscher Uebersetzung wiederzugeben, da ich vermuthete, dass der Nachlass Herzen's wenig oder gar nicht in Deutschland bekannt sei.

»Es ist immer noch dieselbe einzige Frage, »welche uns beschäftigt. Uebrigens gehört »auch die Geschichte, in jeder ihrer Perioden, »immer nur einer ernsten Frage, einer im »Wachsen begriffenen Kraft an. Alles Andere »ist nur das Zufällige, bildet die verschiedenen »Krankheiten, welche die Entwickelung be»gleiten, die Leiden, durch welche der neue, »vollkommene Organismus sich aus den ver»brauchten, zu eng gewordenen Formen »herausarbeitet und hinaus zu treten trachtet, »indem er dabei einen Theil derselben, welcher »sich seinen höheren Bestrebungen anpassen »wird, beibehält. Du glaubst, ich habe mich »verändert, aber bedenke doch, dass Alles sich »verändert hat. Die ökonomisch-soziale Frage »stellt sich jetzt anders, als vor zwanzig Jahren. »Sie hat ebensowohl ihre religiöse ideale »Jünglingszeit, wie das Alter der gewagten »Unternehmungen und der Experimente im »Kleinen hinter sich. Selbst die Periode der »Klagen, der Protestationen, der Denunciationen »naht sich ihrem Ende. Es ist das ein ernstes »Zeichen, dass die soziale Frage ihrer Voll»jährigkeit entgegen geht. Sie nähert sich »dieser augenscheinlich, aber sie hat sie noch »nicht erreicht, nicht blos wegen äusserer

»Hindernisse und äusseren Widerstandes, »sondern aus inneren Gründen. Die Minorität, »welche vorwärts will, ist noch nicht zu ganz »klarer Einsicht, zu praktischen Wegen, zu »vollkommenen Formeln über die ökonomischen »Zustände der Zukunft gelangt. Die Majorität, »welche am meisten unter den jetzigen Ver»hältnissen leidet, versucht sich daraus zu be»freien durch einen Theil der städtischen Ar»beiter, aber sie wird durch den Geist der »Routine innerhalb der grösseren Hälfte »zurückgehalten. Wissen und Verständniss »können weder durch einen Staatsstreich, noch »durch einen Privatstreich gegeben werden. »Die Langsamkeit, das Unzusammenhängende »im Gang der geschichtlichen Intelligenz reizt »und bedrückt uns, ist uns unerträglich, und »deshalb überstürzen Viele die Sache, begehen »einen Verrath an ihrer eigenen vernünftigen »Einsicht und bringen die Andern dazu, sich zu »überstürzen. Ist das gut? Die ganze Frage »liegt da.

»Unsere Zeit ist eine Zeit der definitiven »Untersuchung, welche der Arbeit der Ver»wirklichung vorausgehen muss, wie die Theorie »des Dampfes den Eisenbahnen vorausgegangen »ist. Früher wollte man Alles durch den »Muth, den Eifer machen und gab sich dabei »dem Zufall anheim. Wir wollen uns nicht »mehr dem Zufall anheim geben. Wir sehen »klar ein, dass die Dinge nicht bleiben können, »wie sie sind. Das Ende der ausschliesslichen

»Herrschaft des Kapitals und des unbe-
»schränkten Eigenthumsrechts ist gekommen,
»so wie früher das Ende des Feudalismus und
»der Aristokratie. — — — — — — — —

»Aber die allgemeine Hinstellung des
»Problems zeigt weder die Wege noch die
»Mittel an, es zu lösen, ja sie bestimmt nicht
»einmal eine gewisse Mitte für dasselbe. Durch
»Gewalt kann man die Lösung nicht erreichen.
»Wenn selbst die bourgeoise Welt durch
»Pulver in die Luft gesprengt worden wäre,
»so würde sie, wenn sich der Rauch verzogen
»hätte und die Ruinen weggeräumt wären,
»von Neuem da sein, etwas modifizirt, aber
»immer bourgeois. Und das zwar deshalb,
»weil diese Welt noch nicht an ihrem Ende
»angelangt ist; weil weder die neue Organi-
»sation, noch die, welche sie aufzubauen haben,
»hinreichend vorbereitet sind, um sie verwirk-
»lichen zu können. Keine der Grundlagen,
»auf denen die jetzige Ordnung der Dinge
»beruht und die zertrümmert und neu aufgebaut
»werden müssten, ist so weit erschüttert, dass
»es hinreichte, sie mit Gewalt umzureissen und
»sie aus dem Leben zu verbannen. Der Staat,
»die Kirche, die Armeen sind bereits ebenso
»logisch verneint wie die Theologie, die Meta-
»physik u. s. w. Aber sie sind nur erst in
»einer gewissen wissenschaftlichen Sphäre ver-
»urtheilt. Ausserhalb der akademischen Mauern
»beherrschen sie noch alle moralischen Kräfte.
»Fragt jeden ehrlichen Menschen, ob er bereit

»ist? Ob er von der neuen Organisation, »welcher wir zustreben, ein so klares Bild hat »wie von dem allgemeinen Ideal des collectiven »Eigenthums und der Solidarität? Ob er, »ausser dem einfachen Zerstören, die Mittel »zur Transformation des alten Organismus »kennt? Und gesetzt den Fall, er könnte dies »für sich selbst bejahen, kann er es auch für »die Klasse, welche ihrer Stellung nach sich »zunächst an die That wagen muss?

»Die Wissenschaft ist unwiderstehlich, aber »sie besitzt keine Zwangsmassregeln. Die »Befreiung von Vorurtheilen geht langsam, »sie hat ihre Phasen und Krisen. Gewalt und »Schrecken können eine Religion, eine politische »Form verbreiten, ein autokratisches Reich or»ganisiren, eine einige und untheilbare Republik »einführen; aber in der sozialen Ordnung taugt »die Gewalt nur zum Zerstören; sie kann nur »den Platz aufräumen, weiter nichts. Durch »Gewalt in der Weise Peters des Grossen »kann die soziale Revolution nicht über »die durch Gewalt herbeigeführte »Gleichheit eines Gracchus Baboeuf, oder »den Communismus eines Cabet hinaus kommen. »Die neuen Formen müssen alle alten Elemente »der menschlichen Bestrebungen umfassen. »Man kann aus unserer Welt nicht mehr »weder ein Sparta, noch ein Benediktiner»kloster machen. Die künftige Revolution »muss alle Elemente des sozialen »Lebens zum allgemeinen Besten

»vereinen, wie es Fourier träumte, nicht aber »die Einen zum Besten der Andern ersticken. »Die ökonomische Revolution hat einen un- »geheuren Vortheil über alle religiösen und »politischen Revolutionen durch die Solidität »ihrer Grundlage. Nur müssen ihre Wege, »ihre Art, sich des Gegebenen zu bedienen, »ebenso solid sein. — — — — — — — —

»Durch eine einfache Liste dessen, was zu »verneinen ist, und welche wie ein Tages- »befehl an die soziale Armee ausgetheilt wird, »erzielt man nichts als ungeheure Verwirrung.

»Gegen Dogmen und Glaubenssätze, wie »absurd sie auch sein mögen, kann man nicht »mit der blossen Negation, wie intelligent sie »auch sein mag, kämpfen. Zu sagen: glaube »nicht, ist ebenso absurd und autoritäts- »mässig, als zu sagen: glaube. Die alte »Ordnung der Dinge hat ihre Stärke nicht »sowohl durch die materielle Macht, die sie stützt, »sondern dadurch, dass sie von der Majorität »angenommen und anerkannt ist. Das »tritt besonders auffallend in den Fällen her- »vor, wo dieselbe weder Strafe noch Zwang »anzuwenden hat, sondern auf dem gefesselten »Gewissen, auf der Abwesenheit intellektueller »Entwickelung, auf der Unreife der neuen »Gesichtspunkte ruht, wie z. B. in England »und der Schweiz. — — — — — — — —

»Niemand ist an den absurden Ungereimt- »heiten des gegenwärtigen sozialen Zustandes »schuld. Eine jede Bestrafung wäre ebenso

»unsinnig wie die Peitschung des Meeres durch »den König von Persien. Anklagen, richten, »bestrafen — alles das ist unserer geistigen »Entwickelung unwerth. Man muss die That»sachen einfacher, physiologischer betrachten. »Man muss den kriminalistischen Standpunkt »verlassen, welcher leider vorherrschend ge»worden ist und das Verständniss durch die »Vermischung persönlicher Leidenschaften mit »der allgemeinen Sache und durch die Ver»drehung unwillentlicher Ereignisse in vor»bedachte Verschwörungen verwirrt hat. Es »ist ebenso absurd, die Verantwortlichkeit für »die Vergangenheit und die Gegenwart auf die »letzten Vertreter der Wahrheit von gestern, »welche heute Irrthum geworden ist, zu »werfen, als es absurd und ungerecht war, die »französischen Marquis zu köpfen, weil sie »keine Jacobiner waren. Die Revolutionen »bereiteten sich ehedem im Dunkeln, wichen »vom rechten Wege ab, gingen rückwärts, »gingen irre, weil sie kein klares Ziel hatten. »Sie verlangten eine Menge Dinge, alle Arten »von Glauben, von Heroismus, von erhabenen »Tugenden, von Patriotismus und Pietismus. »Die soziale Revolution bedarf nichts als Ein»sicht, Kraft, Wissen und Mittel. Aber die »Einsicht ist die stärkste Verpflichtung. Sie »hat fortwährend die Reue der Intelligenz »und die unerbittlichen Vorwürfe der Logik »zu dulden.

»So lange der soziale Gedanke unbestimmt

»war, wendeten sich seine Verkünder, selbst »von Glauben und Fanatismus erfüllt, ebenso »sehr an die Phantasie und Leidenschaft, als »an die Intelligenz. Sie bedrohten die Be»sitzenden mit Strafe und Vernichtung, ver»leumdeten sie, machten ihnen ein Verbrechen »aus ihrem Reichtum und bemühten sich, sie »zu freiwilliger Armuth zu überreden, indem »sie ihnen fortwährend das schreckliche Bild »ihrer eigenen Leiden vorhielten (eine sonder»bare captatio benevolentiae). Der Sozialismus »ist über diese Mittel hinaus. Was man den »Besitzenden und Kapitalisten beweisen sollte, »ist dies: nicht dass ihr Besitz eine Sünde, »unmoralisch und verbrecherisch ist, sondern, »dass der Proletarier sich jetzt bewusst wird, »wie sehr die Bollwerke, welche den Besitz »bisher vor Zerstörung bewahrten, abgenutzt »sind, und wie daher die Erhaltung des »Letzteren in der bisherigen Weise unmöglich »ist. Man sollte ihnen beweisen, dass der »Kampf gegen das Unmögliche eine zwecklose »Vergeudung von Kraft ist und dass er, je »länger und hartnäckiger er fortgesetzt wird, »zu desto grösserem Unglück und schwereren »Verlusten führen wird. Man muss die Festig»keit des Besitzes und des Kapitals durch ein »Exempel der doppelten Rechnungsführung, »durch ein klares Abwägen des Soll und »Haben, erschüttern. Der zäheste Geizige, »wenn er sich selbst mit einem Theil seines »Schatzes retten kann, indem er den andern

»Theil desselben opfert, wird das lieber thun »als mit seinem ganzen Schatz zu Grunde »gehen. Dazu ist es aber nöthig, dass die »Gefahr und die Möglichkeit, sich zu »retten, ihm ganz klar seien. Die neue »Ordnung der Dinge muss sich ihm nicht nur »wie ein drohendes Schwert, sondern auch »wie eine schützende Macht darstellen. Die »neue Ordnung, welche die alte Welt mächtig »niederschlägt, muss nicht nur Alles retten, »was der Rettung werth ist, sondern sie muss »auch Allem, was ihre eigene Entwickelung »nicht hemmt, was, wenn auch heterogen, »originell ist, Freiheit geben. Wehe der Re»volution, welche, arm an künstlerischem Geist »und Sinn, aus der ganzen Vergangenheit und »ihren Errungenschaften eine langweilige »Werkstatt machen wollte, deren einziger »Vorzug in dem ausreichenden Unterhalt und »nur im Unterhalt bestände. Aber das wird »auch nicht sein. Die Menschheit hat immer, »auch in den schlechtesten Zeiten, gezeigt, »dass sie potentialiter mehr Kräfte und mehr »Bedürfnisse hat, als zum Erwerb des blossen »Unterhalts nöthig sind; diese kann man nicht »ersticken. Die Menschheit hat Schätze, deren »sie sich entäussern wird und die man ihr, »ausser durch despotische Gewalt und in der »Stunde des Fiebers, des Kataklysmus, auch »nicht entreissen kann. Wer kann ohne »empörende Ungerechtigkeit sagen, dass so»wohl in der Vergangenheit wie in der Gegen-

»wärt nicht unendlich viel Schönes sei? Und »das Alles sollte mit dem alten Fahrzeug »untergehen?« — —

Nein, gewiss nicht! Es wäre traurig, wenn die Empörung über die Ungerechtigkeit und das grausame und unnöthige Leiden in unserer Gesellschaft dazu führen sollte, das Schöne im Vermächtniss der Vorzeit, den einzigen Schatz der Menschheit, zu vernichten. Wir würden dann erleben, was man in der Geschichte schon einmal, beim Einbruch des Mittelalters, dieser Zeit geistigen Todes, erlebt hat: die hoch aufgeschossene Saat von Geistesblüthen, Resultat einer jahrhundertelangen Arbeit, unter barbarischer Rohheit begraben und den Cultus von Fratzenbildern und Knochen an die Stelle der Verehrung von Wissenschaft und Kunst getreten zu sehen. Kurz, es würde ein Von-vorn-Anfangen der Menschheit, nach langem dumpfen Hinbrüten in der Oede der Barbarei sein.

Soll dieser grausame Fehler der Geschichte noch einmal begangen werden? Jetzt wäre er ein Verbrechen, denn er geschähe mit Bewusstsein, während er damals unbewusst geschah. Verbessern sollen wir die Geschichte, nicht ihre Fehler wiederholen, sonst hätten wir sie umsonst studirt. Wir würden nur dadurch beweisen, dass wir unverbesserlich sind, trotz aller warnenden Beispiele, trotz aller Erkenntniss, und dass es folglich bei

diesem zweiten Cursus der Menschengeschichte nicht besser gehen würde als beim ersten. Zudem widerspräche ein solches tabula rasa-Verfahren geradezu den sonstigen Theorien seiner Bekenner. Denn was wollen sie, oder was geben sie vor zu wollen? Sie wollen die Systeme, welche Ueberreste brutaler Gewalt sind, vernichten und das Leben der Gesellschaft auf sittlicheren, gerechteren Grundlagen auferbauen. Und dazu sollte man wieder mit brutaler Gewalt anfangen und Alles zerstören, was das Leben der vergangenen Generationen geadelt, was der Vernunft und dem Genius zum Siege über die rohen Zustände verholfen hat? Das endlich, woraus die edleren Erkenntnisse, die höheren Ziele selbst hervorgegangen sind? Die Frage des Hungers ist eine dringende, eine berechtigte Frage; sie muss in Betracht gezogen und gelöst werden. Aber wenn das Leben allein auf diese Frage zurückgeführt würde, wenn, wie Herzen sagt, Alles Werkstatt würde, wie möchte man da noch leben? Wie verächtlich würde es sein, nur um den Preis der materiellen Existenz zu ringen, und wie würde man mit verzehrendem Neid jener Märtyrer des Geistes denken müssen, welche auch Hungers starben, aber — um einer Idee willen. Nein, dieser Protest des Nihilismus, der nur zerstören will, ist ein Zeichen von Unreife der Erkenntniss, von Missverstehen der Geschichte, von brutalem Egoismus, beinahe ebenso brutal

wie der Egoismus, gegen welchen er sich auflehnt.

Welches aber ist der Weg, um dem Uebel zu begegnen und abzuhelfen? Welches das Zauberwort, das die losgebundenen Geister wieder zum Gehorsam ruft? Ist es das Wort der Gewalt, welche mit Drohungen und Schrecken die Unbändigen zu zügeln meint? Ist es die Verachtung der Bewegung, die, unter dem Fluche der Halbbildung, freilich auch bedauernswerthe Handlungen erzeugt, gegen die man sich aber wendet, als sei allein das Verbrechen ihr Grund und ihr Ziel? Ist es die unbarmherzige Strafe, welche man über das hartnäckige, zu Ausschreitungen geneigte Kind verhängt, ohne weiter zu fragen, ob man so unbedingt strafen darf und ob nicht vielleicht die Erziehung einen Theil der Schuld an den zu strafenden Uebertretungen hat?

Nein, das Alles ist es nicht. Wie Jene sich täuschen, welche mit der tabula rasa den Uebelständen in der Gesellschaft abzuhelfen meinen, so täuschen sich auch die, welche glauben, man ersticke einen Gedanken, der wie ein Maulwurf längst in dem Erdreich der Geschichte gewühlt hat, wenn man gegen seine Symptome mit gewaltsamen Mitteln aufträte. Das Zauberwort, welches allein die Geister zu bannen verstünde, und ihrem Wühlen auf immer ein Ende machen würde, wäre: gerechte, ehrliche, parteilose Prüfung der grossen Frage und

zwar von beiden Seiten, williges Entgegenkommen und Nachgeben um des allgemeinen Besten willen, abermals von beiden Seiten, gemeinsame Arbeit Aller zu einem Allen zu Gute kommenden, wirklichen Culturzweck, der das materielle und geistige Wohl Aller als Ziel hätte.

Ach, Menschheit, ist es denn nicht Zeit, dies zu begreifen und mit Ernst an das Werk zu gehen? Ist denn, um es wieder präciser zu fassen, nicht im Grund der sozialen Frage eine tief berechtigte, uralte Forderung? Sagte nicht schon Christus: »Gehe hin, gieb Alles, was du hast, den Armen und folge mir nach«? Waren nicht die ersten christlichen Gemeinden brüderliche Vereinigungen? War nicht in den Bauernkriegen die Frage im Wesentlichen dieselbe wie heute, die Frage dessen, welcher seinen Antheil haben will an den nothwendigen Bedingungen der Existenz, um nicht blos Lastthier, sondern auch Mensch sein zu können, d. h. neben dem materiellen auch ein geistiges Leben zu haben? War es nicht in der grossen französischen Revolution der Schrei von Unten, der Schrei der Unterdrückten, Geknechteten, Zertretenen, welcher die Wellen des Oceans aufwühlte und das fürchterliche Gericht heraufbeschwor, das im Sturm der Leidenschaft Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte verschlang?

War es nicht die Frage des Sclaven, welche den Bürgerkrieg in Amerika entbrennen liess? Musste nicht in Russland die Leibeigenschaft aufgehoben werden trotz allen Widerstandes von Oben?

Nun wohl, die Frage, welche so die Zeiten durchschreitet, welche theilweise in einzelnen Erscheinungen gelöst, in anderen vulkanisch lodernd hier und da hervortrat — sie steht jetzt klar, bestimmt, unabweisbar da und fordert endgültige Lösung. Es ist die Frage der unteren Volksschichten, des kleinen Handwerkerstandes, des Proletariats. Sie muss gelöst werden in einer menschenwürdigen, einer vorgeschrittenen Culturepoche angemessenen Weise, so dass das Leben der Gesellschaft sich auf dieser Basis friedlich weiter entwickeln und zu höheren Culturzwecken übergehen kann, ohne einen Kataklysmus fürchten zu müssen, welcher einmal wieder auf Geschichtsperioden hinaus die Entwickelung des geistigen Lebens in der Menschheit aufhalten würde.

In der alten Welt waren die Massen nur Heerden, welche nach dem Wink des Despoten lebten, handelten und starben. In Griechenland war das schöne Leben der Freien nur möglich durch das Sclaventhum. Der christliche Feudalstaat, obgleich auf die Religion der Brüderlichkeit gegründet, brachte die furchtbaren Klassenunterschiede und die sclavenähnliche Abhängigkeit des niedern Mannes hervor, und noch immer entehrt das

Missverhältniss zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden unsere »sogenannte« Civilisation. Wenn man nur, wie in dem Märchen, einen Zauberstab hätte, um für kurze Zeit die Reichen aus ihren Palästen, ihrem Wohlleben in die Hütte des Proletariers und in dessen Lage zu versetzen, so dass sie nach harter Tagesarbeit kaum Brod hätten für die hungrigen Kinder und kaum ein Strohlager, um die müden Glieder auszuruhen — gewiss, sie würden es empfinden, dass hier ernste Hülfe Noth thut, und zwar nicht das Almosen der Barmherzigkeit, sondern das ausreichende Brod der Gerechtigkeit. Sie würden einsehen, dass sie selbst grosse Opfer bringen müssen, um das Unheil abzuwenden, welches sonst über kurz oder lang kommen muss. Die Gewalt, wie schon gesagt, kann hier nichts vollbringen; sie kann nur auf eine Zeitlang die Symptome und die Vertreter der Idee vernichten, aber die Idee selbst kann sie nicht vernichten. Die Idee ist ewig, ist eine Naturnothwendigkeit, die sich immer in menschlichen Gehirnen erzeugen muss, wenn man auch unzählige Gehirne, welche sie gehegt, zerschmetterte. Sie entkeimt dem Prozess der geschichtlichen Entwickelung, sie beruht auf den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, wie sie im Laufe der Zeiten geworden sind, sie tritt immer schärfer hervor, je mehr Kenntnisse sich in den unteren Klassen verbreiten, je mehr diesen die Erkenntniss der

Quellen der sozialen Uebel aufgeht. Wollte man der strengen Forderung, welche im Grunde dieser Frage liegt, nicht gerecht werden, so würde man den Goethe'schen Spruch wahr machen, dass jedes Volk an seiner Geschichte zu Grunde geht. Der ungeheure Conflikt zwischen der Einsicht von der Nothwendigkeit neuer Lebensformen und dem zähen Festhalten an dem geschichtlich Gewordenen, Hergebrachten, Gewohnten würde das Leben des Volkes mit immerwährendem Gährungsstoff füllen und es zu keiner ruhigen Entwickelung kommen lassen. Wollte man aber jene Einsicht mit Gewalt ersticken, so würde das Leben versumpfen und der Stillstand eintreten, welcher dem Tode gleicht.

Wäre es nicht an der Zeit, diesem Vorgang mit Bewusstsein entgegen zu treten, ein Volk nicht an seiner Geschichte zu Grunde gehen zu lassen, sondern Alles zu thun, damit sich dieselbe vernünftig und gerecht entwickle?

Aber das Mittel, dies zu bewerkstelligen?

Ich habe schon gesagt, ich glaube, es gäbe eines. Nur müssten Alle den aufrichtigen Willen haben, gemeinschaftlich zu suchen, zu handeln, sich entgegen zu kommen und an das allgemeine Beste zu denken, anstatt an die Interessen einer Kaste. Sind wir nicht erst Alle zusammen ein Volk, Hohe und Niedere, Reiche und Arme? Sollten wir uns nicht lieber als innig verbunden, als solidarisch in unsern Interessen erkennen, anstatt den

Krieg erbitterter, feindseliger Stimmungen gegen einander zu führen, der nur gar zu leicht in feindselige Thaten ausartet? Dass unsere Gesellschaft so ist, wie sie ist, daran hat weder ein Einzelner, noch haben ganze Klassen daran Schuld. Es ist so geworden durch eine historische Entwickelung, über welcher kein leitender Gedanke, kein bewusstes Ideal schwebte. Unrecht ist es daher, wenn fanatische oder egoistische Führer dem Volke den Hass gegen die Besitzenden predigen und diese gleichsam wie Fremdlinge, wie Feinde dem Volke gegenüberstellen. Noch schlimmer ist es, wenn dieser Fanatismus die Hand des Mörders bewaffnet in dem unseligen Wahne, als könne der Tod eines Einzelnen das Schicksal von Millionen ändern. Ebenso schlimm aber ist es, wenn von Oben her der Angstruf aus der Tiefe nicht gehört oder nicht beachtet wird, wenn man vornehm glaubt, man könne die unebenbürtige, gemeine Masse durch von Oben dekretirte Massregeln abfinden oder durch Gewalt zum Schweigen bringen.

Nein, es gäbe nur ein Verfahren, und es wäre das Rechte, weil das Gerechte. Man müsste eine Versammlung berufen, aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengesetzt. Nicht die Vertreter der alten Parteien mit ihren stereotypen Phrasen, mit ihrer Leidenschaft, ihrer Unversöhnlichkeit, ihrem Egoismus, nicht ein Parlament, wie wir es schon

haben, ohne die gewünschten Resultate erreichen zu können, — nein, eine Versammlung, welche aus den wohlwollenden Mitgliedern des Adels, des Bürgerthums, der industriellen Klassen, des Arbeiter- und Bauernstandes, und — warum nicht auch der Fürsten (denn wann haben diese ohne interessirte Mittelsmänner sich direkt mit dem Volk gegenüber gestanden und gesucht, sich zu verständigen?) zusammengesetzt wäre. Da müsste man sich hören, sich mit Wohlwollen entgegen kommen, die Beschwerden von der einen, die Bedenken von der anderen Seite erwägen und über die Mittel zur Abhülfe gerechter Klagen sich verständigen. Von der einen Seite müsste der verkehrten Ansicht von der absoluten Gleichheit des Eigenthums (welche eine Ungerechtigkeit, ja eine Unmöglichkeit ist) entsagt werden, von der anderen Seite müsste der Einzelne den sinnlosen Luxus, den verschwenderischen Ueberfluss Angesichts der Bedürfnisse der Masse freiwillig auf edles Maass beschränken.

Würde nur wirkliche Liebe zur Heimat, zu dem Volke, zu dem man sich wechselseitig rechnet, zu der höheren friedlichen Culturentwickelung, der wir doch Alle zuzustreben vorgeben, Alle beseelen, so würde ein Jeder einsehen, dass auch der einzelne Egoismus gewinnt, wenn er opferwillig dem Ganzen dient. Das alte Gleichniss von Kopf und Magen bleibt noch immer passend, ja es wird

es immer mehr, je mehr der physiologische Zusammenhang der geistigen und leiblichen Funktionen eines Organismus erkannt wird. Wenn der Magen sein Recht verlangt, so muss der Kopf wissen, dass es sein eigner Schaden wäre, es ihm nicht ganz und voll zu gewähren, während wiederum der Magen wissen muss, dass es der Kopf ist, welcher ihn über die Polypen, die blos Magen sind, erhebt und ihm das Vorrecht giebt, die Höhe des Gedankens und die Fülle des Herzens zu entwickeln und zu nähren. Neigt sich nicht auch die Medicin immer mehr zu den Naturheilmethoden hin und erkennt an, dass ein vernünftig und naturgemäss geregeltes Leben dem Organismus zuträglicher sei als viele Arzneien, die nur zu oft neue Krankheiten erzeugen? Wie sollte es beim gesellschaftlichen Organismus anders sein? Je complicirter die staatlichen Verhältnisse werden, je mehr man verklausuliren und Gesetze schaffen muss für alle Einzelheiten des Lebens, je schlimmer steht es um ein Staatsleben. Je einfacher und naturgemässer man die socialen Verhältnisse gestalten wird, so dass Raum für Alles da ist, um friedlich und ungestört in die Breite und Höhe zu wachsen, je schöner und vollkommener werden die einzelnen Exemplare und mithin die Massen sein.

Sollte es wirklich so schwer sein, diese vernunftgemässere, natürliche Ordnung der Verhältnisse in gemeinsamer Arbeit nach bereit-

willliger Uebereinkunft von beiden Seiten allmählich herbeizuführen?

Ich glaube nicht. Nur müsste man die Gedanken, anstatt auf blutiges Kriegshandwerk, auf die Werke des Friedens richten, die Arme, welche jetzt Waffen führen, um ihre Brüder zu morden, müssten dem Ackerbau, der Segen und Brod bringenden Arbeit zurückgegeben werden. An die Stelle der Hierarchie des Krieges müsste die Hierarchie der Volksbildung treten, anstatt der Kasernen müsste man wahre Bildungsanstalten für das Volk errichten, und die Lehrer des Volks müssten die am meisten geachteten, am besten bedachten Menschen im Staate sein. Regierende wie Regierte müssten nur den einen Zweck haben, die Politik der Staatsklugheit, der List und des Egoismus, in eine Politik der Humanität zu verwandeln. Das Prinzip der Nationalität müsste nicht mehr zum Ausgangspunkt blutigen Streites, tückischer Hinterlist, traurigen Betrugs gemacht werden, sondern einzig die auszeichnende Individualität hervorheben, welche den Verkehr, wie zwischen einzelnen Personen, so auch zwischen Völkern anziehend und ergänzend macht.

Will man hierauf mit dem spöttischen Lächeln der Ueberlegenheit erwidern: »Kindisches Geschwätz! Das Alles ist unmöglich; wir weisen Männer an der Spitze wissen, was zu thun Noth thut, wir brauchen keinen Rath, wir unterdrücken, was uns stört, wir wollen fortfahren zu herrschen und zu bevormunden«

— so gebe ich darauf meine alte Antwort: Gut, wenn Euch das Leben keine Culturaufgabe ist, wenn Ihr nicht verstehen wollt, dass es nicht darauf ankommt, dass Einzelne geniessen, sondern darauf, dass Keiner mehr zu darben brauche und dass Alle geistig geniessen können, da Raum und Nahrung für Alle auf Erden sein könnten, und da nur in gerechten Zuständen die höchsten Aufgaben des Daseins gelingen können, dann ist es unnöthig, weiter mit einander zu reden. Dann geht Eure Wege, aber dann wundert Euch auch nicht, wenn einst ein Tag der Entscheidung kommt, welcher Euch nicht gefällt.

Unter Göttern wandeln

Unter Götter wandeln, wäre das nicht das Ziel? so dachte ich neulich, als ich an einem Frühlingsmorgen durch die Gallerien des Vatikans ging.

Der grosse Fremdenschwarm hatte Rom bereits verlassen, es war fast Niemand in den hehren Räumen ausser mir. Die Thüren und Fenster waren geöffnet, und aus den anstossenden Gärten drang der Duft der Rosen und Orangenblüthen mit der lauen Frühlingsluft herein. Die Kinder jener Zeit, die längst vergangen, standen ringsum auf ihren Postamenten und schauten aus ihrer marmornen Unsterblichkeit in die Ferne des Daseins, in welchem der Begriff von Vergangheit und Zukunft aufgehoben ist.

Es giebt gewiss wenig edlere Genüsse, als an einem solchen Frühlingsmorgen allein in den Sälen des Vatikan zu sein, blos in Gesellschaft der stillen Wesen, welche ewige Typen darstellen, frei von hässlichen Leidenschaften, von kleinlichen Trieben, von blindem Wollen.

Ihre Götterstille kommt über uns, und aus den Tiefen der Brust steigt die Betrachtung der Dinge dieses Lebens, dem Eros des Praxiteles ähnlich, mit sinnend geneigtem Haupt und wehmüthigem Lächeln auf den Lippen. Wir fragen uns die alten Fragen, welche von Anbeginn der Zeiten an die ernsten Menschen gefragt haben, und wir schauen zu den erhabenen Gebilden auf, als könnten sie uns Antwort darauf geben.

Und können sie es nicht? Ja sie können es, aber es muss still um und in uns sein, um die Antwort zu vernehmen. Fragst Du uns nach unserem Ursprung? sagen sie, wir sind Kinder jenes Zuges, dessen Spuren Du überall nachgehest in der Geschichte, und dessen Dasein Dir allein das Leben erträglich macht, Dich über seine Zufälligkeiten, seine Widersprüche, sein tausendfaches Elend erhebt; jenes Zuges, durch welchen in den Formen der Religion, der Kunst und der Philosophie der Mensch von jeher gestrebt hat, sich über sich selbst und seine Unvollkommenheit in eine höhere, idealere, von Mängeln befreite Sphäre zu erheben. — Du stehst nachdenklich vor der Wissenschaft, welche von Experiment zu Experiment, von Beweis zu Beweis sich durch Labyrinthe des Denkens zurückwindet, um die Spur zu finden, welche sie zuletzt an den natürlichen Ursprung aller Phänomene führen und jeden Gedanken an ethische oder metaphysische Ausgangspunkte vernichten soll?

— Lass die Wissenschaft ihrer Arbeit nachgehen; sie hat ein Recht, ja die Pflicht, so zu verfahren, die Nebel unklarer Vorstellungen zu zerreissen, den Aberglauben zu zerstören. Aber sie hat ebenso wenig die Macht zu beweisen, wie das erste Atom sich zu dem Zweiten fügte und in sich die Fähigkeit enthielt, Geist zu werden, wie der Dogmengläubige die Macht hat, eine Schöpfung aus dem Nichts zu beweisen. Ginge sie auch zurück durch Billionen Zeiträume, von Ursache und Wirkung zu Ursache und Wirkung, von einer Combination der Atome zur andern, sie stände doch zuletzt vor der Frage: woher das erste Atom und woher die erste wirkende Ursache? Wollte sie sich aber auch hier bescheiden, dass sie nichts weiter wissen könne und uns sagen: ich weiss hier so wenig wie Ihr mit Eurer Erkenntnisstheorie wisst, woher die Welt sich als Vorstellung darstellt, ja ob sie überhaupt Vorstellung oder etwas Anderes ist; dafür weiss ich aber und kann es Schritt für Schritt verfolgen, dass alle ethischen Phänomene nur Folge von Gewohnheit, Vererbung und historisch entwickelter Anschauung, und keineswegs angebornes Bewusstsein sind, dass wir also keinerlei Recht haben, von ihnen auf eine metaphysische, hinter der unsrigen liegende Welt zu schliessen — wollte die Wissenschaft uns dies sagen, so dürften wir ihr doch erwidern: beweisen kannst Du uns auch hier nur, dass die Ansichten über diese und jene

ethische Erscheinung sich geändert oder entwickelt haben, z. B. dass es eine Zeit gab, in welcher man das Mitleid verächtlich, die Rache edel und lobenswerth fand. Die Ansichten aber sind Sache des Intellekts, welcher sich, wie man es bei jedem Kinde sehen kann, allmählich entwickelt und seine Begriffe nach der jedesmaligen Stufe seiner Entwickelung modifizirt oder völlig verändert. Wenn nun der Intellekt als ein der Welt der Vorstellung zugetheiltes, in ihr thätiges und erkennendes Vermögen, die Geschichte der moralischen Empfindungen auf Grund ernster Forschung zu erklären unternimmt, so wird das jedenfalls sehr belehrend sein und uns über eine Menge Irrthümer auf diesem Gebiet aufklären, wie die Darwin'sche Theorie vom Kampf um's Dasein uns über eine Menge Irrthümer auf biologischem Gebiet aufklärte. Ein Anderes ist es aber, diese Geschichte der Entwickelung innerhalb der Bedingungen von Raum, Zeit und Vorstellung zu beschreiben und den letzten Ursprung der Empfindung überhaupt auffinden, die sich entschieden im frühesten Zustand des Menschengeschlechtes vorfinden, wenn auch nur instinktiv, ohne sich noch im Spiegel des Intellekts erkennend betrachtet zu haben. Sind sie doch schon bei den höheren Thieren da, wie Zorn, Wuth, List, Liebe, Treue, Mitleid u. A. — Der Ursprung dieser Empfindungen überhaupt muss daher wohl tief im Grunde des Seins gesucht werden, da, bis

wohin kein in der Welt der Vorstellung befangenes Auge reicht. Denn es wäre sicher auch selbst der Logik des radikalsten Materialisten unmöglich, zu beweisen, wie plötzlich solche Empfindungen in der chemischen Combination bewusstloser Atome auftauchen sollten, wenn sie nicht bereits als Möglichkeiten in denselben gelegen hätten. Aber nicht nur das; es lässt sich gewiss mit Sicherheit sagen, dass, soweit unser Auge zurückreicht in die Nacht der Zeiten, wir in allem Lebenden ein Streben über sich hinaus, zu etwas Höherem, Entwickelterem, Vollkommnerem wahrnehmen. Auf den niederen Stufen des organischen Lebens entspricht dies Streben der Darwin'schen Lehre. In der Sphäre höher organisirter, geist- und bewusstseinsfähiger Wesen schreitet es von den rohesten Anfängen an fort zu höherem Wissen, zu grösserem Können, zu edlerem Wollen. Es trat auf im Gewande der Naturreligionen, es sang in den Veda-Hymnen zu den segenspendenden Naturkräften, welche als wohlthätige Wesen über dem irdischen Leben walteten. Es wurde zur idealisirenden Kunst bei den Griechen und schuf die herrlichen Typen einer Gott-Menschheit. Es offenbarte sich in einem einzig tiefen Herzen, welches es in den schmachvollsten Tod trieb, um das Evangelium der welterlösenden Liebe zu besiegeln. Es erwachte wieder nach langem, dumpfem Winterschlafe und, weil die sogenannte

wirkliche Welt ihm immer feindlich entgegen trat, flüchtete es in das Gebiet der Kunst und schuf durch Rafael's Genius eine ideale Welt voll holdseliger Wesen auf blumengeschmückter Erde, einen verklärten Ausdruck der uralten Empfindung, dass der zum Geist organisirte Mensch ein höheres Ziel hat als der Gorilla, und dass, selbst wenn er auch nicht aus einer Götterheimath stammt, er sich eine Götterheimath schaffen, ihr mit allen Kräften seines Wesens zustreben soll.

Was heisst das nun wieder? wird man sagen; das ist wieder einer von den utopistischen Träumen, welche die Phantasten aller Zeiten geträumt haben, ohne sie jemals verwirklichen zu können.

Wäre es zunächst auch nur das, so wäre es immer vorzuziehen so zu träumen, als das traumlose Leben der Philister zu führen, welche sehr vertraut mit ihren Götzen umgehen, ohne je daran zu denken, dass sie den Gott in sich zu enthüllen haben, zu dessen Ebenbilde, wie sie doch sagen, wir geschaffen sind.

Aber es ist mehr als ein Traum! Ja, Ihr Spötter, Ihr hochmüthigen Thoren, lacht nur, oder fürchtet Euch, wie Ihr wollt. Es ist eine Wirklichkeit, gegen welche Eure Wirklichkeit ein schales, gemeines Trugbild ist. Den Gott in uns zu enthüllen, das ist der rothe Faden, welcher durch die Geschichte geht, das ist das Ziel des geheimnissvollen

Zuges, welcher sich immer wieder Bahn bricht und sich aus einer Form in die andere flüchtet, wenn die erste dem Schicksal alles Vergänglichen unterliegt. Ist das nicht in dem erhabensten Mythos, welcher sich je um eine menschliche Gestalt schlang, ausgedrückt? Am Kreuze starb die vergängliche Form und der im Leiden und im Liebesopfer erlöste Gott stieg auf in die Freiheit, aus der er stammte. Meint das nicht Schopenhauer mit seinem so viel missverstandenen Ausdruck der Verneinung des Willens zum Leben? Der blinde Drang, welcher nur nach Dasein und Geniessen verlangt, muss sich wie ein gebändigter Leue zu den Füssen des Weisen niederlegen, welcher, aus der Unruhe des Vergänglichen erlöst, in tiefer Ruhe die Sonne untergehen sieht.

Wie aber wird uns zu Muthe, wenn wir diese Anforderung hören und auf die uns umgebende Welt sehen, in welcher Hunger und Elend jammern, Hass und Mord wüthen, Kleinheit und Hohlheit sich breit machen in verächtlichem Wohlleben?

Wer ist der Tröster in diesem Chaos des Weltlebens, wo ist die Zufluchtsstätte, in der wir vorahnend die Möglichkeit und die Seligkeit der Erlösung des gefangenen Gottes in uns feiern?

Der Genius ist der Tröster, die Kunst ist die Zufluchtsstätte. Der Genius, welcher als ein Bote aus dem Reich der Ideale uns unser

eignes Denken und Empfinden mit der Fackel herrlicher Offenbarungen beleuchtet. Die wahre, reine, hehre Kunst, insbesondere die dramatische von der Musik verklärt, in welcher wir das Mysterium der Erlösung in den tragischen Helden miterleben.

Und wir besitzen das, wir haben die Tröster, wir haben die Zufluchtsstätte. Ist das nicht unermesslich viel?

Ja, wir haben noch mehr, wenn wir mit Ernst und Wahrhaftigkeit den Blick nach Innen richten und den Gott in uns suchen. Er ist da, in uns Allen und ruft nach Erlösung, nach Befreiung aus dem engen Gefängniss. Er will wieder auf Erden wandeln, ein Gott unter Göttern. Ihr könnt ihn befreien, Ihr könnt ihn erlösen, wenn Ihr nur ernstlich wollt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein linder Lufthauch, auf dem sich Blumendüfte wiegten, weckte mich aus meinen Gedanken und es war mir, als strahle das Antlitz des Apoll von Belvedere noch siegreicher, als lächle der Eros freudiger, als schaue der Minerva sinnendes Auge eine ferne, erfüllte Zukunft und als sängen sie Alle leise einen Hymnus von dem, was noch kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, und was doch Gewissheit ist, ewige, untrügliche, siegende Gewissheit.

Im Norden

Und wieder war ich einmal im alten Norden, fern von den Göttern von Hellas, zwischen denen ich in hohen Hallen gewandelt, während der Duft von Orangenblüthen und Rosen mit milden Frühlingslüften durch die geöffneten Fenster drang. Jetzt schritt ich einsam den Pfad im dunklen Tannenwald dahin. Ausserhalb des Waldes ragten mächtige Berggipfel über wogenden Wolkenschichten und eisgekrönte Firnen schauten nieder aus unerreichbaren Höhen, wie weltentrückte Riesen, die unbekannt mit den irdischen Geschicken, mit menschlichen Leiden und Freuden, ein seltsames Geisterleben führen. Aber im Wald war es dunkel. Stamm an Stamm ragte kerzengerade gen Himmel und die dunkeln Nadeln bildeten oben ein beinah undurchdringliches Dach, während sich zu ihren Füssen ein weicher Moosteppich ausbreitete. Erhabene Stille war ringsum; selbst in den Tannenwipfeln spürte man »kaum einen Hauch«. Immer tiefer zog es mich hinein in das

geheimnissvolle Dunkel des Waldes und die Poesie des Nordens ergriff nach und nach mein Herz mit magischer Gewalt. Es war nicht die verklärte Ruhe, mit welcher die Natur im wonnigen Süden die Seele füllt, es war jene tiefe Wehmuth, welche den Sohn des Nordens, im steten Kampf mit den dunklen Naturgewalten, durch einen trüben Schleier in das Wesen der Dinge schauen lässt und ihm die ewige Trauer um das Vergängliche in das Herz senkt. Um mich stiegen die Geister der Grossen und Guten auf, die ich gekannt und die alle vor mir durch die dunkle Pforte entschwunden sind, an deren Schwelle das feierliche Schweigen der Ewigkeit herrscht. Aber so wie da die Ahnung ein fernes Tönen zu hören meint, so erklang auch mir plötzlich in der erhabenen Waldesstille ein leiser, traurig schöner Gesang und ich sah, wie im Nebel, einen ernsten Zug ritterlicher Gestalten schreiten, die eine verhüllte Bahre trugen und vernahm die Worte des Gesanges: »Es birgt den Helden der Trauerschrein«. Da wusste ich es, wen sie trugen, den letzten der grossen Freunde, die der Tod mir geraubt, ja einen Helden der gewaltigsten Art, welcher den einzig edlen, den schwersten Kampf gekämpft hat, den um den Sieg einer grossen, erlösenden Idee, und zwar als Sieger daraus hervorgegangen ist, aber nicht ohne die Wunden davon zu tragen, die nie heilen und die tiefer schmerzen als die Wunden durch Pulver und

Blei. Und indem ich Seiner mit tiefer Inbrunst dachte, drang ein blasser Sonnenstrahl durch das dunkle Laubdach und spielte auf dem Moos und den Gräsern des Bodens. Im ganzen Walde begann es wunderbar zu klingen und von allen Seiten schwebten Gestalten heran. Die im Todesschlaf gelegen habenden Schöpfungen dichtender Völker erschienen neu belebt durch den Weckeruf des Genius, dessen sicherer Blick hinaus greift über die vergängliche Form nach dem allgemein Menschlichen, um es zu einem dauernden Besitzthum der Menschheit zu erheben; denn nur was allgemein menschlich ist, kann zum Typus ewiger Gebilde werden. Doch übte der Dichter dabei das ihm zukommende Recht, die Individualitäten in einander zu verschmelzen und mit einer neuen typischen Bedeutung zu durchdringen. Er verdichtete den in der Legende in mannigfachen Formen zerstreut hingeworfenen Grundgedanken und schloss ihn in den Rahmen weniger Gestalten ein, aus dem uns nun sein Licht doppelt hell entgegen strahlt. Aehnliches hatten allerdings auch Andere ausser ihm versucht, aber was ihn über Alle erhob und mächtig machte, das war, dass er nicht blos Dichter, sondern noch viel mehr Musiker war, dass er seinen Gebilden gleichsam die Seele einhauchte durch die Musik, dass er im innersten Grunde ihres Wesens gelesen zu haben schien, was sie bewege und es, das Wort verklärend und

erläuternd, wiedergab in wundersamen Weisen, die Alles das sagten, wofür keine menschliche Sprache noch Worte gefunden hat, was aber »von Menschen nicht gewusst oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt bei der Nacht.« Das war es, was alle seine Gestalten zu organischen Wesen machte, die nicht willkürlich geschaffen, sondern aus innerster Naturnothwendigkeit heraus erwachsen schienen, wenn schon sie in einer unserer nüchternen modernen Welt fernab liegenden Weise auftraten. Der die höchsten Mittel des Ausdrucks beherrschende Musiker und Dichter konnte auch keine andere Form des Kunstwerks als die höchste, die dramatische, wählen und wiederum musste er als Dramatiker in ihr, indem er das Drama zu der Bedeutung erhob, die es in der antiken Welt hatte, den höchsten philosophisch-ethischen Inhalt niederlegen, den der Weltblick des Philosophen als das wahre Wesen der Dinge erkannt hatte.

Indem mir nun so, über der staunenden Betrachtung der Allseitigkeit des wunderbaren Genius, beinah der Schmerz um den geschiednen Freund verstummte, horchte ich auf das letzte Wort, welches alle diese poesieerfüllten Gestalten verkündeten und in erhabenen Hymnen priesen; es war stets dasselbe: dass allein die erbarmende Liebe fähig ist, das Leiden der Welt zu verstehen und — den eignen Egoismus verneinend — sie zu erlösen.

Vor Allem nun gedachte ich darauf der

Zeit, als uns sein letzter Ruf erklang, der uns zu dem fern vom Weltgetümmel liegenden freundlich stillen Ort einlud, wo sein gewaltiger Wille das bisher nie Dagewesene schuf: eine Stätte höchster Kunst, unentweiht durch trivialen und gemeinen Genuss. Hier sollten wir sein jüngstes Werk vernehmen, in welchem der leitende Grundgedanke aller seiner Werke in höchster Klarheit zum letzten Ausdruck gelangt war. Ach wir ahneten damals nicht, dass es sein Vermächtniss war, welches wir empfingen, obgleich wir es wohl fühlten, nachdem wir es gesehen, dass es das letzte Wort war, das erhabene Siegel, welches eine grosse Seele auf das vollendete Werk der Individuation setzt.

Wie immer ging ich nach Bayreuth, das Herz voll von freudiger und stimmungsvoller Erwartung und doch dachte ich nicht, dass der Eindruck, den ich im Jahre 1876 bei der Aufführung des Nibelungenringes empfing, noch übertroffen hätte werden können. Vom rein künstlerischen Standpunkte aus wurde er es auch nicht, wohl aber in Beziehung auf die ethische Wirkung, durch welche sich erst die höchste Bedeutung des vollendeten Kunstwerks offenbart. Sie konnte nicht schöner gezeichnet werden als durch die Worte der ältesten Stieftochter Wagners, der geistvollen, edlen Daniela von Bülow, welche nach dem Liebesmahl im ersten Akt, als die Gralsritter sich in frommer Rührung brüderlich umarmen,

sagte: »Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm jetzt von Herzen zu vergeben.«

Der Inhalt des Drama's fasst sich zusammen in den Worten: »Durch Mitleid wissend, der reine Thor.« Diese Stelle ist auch musikalisch eigentlich der Höhepunkt des ganzen wunderbaren Tongewebes, die den Gang der Handlung andeutet, von vorn herein den Charakter des Parsifal kennzeichnet, als ein tröstender Stern in die Leidensnacht des kranken Königs, des eigentlichen tragischen Helden des Drama's, leuchtet und die tiefe ethische Bedeutung des Werks in prägnanter Kürze ausspricht.

Der reine Thor ist es, welcher dem Gralmythos seine epische Gestalt verleiht, indem er durch eine lange Reihe heldenhafter Thaten würdig wird, das über dem Gral schwebende, durch die Sünde veranlasste dunkle Verhängniss abzuwenden, da dies nur durch einen Reinen, Einfältigen geschehen kann. Als ein noch kindlich Thörichter, noch nicht durch Mitleid Wissender, tritt Parsifal ein in das Gebiet des Grals. Er ist noch im Zustande der unbewussten Unschuld, welche das furchtbare Geheimniss und die Qual des Sünders nicht begreift, der seinen Fall in tödlicher Pein empfindet und nach Erlösung schmachtet, sie aber noch nicht erlangen kann, weil das sündige Verlangen in ihm noch nicht erstorben ist. Dieser Sünder ist Amfortas, der Sohn Titurel's, des ersten Gralskönigs, welchem Letzteren Engel vom

Himmel das heilige Gefäss herniederbrachten, in welchem Christus einst den Wein zum Angedenken seines vergossenen Blutes weihte. Dieses Gefäss, das auf Montsalvat verwahrt wurde, segnete mit seinem Licht die Speise, welche die Reinen, die Hüter des Grals, zur Ausführung edler Liebeswerke stärkte und fähig machte. Aber nur die Guten konnten das Gute vollbringen, deshalb musste der böse Klingsor, der aus Ehrgeiz und Eitelkeit Gralsritter werden wollte, ausgestossen werden. Er wurde danach der furchtbarste Feind des Grals.

Der absolut Böse begreift nie, dass es »gegen die Vorzüge Anderer kein Rettungsmittel giebt als die Liebe,« die Liebe, die zugleich freudige Demuth ist und es vorzieht, der Letzte in dem Kreise Auserwählter zu sein, als der Erste unter dem Schlechten. Dem Bösen wandelt sich vielmehr jede Empfindung des eigenen Unwerths in bitteren Neid und Hass gegen die Edleren und Reinen, denn das ist der Fluch des Bösen, dass sich sein Stachel gegen es selbst wendet und dass es sich schaudernd unter dem Bewusstsein seiner eigenen Hässlichkeit krümmt. So erbebt Klingsor unter dem Hohn der Kundry, aber sein Hass wird nur um so brennender, sein Wunsch nur desto glühender, die Reinen zu verderben, den Gral selbst zu besitzen und zu zeigen, dass Tugend nur ein leerer Schall ist, und dass allein die Macht, zu welcher der

Gral ihm helfen soll, des Strebens der Starken werth ist. Schon hat er viele der Gralsritter durch seine Zauberkünste verdorben und die höchste Lust des Hasses erlebt, auch Amfortas, »den Held«, durch die verführerischen Reize Kundry's zum Falle zu bringen. Er hat ihm den heiligen Speer entwendet, durch den er ihm die Wunde beibringt, die nicht heilen will, die Wunde, an der die Menschheit krankt: das Ideal verleugnet zu haben, um der Lust zu fröhnen.

Aber so wie in der Menschheit die ewige Sehnsucht nach der Erlösung vom Fluch des Bösen lebt, so ist es auch mit Amfortas. Als sich im strahlenden Tempel von Montsalvat die Gralsritter in würdevoller, der Erhabenheit des Ortes angemessener Haltung versammeln, tönt in die wunderbaren Klänge, welche zur Feier rufen, in erschütternder Weise sein Schmerzensschrei. Er, aufgefordert seines hehren Amts zu warten und den Gral zu enthüllen, bebt zurück vor dem Anblick, der die Anderen »entzückt«. Und in der That, welch schwereres Leid kann es auch geben als das des Gefallenen, der seinen Unwerth fühlt bei dem Anblick der makellosen Reinheit und Gerechtigkeit? Sein verzweifelnder Ruf nach Erbarmen, seine brennende Sehnsucht, wieder heilig zu werden, sei es auch im Tode, sind schon der Erlösung näher als die Ruhesehnsucht Kundry's, die nur Vergessen im Schlafe sucht, während sie wachend noch im

Bann der Sünde steht. Auch ist dem Reuevollen schon die tröstende Verheissung geworden, dass er des Retters harren darf in dem durch Mitleid Wissenden. Als er das Heiligthum enthüllt hat, und wie von Engelschören gesungen die Worte der Erinnerung an das erhabenste Symbol für die Verneinung der Individuation aus erbarmender Liebe hernieder tönen, da kehrt wehmüthige Stille in des sündigen Mannes Gemüth ein. Die Ritter aber, von brüderlicher Liebe erfüllt, nachdem das Ideal wieder in ihr Herz geleuchtet hat, geben sich den Friedenskuss und ziehen gestärkt und voll heiligen Ernstes hinaus, um sich auf's Neue edlen Thaten zu weihen.

Schwerer als Amfortas hat Kundry gefehlt. Er, seiner Natur nach edel und hochherzig, ist nur schwach gewesen gegen die Reize der Sinnenlust. Sie aber hat das wirklich Böse in ihrer eigenen Natur und hat mitleidlos gelacht, als man Christus nach Golgatha führte. Da hat sie sein Blick getroffen und in dem lichten Glanze dieses Blicks hat sie ihre eigene Verworfenheit erkannt. Nicht sein Fluch, sondern der Fluch ihrer eigenen bösen That treibt sie nun ruhelos, gleich dem ewigen Juden, durch die Welt. Aus den vielen Frauengestalten des Epos gerade diese hervor zu heben und in ihr die Züge der Andern zu vereinen, war wieder eine Wahl, wie sie nur dem Genius gelingen konnte. Eine Gestalt wie Kundry, so ergreifend die Erlösung des

Weibes aus dem Bann der Sünde veranschaulichend, existirt bis jetzt in keiner Dichtung irgend eines Volks. Sie ist nicht holdselig, edel-schön wie die anderen Frauengestalten Wagners, aber sie ist grossartiger als alle. Die dunklen Gewalten, welche in der Menschenbrust ihre furchtbare Herrschaft üben, sind in ihr in unbändiger Stärke mächtig, daher muss ihr Fall der tiefste sein, der Fall Lucifers, des göttlich Begabten, in den Abgrund höllischer Verirrung. Aber um so tiefsinniger ist auch ihre Erlösung. Sie ist die Eva des alten Testaments, die im elementaren Uebermuth das Mysterium des Leidens und der Entsagung nicht versteht, sondern verspottet und, als sie ihren Fall erkannt hat, den Erlöser zwar »von Welt zu Welt« sucht, ihn aber nicht finden kann, weil sie noch nicht einsieht, dass Erlösung nicht aus demselben Quell kommen kann, aus dem das sündige Verlangen fliesst. Erst wenn sie entsagen gelernt hat und, zur Demuth geführt, die Magdalena des neuen Bundes geworden ist, darf sie hoffend zum erlösten Menschen aufsehen und von ihm das Siegel der Begnadigung empfangen.

Der vollkommne Gegensatz zu der durch Mitleidlosigkeit Verdammten ist der durch Mitleid Wissende. Als ein »völlig reiner Thor«, den furchtbaren Dualismus des sittlichen Lebens nicht ahnender Knabe, tritt, wie schon gesagt, Parsifal in das Gebiet des Grals ein, indem er eine strafwürdige That begeht, deren

er sich sogar rühmt. Durch die Vorstellungen des weisen Gurnemanz erwacht zum ersten Mal das sittliche Bewusstsein in dem jungen Thoren. Er lernt einsehen, dass auch das Leben des Thieres nicht der Gegenstand menschlicher Willkür sein darf, sondern dass das Thier ein wie wir zum Leiden begabtes Geschöpf ist, dem wir, als dem Hülflosen und Schwächeren, mit Liebe und Mitleid begegnen müssen; eine Lehre, welche unsere Urahnen, die Inder, besser begriffen als wir. — Der Feier im Gralstempel, zu der Gurnemanz ihn geleitet, wohnt er staunend und betroffen bei. Aber sein kindischer Sinn ist noch nicht erschlossen für das Geheimniss des Daseins, für das tragische Verhängniss dessen, der vom Baume der Erkenntniss genossen hat und hinaus muss aus dem Paradies der unbewussten Unschuld, um erst auf langen Irrwegen zurückzukehren in das höhere Eden, in welchem Weisheit und thätige Liebe die Flecken des Lebens von uns waschen und unsere Wunden heilen. Deshalb frägt er nicht nach der Ursache des unseligen Leidens, welches er bei Amfortas erblickt, und wird aus dem Heiligthum hinaus gestossen als Einer, der unfähig ist, zu erlösen. Erst in Klingsor's Zauberschloss soll ihm die volle Erkenntniss aufgehen. Erst in der Berührung mit der Sünde wird er zum völlig Wissenden. Erst Kundry's, der Verführerin, Kuss macht ihn »welthellsichtig«. Er erkennt das Leiden des Amfortas und begreift

es, dass auch in der eigenen Brust der Feind lauert, der nur geweckt zu werden braucht, um jenen tiefen Abgrund sich aufthun zu sehen, in dem des Menschen Hölle ist. In der höchsten Extase des Mitleids, in der brennenden Sehnsucht, die Wunde des Amfortas zu heilen, findet er die Kraft, die Versucherin von sich zu stossen und seine Aufgabe der Erlösung vollständig zu verstehen.

Durch seinen Widerstand, durch den Anblick seiner Begeisterung und Reinheit geht die Sinnenlust in Kundry in leidenschaftliche Bewunderung und Liebe über. Es ist der Anfang ihrer Erlösungsfähigkeit, denn wer lieben kann, dem wird viel vergeben werden.

Sie will nun sein Mitleid auch für sich gewinnen, indem sie sich als auch der Erlösung bedürftig schildert und den Vorgang erzählt, der sie als eine Fluchbeladne durch das Dasein quält. Diese Erzählung ist der tragische Höhepunkt des Drama's, eine Vision von so tiefer Innerlichkeit, wie nur die Musik sie hervorbringen kann. Aber als Parsifal auch ihr Erlösung verspricht, wenn sie ihm den Weg zu Amfortas zeigt, da offenbart es sich, dass sie noch nicht fähig ist zu entsagen, um aus Mitleid mit dem Leiden Anderer das höchste Leiden auf sich selbst zu nehmen. Sie will nicht, dass dem unseligen König Heilung werde, weil sie den Erlöser für sich begehrt, weil der Egoismus der Leidenschaft sie noch beherrscht. Das Dämonische in ihr entbrennt

noch einmal zu wilder Gluth. Sie ruft die Hölle zu Hülfe, um Parsifal den Weg zum Gral nicht finden zu lassen. Er aber, in dem sich das Bewusstsein seiner Mission zur höchsten Extase des Ueberwinders gesteigert hat, ist nunmehr gefeit gegen alle Versuchung. Mit der Freudigkeit des Helden ergreift er die heilige Waffe, die für ihn keine Gefahr mehr hat, und eilt seinen Beruf zu erfüllen, indem er der verzweifelnden Kundry den Trost lässt, dass sie ihn wiederfinden wird, wenn sie ihn auf dem Wege des Heils sucht.

Und sie findet ihn wieder, als die Selbstsucht in ihr besiegt, der Quell der Sünde versiegt ist, als der Hochmuth, welcher des Leidens lachte, im eignen Leiden zur Demuth geworden ist, die nichts mehr will als dienen, d. h. sich bethätigen in hülfreicher Liebe. Der Fluch ist von ihr genommen, sie ist erlösungsfähig geworden, und als der Erlöser ihr naht, weint sie Thränen der Erlösungssehnsucht zu seinen Füssen. Sie, die nur lachen konnte in mitleidslosem Hohn, hat sich die Quelle im Herzen erschlossen, aus welcher der Thau fliesst, der die höhere Unschuld erblühen macht; sie kann weinen und nun »lacht die Aue«, denn dem von der Unruhe des sündigen Verlangens Erlösten lächelt die Welt in wieder gewonnenem Frieden. Aufgenommen in das höhere Eden, in die Gemeinschaft der Tugendhaften, Reinen, findet sie in freudiger Entsagung den Ab-

schluss der Verneinung des Willens zum Leben, den Tod.

Parsifal aber, der sich seiner erhabenen Aufgabe bewusst ist und sich am Ziele weiss, um sie zu erfüllen, sieht die Welt nun als Spiegel seiner eigenen Tugend; das Auge des Reinen sieht Alles in dem Lichte, das in seiner eigenen Seele strahlt, denn die Verklärung der Dinge geht von Aussen nach Innen. Wunderbare Harmonieen begleiten ihn zu dem Reich der erlösten Menschheit, zum Heiligthum des Gralstempels. Dort schreiten die Ritter traurig herbei, die Leiche Titurels tragend, und entgegnen mit schlichten Worten der Frage der von der anderen Seite Herbeiziehenden, wen sie da bringen: »Es birgt den Helden der Trauerschrein, Titurel führen wir her.« Dies ist entschieden einer der grossartigsten Momente des Drama's, an tragischer einfacher Erhabenheit nur den Chören des Aeschylos vergleichbar und dabei echt volksthümlich. So fragt das Volk nach dem, was es eigentlich schon weiss, und so erzählt es in einfacher Kürze eine grosse, erschütternde Thatsache. Nun entscheidet sich auch das Schicksal des Amfortas. Er wird aufgefordert, noch einmal seines Amtes zu warten und den Gral zu enthüllen, den er schon lange verschlossen hielt, um endlich zu sterben und seiner Qual ein Ziel zu setzen. Bei dieser Aufforderung erfasst den edlen Sünder Verzweiflung; durch des Grales

Anblick soll er noch einmal in das Leben zurück, das er schon völlig verneint hatte, er, der als »einzige Gnade« den Tod ersehnte! Nein, das kann er nicht. Er bietet dem rächenden Stahl der Genossen die Brust in der Hoffnung, dass der Gral mit dem Verschwinden des sündigen Hüters ihnen wieder leuchten werde. Da naht auch ihm, dem zu völligster Verneinung jedes irdischen Verlangens Gelangten, der Retter; die Wunde schliesst sich und der zur Tugend wieder geborene Held tritt freudig dem Erhabeneren, Reinen, sein hoheitsvolles Amt ab. Der neue König erhebt den Gral und verkündet durch dessen Leuchten, dass das Reich der Tugend und der brüderlichen Liebe hergestellt ist auf Erden.

Indem nun diese poesieerfüllten Gestalten an mir vorüberschwebten, erstaunte ich auf's Neue über die Fülle philosophischen Tiefsinns, die in Parsifal enthalten ist. In dem Rahmen der christlichen Legende enthüllt sich das ganze ethische Räthsel des Lebens. Die feinsten psychologischen Vorgänge vergegenwärtigen sich uns in den verschiedenen Persönlichkeiten und das ganze Werk ist von der stylvollen Einfachheit und Klarheit, welche den höchsten Gipfel des künstlerischen Schaffens kennzeichnet. Auf diesem Gipfel bändigt der Genius, gleich dem Geiste Gottes, der über dem Wasser schwebt, mit der bewussten Kraft höchster Erkenntniss die

Elemente und vereinigt sie zu wundersamer Harmonie, so dass nun unendlich einfach erscheint, was unendlich schwer und von fast unglaublich kunstvoller Combination ist.

Wenn ich aber die philosophische Bedeutung des ganzen Werkes in einem Worte zusammenfassen soll, so ist es dieses: Es ist die Erklärung der sittlichen Bedeutung der Welt. Es wäre thöricht, es als eine Rückkehr zum historischen Christenthum ansehen zu wollen. Gewiss war nichts Wagner's Gedanken ferner. Aber eben so entschieden ist es ein Protest gegen die moderne, materialistische Weltanschauung. Wo immer wir herstammen, welches immer unsere natürliche Mitgift gewesen ist, wir, die zum Geist Befähigten, mit den Kräften begabt, Schöpfer einer neuen, veredelten Welt in uns und ausser uns zu werden, wir sollen und müssen unsere Aufgabe erfüllen. Sie braucht uns nicht von einem ausserweltlichen Gesetzgeber gegeben zu sein, sie liegt innerhalb der Grenzen unserer eigenen Natur. Nur wenn wir uns zu sittlichen Wesen machen, sind wir Menschen, sonst klebt der Fluch der Thierheit uns durch's Leben hindurch an und wir schmachten, wie Kundry, vergebens nach Erlösung. Wir müssten an der blöden Inhaltslosigkeit des Lebens untergehen, wenn wir ihm keinen ethischen Inhalt zu geben verständen.

Wenn wir aber nicht anders können als die Last des alltäglichen Lebens zu tragen,

seinen Anforderungen zu genügen und uns den unabweislichen Schmerzen der Existenz zu beugen, — wohin sollen wir uns wenden, um die Kraft zu der ethischen Durchführung des Lebens zu finden, um das ideale Dasein, nach dem in unablässiger Sehnsucht das Herz verlangt, wenigstens im Bilde zu schauen? Wo können sich uns die psychologischen Räthsel, die gewaltigen Conflikte und tragischen Geschicke, die aus den unergründlichen Tiefen der Leidenschaften in der menschlichen Brust heraufsteigen, in einer verklärten Weise darstellen, so dass wir uns versöhnt darüber hinaus gehoben fühlen? —

Einzig im vollendeten Kunstwerk in grossen Typen, in denen sich die ethischen Fragen, um welche sich die Geschichte der Menschheit bewegt, personificiren; gleichsam in einem neuen Mythus, durch den wir in die wunderbare Werkstatt des Schicksals hinein sehen, wo sich, nach ewigen, ehernen Gesetzen der Causalität, der Sieg der Idealität oder der Untergang der den dunkeln Gewalten Verfallenen bereitet.

Diese, von dem Seherblick des Genius geschaffene Welt des Kunstwerks, durch die Musik verklärt und zu innerster Deutlichkeit erhoben, ist es, welche die Gesellschaft wieder auf die oberste Stufe ihres Culturlebens stellen müsste, wie es die Griechen gethan. Das ganze moderne Leben hat die Richtung, sich nach Aussen zu verflüchtigen, der Dampf

reisst die Menschen auseinander und giebt allen Verhältnissen etwas Unstätes und Beunruhigtes; die Hast des Betriebs, die Jagd nach Gewinn, der fehlende Glaube an etwas Höheres drohen die menschliche Gesellschaft weit ab zu führen von dem Zustande einer wahren edlen Cultur. Umsomehr sollten, wenigstens einmal im Jahr, die Menschen sich sammeln, ihr eigenes Bild in einem idealen Spiegel mit tiefem Sinnen betrachten und sich daran stärken, das Leben zu einer ethischen Bedeutung zu erheben. Dann würde das Theater, aus seiner tiefen Erniedrigung erstanden, wieder zu dem höchsten Culturmittel werden. Wir hätten dann eine Stätte, wo wir — anstatt uns wie jetzt an frivolen, ja oft an gemeinen Vorstellungen zu ergötzen und zu entsittlichen — uns in idealen Anschauungen von der Alltäglichkeit des Lebens ausruhen und den Cultus der Religion der Zukunft in andächtiger Feier begehen könnten: Den Cultus des Ideals, indem wir solche Feier mit den Worten schlössen wie die Inder ihre Dramen schliessen: »Und ewig streben nach Vollkommenheit.« —

Das waren die Ideen Wagner's für die Bedeutung des Theaters und dazu hat er in Bayreuth das edelste Vorbild gegeben. Aehnliche Bühnen für solche Weihefestspiele sollten sich an vielen Orten erheben, und das Geld, was jetzt für elendes Stückwerk hingegeben wird, sollte verwendet werden, wahre

Künstler zu befähigen, einmal im Jahr Würdiges, Erhabenes, Vollendetes zu leisten und dies Allen, auch den Geringsten im Volke, zugänglich zu machen. Wenn die mit den Geschicken der Völker Betrauten hieran denken wollten anstatt an blutigen Streit und unfruchtbare politische Combinationen, so würden sie mächtig dazu beitragen, Schöpfer einer wahren Culturwelt zu werden, was denn doch der eigentliche Zweck des Daseins sein muss.

Würde dies einmal erreicht, dann würde es in den Wipfeln der Bäume über dem stillen Grabe zu Bayreuth rauschen wie Frühlingswehen am Auferstehungsmorgen und wir würden die Worte hören: »Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Todten?« Sein Geist, sein gewaltiges Wollen, sein Ideal wären dann lebendig geworden in seinem Volk. Die vergängliche Hülle des Genius ruhte bei dem Vergänglichen, er selbst aber strahlte, ein ewiges, theueres Besitzthum der Menschheit, segnend fort in deren Geschicken.

Erinnerungen an Alexander Herzen

Vor dem Jahre 1848 gab es einen Theil von Europa, welcher dem westlichen Theil desselben noch ein beinahe verschlossenes Buch war und jede Kunde welche über dies, in beinahe sagenhafte Nebel gehüllte Ostreich, herüber kam, wurde mit lebhaftem Interesse und voll Neugier aufgenommen. So ging es mit dem Buche des Marquis de Cristine, eines vornehmen Franzosen, der Russland bereist, sich aber meist nur in den höhern Gesellschaftskreisen aufgehalten hatte und daher besonders über das Leben der bevorzugten Classen berichtete. Dann erschien später das Buch des Freiherrn von Haxthausen, welches ein helleres Licht auf die Zustände warf, die den entwickelten Staatsformen des Westens längst fremd geworden waren, auf die primitive Einrichtung der ländlichen Gemeinden, die durch den gemeinschaftlichen Besitz des Bodens eine Garantie zu bieten schienen gegen das Proletariat, dessen furchtbares Anwachsen schon die Denkenden des Westens, als ein

nothwendig zu lösendes Problem, auf das Ernsteste beschäftigte. Auch meine Gedanken waren damals schon ganz den socialen Problemen zugewendet und ich war nicht wenig erfreut, als mir, kurz vor meinem Weggehen von Hamburg, wo ich mich zur Zeit aufhielt, ein so eben erschienenes Buch, »Vom anderen Ufer« betitelt, bekannt wurde, welches ein neues, noch viel helleres Licht auf jene russischen Verhältnisse warf und zugleich eine Offenbarung des russischen Geistes war, die durch ihre kühne Offenheit, ihre geistvolle Kritik und ihre Idealität, inmitten der Brutalität der sie umgebenden Welt, überraschte und lebhaft anzog.

Den Namen des ungenannten Verfassers erfuhr man bald, da das Buch in deutscher Sprache (nicht als Uebersetzung) bei Campe in Hamburg erschienen war. Es war Alexander Herzen aus Moskau, der eben Russland verlassen hatte, als die revolutionären Bewegungen von 48 und 49 im westlichen Europa vor sich gingen, an denen er sich gleich mit dem ganzen Ungestüm einer kühnen, feurigen, von den höchsten Idealen erfüllten Seele betheiligte.

Im Frühling des Jahres 1852 musste auch ich, wie so viele Andere, den Weg des Exils wandern und wenige Monate nach meiner Ankunft in London kam auch Herzen dahin und ich machte seine Bekanntschaft. Ich habe an einem anderen Ort*) über den Eindruck

*) »Memoiren einer Idealistin«.

gesprochen, den seine Persönlichkeit machte; ich füge hier hinzu, was Herr von Sperber, in seinem kürzlich erschienenen Buch »Über die social-politischen Ideen A. Herzen's«, von dessen Persönlichkeit sagt: »Bei dem Vergleich zwischen Ritterthum und Bourgeoisie kommt in Herzen das, ihm im Blute liegende und durch allen Radikalismus späterer Jahre nie ganz unterdrückte aristokratische Element seiner Denkweise, zum Ausdruck; wenn er sich auch geflissentlich von jedem Idealismus ohne realen Boden fern hielt, so achtete er doch das integre Streben nach dem Ideal bei Andern, ganz abgesehen davon, dass ihm Begriffe von Ehre und persönlicher Würde zu eigen und dermassen in Fleisch und Blut übergegangen waren, dass er sie als nothwendige Attribute seiner selbst ansah.« Dieses Element eines eingeborenen Aristokratismus neben der kühnsten Freiheit des Denkens gab seiner Persönlichkeit den eigenthümlichen Reiz, der keinem der übrigen politischen Flüchtlinge eigen war.

Herzen war der illegitime Sohn eines russischen Fürsten Jacovlew, eines ganz merkwürdigen Typus, den der Sohn in seinen Memoiren vortrefflich charakterisirt hat. Voltairianer in seinen Ansichten, skeptisch und sarkastisch, egoistisch und tyrannisch, liebte er aber dennoch die Frau, eine Deutsche, die ihm aus Liebe gefolgt war, konnte sich aber nicht entschliessen die Ehe legal zu machen, weil er Maltheser-

ritter war und diese Auszeichnung nicht aufgeben wollte. Doch genoss sie alle Ehren der Hausfrau und ganz besonders ehrte er sie in dem Kind, dem Sohn, den er vielleicht mit dem einzigen warmen Gefühl seines Herzens liebte, so dass er jeden Abend an das Bett des Kleinen ging, um zu sehen, ob er gut gebettet und bedeckt sei. Trotz dieser Liebe aber war er oft hart und tyrannisch auch gegen den Sohn, besonders aber gegen die Mutter, die, herzensgut aber schwach, viel von seinen Launen zu leiden hatte und, wie es die Art schwacher Naturen ist, nur in den kleinen Dingen Opposition machte, während sie in den grossen Fragen vollständig unter seiner Autorität blieb. In den ewigen häuslichen Zwistigkeiten nahm die zahlreiche Dienerschaft stets Partei für die Mutter, die sehr geliebt war, während man den Vater eher hasste. In dieser traurigen Mitte wuchs der arme einsame Knabe auf und es konnte nicht fehlen, dass seine früh wache Intelligenz durch Vieles, was er sah, betroffen wurde, ganz besonders aber durch eine Unterredung zwischen zwei Frauen, deren Aufsicht er anvertraut war, welche auf die aussergewöhnliche Stellung seiner Mutter und seiner selbst Bezug hatte. Dazu kam später eine andere Unterredung, zu deren Zeugen ihn der Zufall machte, zwischen seinem Vater und zwei von dessen Freunden, alten Generälen, welche dringend riethen, den Sohn Militär werden zu lassen, indem sie sich

für sein rasches Vorrücken verbürgten, weil dies die einzige Art sei, ihm eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Der Vater hingegen bestand auf seiner Idee, den Sohn studiren zu lassen und ihm den Weg in die Diplomatie oder das höhere Beamtenthum zu bahnen. Der Knabe entnahm diesem Gespräch die entschiedenste Abneigung gegen das Militärleben, während ihn früher die glänzenden Uniformen eher gelockt hatten, aber besonders setzte sich dadurch der Gedanke bei ihm fest, dass seine Stellung in der Welt eine aussergewöhnliche, abnorme sei und dass er daher auf sich selbst, auf seine eignen Kräfte zu rechnen habe.

So wurde der Kämpfer in ihm geboren, der in seiner edlen Natur sich nicht zum Rächer eines persönlich an ihm begangenen Unrechts sondern des an Tausenden immerfort neu verübten Unrechts, hervor bildete. Durch so kleine Anlässe giebt das Schicksal den Fingerzeig, welcher der eingeborenen Natur den Weg zeigt, den sie zu gehen hat, anfänglich meist noch unbewusst, dann immer klarer, bis man zuletzt, im hohen Alter den ganzen Weg überschauend, mit wahrem Erstaunen wahrnimmt, wie Alles zusammen getroffen ist, um uns zu dem zu machen, was wir unserem innersten Seelenkern nach werden mussten. Sind wir es nicht geworden, dann haben wir uns selbst anzuklagen; denn unser Schicksal kommt von Innen und unsere Tugend

besteht darin, dies zu verstehen und danach zu handeln. Immer nur von Aussen Alles erwarten und die Magnetnadel nicht erkennen, die nach dem rechten Pol zeigt, führt meist zu bitteren Enttäuschungen und ist die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist.

Herzen folgte dem inneren Wegweiser schon früh mit Bewusstsein. Noch fast im Knabenalter empfing er die geistige Taufe, welche zur Weihe für die Religion seines ganzen Lebens wurde. Es war das die erschütternde Kunde von der Hinrichtung von fünf der bedeutendsten Männer Russlands, deren Verbrechen darin bestand, die Führer einer geheimen Gesellschaft zu sein, welche den Zweck hatte, das russische Volk vom Elend der Unwissenheit und Knechtschaft zu erlösen. Der Kaiser Nicolaus I. begann seine Regierung mit diesem gesetzlichen Mord. Der noch nicht zum Jüngling gereifte, aber schon in tiefster Seele von dem Schicksal dieser Märtyrer betroffene Knabe, schwur, zusammen mit seinem gleichaltrigen Freunde Ogarew, beim Sonnenuntergang, auf einem Hügel bei Moskau, die Gemordeten zu rächen. Was damals in noch halb kindischer Empörung durch die junge Seele blitzte, entzündete sich bei dem Jüngling zur hellen Flamme, als er in den Kreis der studirenden Jugend an der Universität zu Moskau kam. Die russische Jugend nährte sich damals von der Begeisterung für die Ideale, welche ihr

aus dem westlichen Europa herüber zu leuchten schienen und das brennende Verlangen weckten, Russland zu freierer Entwickelung zu führen.

Herzen wurde einer der eifrigsten und begeistertsten Vertreter dieser Ideen und wurde auch eines der ersten Opfer derselben, als die Regierung anfing, sie, obgleich sie bisher nur theoretisch geblieben waren, auf das Strengste zu verfolgen. Sehr charakteristisch für die damaligen russischen Zustände ist die Erzählung in den Memoiren Herzens von den Vorgängen bei der Untersuchung und schliesslichen Verurtheilung, erst zu neun Monaten Gefängniss, dann zum Exil in Perm und danach in die kleine Provinzialstadt Wiatka an der sibirischen Grenze. Was er dort in der Nähe sah und miterlebte, bestärkte ihm nur in seinen Ideen und erhob sie zur festen Ueberzeugung durch die Erfahrung der Thatsachen.

In die düstere Oede dieses Aufenthalts fiel nur ein heller tröstender Strahl, das waren die Briefe seiner Cousine, Natalie Sackarin. Dieses junge siebzehnjährige Mädchen, ebenfalls in einer traurigen Mitte bei einer Tante, einer alten Fürstin Khovanski, erzogen, hatte schon längst in dem jungen Vetter Alexander ihr Ideal gefunden, während er sie noch wie ein Kind betrachtete. Erst als sein Verbannungsurtheil ausgesprochen war und seine Mutter, begleitet von der jungen Cousine, kam, um Abschied von ihm zu

nehmen, welches auf dem kleinen Kirchhof bei dem Gefängniss, in dem er neun Monate verbracht hatte, geschah, erst da sah er plötzlich in dem kindlichen Mädchen die erblühende Jungfrau und erkannte, dass die schwesterliche Zuneigung, die er bisher in der jungen Verwandten gefunden zu haben glaubte, und die er herzlich erwiderte, bereits zu jenem vergötternden Gefühl geworden war, welches über das Leben des Menschen entscheidet. Von da an entspann sich eine eifrige Correspondenz, welche drei Jahre hindurch dauerte und in Beider ödes Leben einen Glanz von Poesie, Liebe und Erhebung warf, wie keine Dichterphantasie ihn je schöner und reiner geschaffen hat.

Das junge Mädchen, umgeben von engherzigen, vorurtheilsvollen alten Frauen, die jeden ihrer Schritte beobachteten, sie nie in Freiheit liessen und sie nur aus dem alten, düsteren, fürstlichen Haus hinaus führten, um sie in die Kirche zu begleiten, musste diesen Briefwechsel geheim halten, denn man hätte ihr denselben, obschon mit dem Verwandten, nicht erlaubt. Sie schrieb die Briefe Nachts, wenn ihre Argusse im Schlafe lagen, oder Tags auf ihren Knieen, in irgend eine Ecke gedrückt und immer ängstlich horchend, ob man sie nicht überrasche. In [illegible] Briefe ergoss sich die Fülle und d[illegible] inneren Lebens, denn ihr äusser[illegible] bot ihr wenig Stoff zu schöne[illegible]

aber ihre Seele war so voll unerschöpflicher Harmonie, dass ihr auch die äussere Form ungelernt in anmuthigster Weise zu Gebote stand.

»Du bist eine Dichterin, mein Engel,« schreibt ihr Alexander einmal, »es ist die Liebe, welche Dir diesen Gesang voll Wahrheit und Tiefe gelehrt hat, wie er sich in all Deinen Briefen findet.« Man kann kaum denken, wenn man sie liest, dass sie in Eile, in einem Versteck, von einem jungen Mädchen geschrieben wurden, um deren Erziehung und Bildung sich Niemand bekümmerte.« »Zuweilen,« sagt Alexander wieder, »wenn ich Deine Briefe zum zehnten, zum zwanzigsten Mal gelesen habe und sie dann einmal vom literarischen Standpunkte aus betrachte, so könnte ich, ich gestehe es, wenn Du nicht mein wärst, auf ein solches poetisches Talent eifersüchtig werden; beinah jeder Brief ist ein Gedicht; das Gefühl entströmt Deiner Seele harmonisch wie von einer Harfe und Du weisst es selbst gar nicht, dass es ein Gesang ist, den Du ausströmst. Es ist Dir ebenso natürlich wie Deine Liebe zu mir.«

Aber auch in Herzen's Seele wurde dieser Briefwechsel ein entscheidender Lebensmoment; die begeisterte Liebe dieses reinen Mädchenherzens half ihm den Sieg erringen über die niedrigen Lockungen, denen in der brutalen Oede seines Exils ein feuriges Temperament wie das seine ausgesetzt war. Er wurde

seine vita nuova und seine Beatrice führte auch ihn den Höhen seiner Entwickelung zu. In diesen Briefen concentrirte sich ihr beiderseitiges Leben mit allen inneren und äusseren Erlebnissen in unumschränkter Wahrhaftigkeit, und es ist rührend zu sehen, mit welch edler Demuth sich die reiche, stolze, hochbegabte Natur Herzen's vor der Hoheit dieser jungen Seele beugt, sich selbst anklagt und von ihr dann in triumphirender Liebe freigesprochen wird.

Wie eine Frühlingsblüthe entkeimt dem Mädchenherzen in unschuldvoller Schönheit, aus dem düsteren Lebenskreis, in den sie gebannt war, das Gefühl, das sie zuerst nur als Freundschaft, als unbedingte Hingabe an ein Ideal ansah. So schreibt sie einmal im Anfang der Correspondenz in einer Nacht: »Alles schläft um mich her; ich bin allein mit »meinen Gedanken, mit meinem Alexander. »Sonst verursachte mir meine Lage tiefe »Traurigkeit, sie schien mir furchtbar; jede »Stunde wurde durch einen bitteren Gedanken »vergiftet, nichts befriedigte mich völlig, mein »Kinderherz fühlte die Qualen der Vereinsamung der Waise, selbst das Gebet war mir »keine Arznei für meine kranke Seele; die »Vorstellung von Gott blieb unvollkommen, »der Glaube war todt — aber Du bist ge»kommen — — und nun habe ich gelernt, dass »die Wünsche der Sterblichen keine Schranken »haben, dass wir schon auf der Erde im

»Himmel leben können; habe gelernt, dass es »einen Zustand für den Menschen giebt, in »welchem die Seele nur Hymnen des Dankes »singt.

»Adieu, es ist furchtbar kalt in meinem »Zimmer, ich könnte mich in Sibirien glauben; »die Eiskruste an meinem Fenster ist dicker »wie die Hand, nur das Licht der Laternen, das »unten über die Eisschollen streift und in »allerlei Farben glitzert, erinnert mich, dass »ich in Moskau bin. Ich bin ganz erfroren, »adieu also; ich drücke Deine Hand, die Hand »meines Bruders, oh Gott, Dank Dir, meines »Bruders! Deine Cousine Natascha.«

Diesem vergötternden Gefühl gegenüber, das sich noch immer nicht Liebe zu nennen wagte, fühlte sich Herzen in edelster Offenheit gezwungen, sein gestörtes und getrübtes Selbstbewusstsein zu offenbaren und seine Selbstanklage vor diesem Tribunal der absoluten Reinheit und Unschuld zum Urtheil nieder zu legen. Schon mehrere Mal hatte er von dem trostlosen Zustand, in welchen sein gegenwärtiges Leben seine Seele versetze, geschrieben und gesagt: »Seit lange ist meine Seele nicht rein »und klar gewesen. Nein, mein jetziges Leben »ist schlecht, auf welche Weise immer ich »versuche mich darüber zu erheben, ich kann »es nicht. Das Exil ist schlimmer als das »Gefängniss. Die geräuschvollen Vergnü»gungen, mit welchen ich zuweilen die Zeit »zu tödten suche, hinterlassen nur Leere und

»geistigen Nebel. Nicht ein sympathisches »Wesen ist da — — ja doch ein Wesen ist »da, welches mich versteht, ein Wesen voller »Poesie, die Dame (Madame Medviedev) von »der ich Dir einmal im Scherz gesprochen »habe, aber sie ist gebrochen vom Schicksal »und vielleicht noch unglücklicher als ich. »Mit 15 Jahren hat man sie an einen corrum»pirten, widerwärtigen Mann verheirathet, er »lebt noch und ist ihr Tyrann. Schafft die »Natur wirklich nur edle und grossmüthige »Seelen, damit sie gequält werden? Nein, »diese Qualen sind die Erfindung des »Menschen, man muss niemand Anderes »darum anklagen.«

In einem späteren Brief dann, als ihre begeisterte Empfindung jede seiner Selbstanklagen zurückweist und ihr unbegränztes Vertrauen nur zwei Heiligthümer ihres Herzens anerkennt: Die Liebe zu Gott und die Liebe zu ihm — schreibt er: »Meine Freundin »Natascha, in Deinem letzten Brief wirfst Du »mir einen Mangel an Festigkeit vor, weil »ich mir widersprochen hätte. Erinnerst Du Dich »nicht, wie oft ich Dir wiederholt habe, dass »Du meinen Charakter zu poetisch auffassest? »Der Strahl einer fettigen Kerze leuchtet von »einem Diamanten zurückgeworfen. Deine »Seele ist noch so himmlisch frisch, dass sie »nur widerspiegelt, was es Lichtes in meiner »Seele giebt; doch dieses Lichte ist ein »irdisches Feuer mit sehr viel Glanz, aber

»Rauch, Russ, Verfinsterungen sind auch davon »unzertrennlich. Denke zuerst an mein Leben, »an einen Charakter, der ausserordentlich »feurig ist und in dem sich der Trieb zum »Schaffen mit tiefster Erregung des Gefühls »vereinigt. Der erste Stoss, den ich empfing, »wurde tödtlich für mein Gefühlsleben*), und »aus dessen Grab erwuchs dann die caustische «Ironie, welche mehr ärgert als lachen macht. »Ich glaubte alles Gefühl durch dieses Lachen »ersticken zu können, doch die Gefühle haben »genommen, was ihnen gehört und haben sich »verkündet durch die Liebe für eine Idee, für »einen erhabenen Gedanken, für den Ruhm. »Aber meine Seele war noch nicht ganz ge»reinigt. Die Liederlichkeit, auch wenn sie »nicht ganz lasterhaft ist — das bin ich nie »gewesen — erschöpft die Seele und lässt »giftige Keime zurück, welche fortwirken. »Ein Ocean könnte darüber hin strömen, ohne »den Flecken abzuwaschen. Der Abgrund »ist unermesslich und der Flecken ist auf dem »Grund. Ich habe gesagt, dass ich niemals »lasterhaft war und das zwar, weil ich niemals »kalt bei Vergehungen war. Kaltes Blut »und schlaue Ueberlegung sind die Merk»male des Lasters. Bei mir war es Fortge»rissenheit — Ungestüm — schon schlimm »genug! Wehe der Seele, die sich durch

*) Es war dies die endliche Gewissheit, dass seine Mutter nicht gesetzlich verheirathet und er ein illegitimes Kind sei.

»niedrige Lockungen fortreissen lässt! Das »Gift war genommen, aber das Schicksal »hatte ein Gegengift bereitet und dies Gegen»gift war das Gefängniss. Es war eine herr»liche Zeit für die Seele! Da war ich hoch »und edel, da war ich ein Dichter und ein »grosser Mensch. Wie ich alle Tröstungen »verachtete, wie standhaft ich Alles ertrug »und wie fest ich blieb in allen Prüfungen! »— Das ist die beste Zeit meines bisherigen »Lebens gewesen. Für meine Eltern, für »meine Freunde war sie bitter; aber ich war »glücklich. Dem Gefängniss ist das Exil »gefolgt. Höre meine Beichte bis zuletzt, ich »sage Dir Alles, ich entschleiere Dir Alles. »In Perm hatte ich nicht die Zeit mich zu »orientiren *), aber hier, zurückgekehrt in das »gewöhnliche Leben, umgeben von lächer»lichen und niedrigen Nichtigkeiten und klein»lichen Aergernissen, ist meine Seele wieder »von ihrer Höhe gefallen und mit dem Be»dürfniss aus diesem ‚far niente' heraus zu »kommen, sind die sinnlichen Genüsse und »damit die Vergehungen wieder herrschend »geworden. So habe ich einige Monate ver»bracht — es ist abscheulich! — — Zuweilen, »wenn ich Deine Briefe erhielt, kochte mein »Blut; ich schämte mich; ich zerbiss mir die »Lippen; ich schaute in diese Lichtwelt, aus

*) Er blieb nur kurze Zeit in Perm, wurde dann nach Wiatka geschickt.

»der ich geschieden war und — ich schwöre »es Dir — zu der ich nicht die Kraft hatte, »mich wieder zu erheben. Nur Deine Stimme »konnte mich erwecken; sie allein kam aus »jener Welt, in der meine Seele geblüht »hatte; ich liebte Dich immer mehr und der »Augenblick unseres Abschieds*) tauchte »täglich vor mir auf wie ein Traum. Ich »arbeitete nichts und auch jetzt thue ich nichts, »denn meine dienstlichen Beschäftigungen »rauben mir einen Abgrund von Zeit**). Ich »gewöhnte mich an das alberne Leben der »Salons und der Provinzler; ich gestehe »es offen, es gefiel mir, die erste Rolle in der »Gesellschaft zu spielen und ich vergass, dass »es die Gesellschaft von Wiatka war. End»lich aber wurde meine Seele matt; sie er»müdete; sie war so tief gefallen, aber sie »hätte empor springen mögen, als sie all die »Leere, die abscheuliche Leere, nur voll von »Ansteckung, von verpestetem Athem, von »künstlichen Leidenschaften erkannte — und »da — durchleuchtete plötzlich all diesen »Nebel ein Blitz und vor seinem Licht zer»floss der Nebel, der Tag kam noch nicht, »aber der Nebel war zertheilt. Und dies »Feuerwort war — die Liebe. Zuerst wollte »ich den Gedanken oder dies prophetische

*) Auf dem Kirchhof bei dem Gefängniss in Moskau.

**) Er musste täglich in der Kanzlei der Regierung von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr und Nachmittags von 5 bis 8 Uhr arbeiten.

»Gefühl zurückweisen, ich fürchtete es und da »schrieb ich Dir, dass ich nicht lieben »darf, dass ich diese Empfindung »fürchte. Aber die Stimme in meiner »Brust war zu stark. Nun erkalteten für »mich die Umarmungen, die heute dem Einen »gelten und morgen dem Andern; Ekel über- »kam mich vor dem Kuss von Lippen, die »noch nicht trocken sind von den Küssen von »gestern. Ich bedurfte eine Seele und nicht »einen Körper. Die Idee der Liebe ist das »Höchste, welches alles Unreine ausschliesst; »es ist eine heilige Idee, denn auch die christ- »liche Idee ist die Liebe, ja das wahre »Christenthum ist nichts anderes als die Liebe.

»Du sagst: ‚vollende, was Du angefangen »hast'. Nein, ich bin nicht ganz verloren, ich »verzweifle nicht an der Zukunft. Adieu!

»Dein Cousin Alexander.«

Darauf schreibt Natalie nach Mitternacht: »Hurrah! Ich habe Deinen Brief! Ich ermüde »schnell, wenn ich vergebens einen Brief von Dir »erwarte; meine Seele wird krank, melancho- »lisch; Alles langweilt mich, das Leben wird »unerträglich. Diesen Morgen hörte ich, dass »Ern*) angekommen sei; die paar Stunden, »bis ich ihn sah, schienen mir eine Ewigkeit; »ich war ausser mir vor Ungeduld, endlich — »Gott sei Dank! — — Mein Freund! Du

*) Ein junger Angestellter beim Gouverneur von Wiatka, welcher Herzen adorirte.

»giebst mir zu viel und Du nimmst mir viel!
»Wenn ich wirklich so bin wie Du es sagst,
»wie muss ich dann den ansehen, der mich
»so gemacht hat, den, der mein ganzes Leben
»hindurch mein einziger Stern war, mein
»einziger Retter? Ohne Dich wäre ich immer
»und ewig in Nichtigkeit, in Finsternissen
»verloren geblieben; welche Stimme, wenn
»nicht die Deine, hätte mich hervorgerufen
»aus dieser Nichtigkeit, aus diesem Dunkel?
»Und wer muss mein Schutzengel sein, wenn
»nicht Du? Du bist mir von Gott gesandt,
»Du bist seine Vorsehung für mich; Alexander,
»mein Freund, mein Retter! Nein, Du bist
»nicht das Licht einer fettigen Kerze, sondern
»eine Sonne und diese Sonne glänzt und
»spiegelt sich in meiner Seele wie in dem
»reinen Wasser eines klaren Baches. Oh,
»schau Dich an in diesem Bach, wie Du schön
»bist, wie Du wunderbar bist in seinem
»Spiegel! Und diese Sonne geht nicht unter,
»dieser Bach kennt keine Nacht, kennt nicht
»den Mond, nicht die Sterne, er kennt nur
»allein die Sonne, sieht nur die Sonne und
»fliesst seine klaren Wellen fort, in denen sich
»nur die Sonne spiegelt. Ich kenne die Liebe
»nicht, ich kann nicht lieben, denn meine
»Seele ist erfüllt von Dir allein; es ist kein
»Platz für ein anderes Wesen, für ein anderes
»Gefühl, als für die Freundschaft für Dich.
»Ich wollte Dir keinen Vorwurf machen, Dich
»nur erinnern, nicht zu nehmen, was einem

»Anderen gehört. Was ist Liebe? Ist sie denn »etwas Höheres als die Zuneigung, die ich »für Dich empfinde? Kann das Ideal der »Liebe schöner sein? Bleibt mir noch ein »Gedanke, der nicht Dir gehört, kann ich »noch mehr lieben? Nein, nein, nein! Selbst »wenn das Schicksal will, dass ich mein ganzes »Leben fern von Dir bleibe, so wird meine »Seele mit derselben Empfindung, welche sie »jetzt erfüllt, zum Himmel eingehen und »weder Trennung, noch Zeit und Verhältnisse »können sie erschüttern. Vielleicht sogar wird »ihr Gesang von dort aus zu Dir dringen, »der Gesang mit dem sie Dich im Himmel »feiern wird. Doch genug; liebst Du mich »denn nicht genug, um Vertrauen in mich zu »haben? Möge Deine Seele in meiner Seele »das lesen, was es mir nicht gelingt zu »schreiben.

»Du sagst, mein Freund, dass ich blind, »dass ich parteiisch für Dich bin und daher »nur sehe, was Gutes in Dir ist — nein, ich »sehe Dich, glaube ich, ganz wie Du bist und »ich bewundere und liebe Dich. Aber hör, »sag was Du willst, Du hast die Macht nicht, »den Glanz dessen zu verdunkeln, den ich in »dem Tempel meiner Seele verehre, mich von »dem zu trennen, von dem weder der Tod »noch der Himmel mich scheiden können. »Du kannst die Klänge in meiner Seele »schweigen, Du kannst mich verschwinden »machen, ich werde in Allem gehorchen; aber

»Du kannst die Gefühle und Gedanken meiner »Seele nicht entreissen; sie sind Dir geweiht, »sind erfüllt von Dir, sind das eigentliche »Wesen meiner Seele.

»Also das Gefühl der Liebe erschreckt »Dich nicht mehr, es ist Deiner Seele genaht, »es kann Dich nicht verderben. Liebe, liebe, »segle auf dem Meer der Liebe; es ist »stürmisch, dunkel, furchtbar erregt, seine »Wellen werden Dein Fahrzeug vielleicht dem »Himmel zutragen! — — Aber komm zuweilen »einen Blick auf die reinen, ruhigen Wasser des »Baches zu werfen; in seinem Spiegel siehst »Du den Himmel; siehst Du Dich selbst; »komm, Dich an seinem Ufer auszuruhen; »lausche auf sein Geflüster; Du wirst eine »bekannte, vertraute Stimme darin erkennen, »die Stimme Deiner Freundin, Deiner

»Natascha.«

Herzen hatte einen Stiefbruder, älter als er, der Sohn einer Leibeigenen, einen guten, aber kränklichen Menschen, der Einzige der Familie, der öfter in das Haus der alten Prinzess Khovanski kam und sich dann mit der jungen Cousine beschäftigte. Eines Tages aber hatte er ihr gesagt, dass er sie liebe und sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie war tief bestürzt von diesem entscheidenden Wort, denn sie hatte die Natur seiner Gefühle für sie wohl geahnt, aber jede Aeusserung derselben als Scherz behandelt, da sie ihn nicht kalt, wie Andere, die ihr

genaht, abweisen gewollt, denn sie war ihm von Herzen gut und hatte inniges Mitleid mit ihm, der in vieler Hinsicht ein unglücklicher Mensch war. Ihn zu heirathen aber war ihr ein entsetzlicher Gedanke und sie sagte entschieden nein, obgleich ihre Aussicht in die Zukunft als mittellose Waise, ohne Schutz und Anhalt, keineswegs eine heitere war und obgleich der Gedanke, ihn noch unglücklicher zu machen als er ohnehin war, sie tief schmerzte.

Alles dies schreibt sie dem fernen Freund und er antwortet aus Wiatka: »Natalie! In Deinem Brief vom 2. December »ist ein Satz, den Gott selbst Dir diktirt hat*). »Diesen Satz, in dem Du mir volltönend und »sonnenhell sagst, was Du für mich bist und »was ich Dir bin und den ich schon hundert»mal wieder las, habe ich mit Thränen in den »Augen geküsst: ‚Was gäbe ich nicht, um Dich »zu sehen! Aber was kann ich geben? Ich »habe nur Dich.‘ Ja, meine Freundin, ich »bin Dein; ja, Du hast mich verstanden; jetzt »erkläre ich mir, warum jener Brief Dich »nicht erschreckt hat. Du hast Dein Schick»sal in meine Hände gelegt und ich habe »mich Dir gegeben. Nichts kann uns mehr »trennen. ‚Fürchte nichts, ich werde ver»schwinden, wenn es Dir nöthig ist.‘ Warum

*) Es ist ihre Antwort auf den Brief seiner Selbstanklage gemeint.

»aber hast Du das geschrieben? In diesen »Worten versteckt sich ein kalter Gedanke, »aber vielleicht irre ich mich — was für »Dinge gehen uns nicht zuweilen durch den »Kopf?

»Was Dir mit meinem Bruder begegnet »ist, hat mich tief erschüttert! Ja, es ist »schrecklich, einen Unglücklichen noch un»glücklicher machen zu müssen! Dass Du »dabei nicht kalt warst, glaube ich, ich würde »aufhören Dich zu lieben, wenn Du es ge»wesen wärst. Die Fatalität ist eine furcht»bare Sache, wenn sie Jemand verfolgt, so »verfolgt sie ihn bis an das Ende. Bemühe »Dich auf alle Weise seine Leidenschaft zu »beruhigen, aber erinnere Dich, dass jedes »kalte Wort ein Messer in das Herz stösst. »Ich denke mich an seine Stelle — nein, ich »kann es mir nicht denken, denn ich kann »Dich mir nicht vorstellen ohne Deine Liebe »für mich. Diese Nachricht hat mich traurig »gemacht, umsomehr als ich sie gar nicht »erwartete.

»Ich habe Dich verstanden in dem Ge»fängniss von Krontitzi, ‚als Du schwiegst,' »sagst Du — ja, ich habe damals viel »verstanden.

»Meine Melancholie, die Du bemerkt hast, »vergeht. Ich habe jetzt einen Mann in meiner »Nähe, welcher jeden Enthusiasmus versteht, »das ist der unglückliche Dichter Witberg. »Ich kann nicht ganz allein leben, er ist mir

»wie ein vom Himmel Gesandter erschienen. »So versteht das Schicksal die Wunden, die »es schlägt, zu heilen. Wie er seine Frau »liebt und mit welcher Begeisterung er von »ihr spricht! Warum sprichst Du mit solcher »Verachtung von der Heirath? Die Freund»schaft scheint Dir zu genügen, aber was »Du, mein Engel, unter dem Worte verstehst, »ist gar nicht Freundschaft, sonst wären die »Worte nicht aus Deiner Seele gekommen: »‚Ich habe meine Seele vergeben und kann »ich sie theilen?' Dann könntest Du sie »theilen. — — — — — Du wirst mein Bild »haben; Witberg wird es für meinen Vater »machen (bemerke, dass es ein grosser Mann »ist, der das erste Bild von mir macht)*), »aber ich habe schon eine gute Copie für »Dich verlangt. Möge es Dich trösten in der »Trennung; unsere Trennung wird lang sein, »Natascha, sie wird nicht mit Wiatka enden. »Aber endlich, wenn Alles vorüber ist, wenn »die Jahre des Nomadenlebens vorüber sind, »wenn der Weg zu Ende ist, den ich gehen »k a n n, dann werde ich mein Haupt an »Deine Brust legen, dann werde ich Dir sagen, »dass es ein vollkommnes Glück giebt, dann — »dann — aber es ist noch fern — fern, mein »Engel!

»Leb wohl! Dein Alexander.«

---

*) Witberg war Architekt, Maler und Dichter, ein bedeutender Künstler.

Auf einen anderen der von Liebe und Poesie erfüllten Briefe Natascha's antwortete der Verbannte wieder: »Ich bin überwältigt »von Glück, meine schwache irdische Brust »kann die Seligkeit, das Paradies, das Du mir »schenkst, kaum tragen. Wir haben uns ver»standen, es ist nicht Freundschaft, die uns »vereint, es ist Liebe! Ich liebe Dich, Natalie, »ich liebe Dich unäussprechlich, so viel, so »stark wie meine Seele lieben kann. Du hast »mein Ideal verwirklicht; Du hast den Forde»rungen meiner Seele entsprochen. Wir »konnten nicht uns nicht lieben. Ja unsere »Seelen sind verlobt und unsere Geschicke »werden sich auch vereinen. Hier ist meine »Hand, sie gehört Dir; hier ist mein Schwur, »weder Zeit noch Verhältnisse können ihn »brechen. In traurigen Stunden dachte ich, »dass alle meine Wünsche unerfüllbar seien, »wo sollte ich das Wesen finden, nach welchem »meine Seele sich sehnte? Solche Wesen »sind die Schöpfung der Dichter und finden »sich nicht unter Menschen. Und siehe da — »ganz nah bei mir ist ein Wesen erblüht, »ohne Uebertreibung viel vollkommner als »mein Traum und dieses Wesen liebt mich »und dieses Wesen bist Du, mein Engel. »Wenn alle meine Wünsche sich erfüllen »sollen, wo nähme ich ein Dankgebet zu Gott »her, das würdig genug wäre?«

Darauf schreibt Natalie: »Als Du mir ge»sagt hast, Alexander, dass Du mir gehörst,

»habe ich gefühlt, dass meine Seele rein und »erhaben ist, ja, dass mein ganzes Wesen »schön sein muss. Mein Freund, ich war »glücklich, Dich zu bewundern, zu lieben; ich »wurde edler, wohlthätiger durch den Wunsch, »mich Deinem Ideal zu nähern, es schien mir »so hoch wie ein himmlischer Stern. Ich »lebte nur durch Dich, ich athmete durch »Deine Freundschaft und die Welt schien mir »nur schön durch Dich. Ich fühlte mich als »Deine Schwester und ich dankte dem Himmel »dafür; ich suchte, was ich noch wünschen »könnte und wahrhaftig, ich fand nichts, so »erfüllt war meine Seele, so genügte mir »Deine Freundschaft. Aber Gott hat mir »noch einen anderen Himmel öffnen wollen, »hat mir zeigen wollen, dass die Seele noch »mehr Glück fassen kann, dass für die, welche »lieben, dass Glück keine Grenzen hat, dass »die Liebe noch höher ist als die Freund- »schaft — — — Oh, mein Alexander, Du »kennst dies Paradies der Seele, Du hast »seinen Gesang gehört, Du hast ihn selbst »gesungen; aber ein Licht erleuchtet meine »Seele zum ersten Mal; ich verehre, ich bete, »ich liebe.

»Mein Freund, ich möchte ein Engel »werden, um Deiner vollkommen würdig zu »sein; ich möchte, dass in der Brust, auf die »Du Dein Haupt legen wirst, ein ganzer »Himmel wäre, in dem Dir nichts fehlte, und »dass sie reich wäre durch die Liebe, durch

»Dich allein. Und mit dieser Liebe, welches »Vertrauen in Dich! Aber kann man lieben »ohne Vertrauen? Nein, mein Freund, Dein »Ideal ist zu hoch, suche es dort — dort — »näher bei Gott, auf dieser Erde existirt es »nicht. Du kannst ein Ideal sein für Viele, »aber das Deine zu sein — — Ich werde »oft traurig, wenn ich mich selbst beobachte »und meine Nichtigkeit vor Dir erkenne, mein »Alexander. Meine Brust ist zu eng, um »Alles zu enthalten, was Du wünschest, viel- »leicht ist meine Seele auch noch zu weit von »der Deinen, um sich mit ihr in eins zu ver- »schmelzen? Nein, mein unvergleichlicher »Freund, so wie ich wirst Du viele finden; »neige Dein Haupt nicht auf eine schwache »Brust, die nicht stark genug ist, so viel »Schönheit, so viel Heiligkeit zu tragen. Ich »bin traurig geworden. Leb wohl!«

Später: »Verzeih mir diese traurigen »Gedanken, mein Freund. Die Trennung, »die Entfernung, alles das verwirrt zuweilen »meine Seele und bedeckt sie mit Wolken. »Wenn ich noch weit unter Deinem Ideal bin, »noch sehr fern davon, so wird mich die »Liebe für Dich ihm nähern. Ich fühle, dass »ich schon sehr verändert bin, dass ich besser »werde — aber wie schön muss die Seele »sein, die Dich zu verstehen und zu lieben »weiss.

»Mit welcher Extase gehe ich jetzt in den »Tempel Gottes! Mit welcher Extase bete

»ich! Ich weiss, für wen ich flehe; ich weiss, »für wen ich bete. Und wie ich alle »Menschen liebe und wie ich wünsche, dass »sie mich lieben mögen! Liebt, liebt die »Schwester, die Freundin Alexander's! Liebt »die, auf deren Brust sein Haupt ruhen wird.

»Heute ist der Namenstag Deiner Mutter; »ich gratulire Dir, mein Freund. Wie ich ge»wünscht hätte, diesen Tag mit ihr zu ver»bringen, aber es ist unmöglich! Wenn ich »sie öfters sehen könnte, würde unsere Tren»nung weniger schrecklich für mich sein, »aber auch dessen bin ich beraubt*). Alles »verfolgt mich auf der Erde; wenn es aber »Gottes Wille ist, so möge diese Trennung »noch länger dauern; doch ich will nicht »zweifeln, ich will Glauben haben, dass die »Zeit kommt, dass die Tage kommen, wo ich »mit Dir sein werde, und dann kann nur der »Tod mich von meinem Freund trennen.

»Vielleicht wirst Du denken, ich sei eine »Träumerin; aber, sag, mein Freund, kann ich »von den Träumen und Gedanken lassen, von »denen Du unzertrennlich bist? Oft, wenn »die Menschen sich nicht zu sehr um mich »drängen, verschwindet mir Alles auf der »Erde, Alles, was lebt, und nur Du, von dem »ich mich nie trennen kann, bleibst bei mir. »Die Augenblicke sind schön! Wir sind dann

*) Die Prinzess Khovanski verbot ihr Herzen's Mutter, die sie nicht liebte, zu sehen.

»so nah bei Gott, Alles ist so erfüllt von »unserer Liebe, dass es in solchen Augen»blicken scheint, als wenn selbst der Himmel »uns beneidete; Gott selbst segnet unsere »Liebe, das ganze Universum feiert sie, als »wenn Alles nur Liebe wäre. Lichtvoll ist »mein Leben, Alexander, und noch lichtvoller »meine Seele. Wenn ich mit Dir sein werde, »dann wird dieses Licht in Dir verschwinden »wie ein Stern im Glanz der Sonne.«

»Wiatka, 22. Januar 1836.

»Natascha, Du kannst Dir nicht vorstellen, »was meine Seele in diesen Tagen gelitten »hat. Nachdem ich durch Ern (den schon »genannten jungen Beamten, der zwischen »Wiatka und Moskau zu reisen hatte und »Natalie immer in Moskau sah) Deine Briefe »empfangen hatte, war ich wie neu belebt, »athmete freier, sah Alles klarer, mit einem »Wort, war wie neu geboren. Da, inmitten »der reizendsten Träume, wenn alle Gefühle, »so wie die Luft der Berge durch ihre Rein»heit fast bedrücken — erfahre ich den Tod »Medviedev's, von dessen Frau ich Dir ge»sprochen habe. Witberg und ich eilten hin »zu ihr. Furchtbar! Er hat nichts gelassen »als seinen Leichnam und das Elend mit all »seinen Schrecken! Sie lag in tiefer Ohn»macht. Wir blieben da, gaben Befehle, »ordneten an, aber denke Dir: Ihre Ohnmacht »hat zwei und einen halben Tag gedauert.

»Und dabei sah man die Folgen der gesell-
»schaftlichen Organisation und der hohen Ent-
»wickelung, welche die Menschen sich ein-
»bilden erreicht zu haben! Sie lag da, ver-
»lassen, allein; nicht eine Dame, nicht eine
»Hand ausgestreckt, um ihr zu helfen. In
»diesen Augenblicken hat sich mir der Egois-
»mus der Menschen in all seiner kalten Ver-
»worfenheit so stark gezeigt, dass ich Alle
»verabscheute. Endlich habe ich Einige,
»durch Beschämung und Vorwürfe, genöthigt
»zu kommen. Während zwei Nächten ist
»Witberg nicht von der Unglücklichen ge-
»wichen. Jetzt ist sie wieder zu sich ge-
»kommen, aber für welche Zukunft? Für
»eine dunkle, thränenvolle Reihe von Unglück
»und Sorgen. In ihrem ganzen Leben hat
»sie das Wort Glück nicht gekannt. Sehr
»schön und gebildet, wurde sie von ihrem
»Vater in die Arme eines Spielers geworfen,
»er hat Alles verspielt. Sie ist eine Blume,
»die gebrochen ist, nicht um eine junge Brust
»zu schmücken, sondern um auf einem Grabe
»zu verwelken. Und drei Kinder — ist es
»nicht schrecklich? Ich habe an Egor
»Ywanowitsch*) geschrieben, dass er mir 1000
»Rubel leihen soll, die will ich ihr zukommen
»lassen. Nur sprich, bitte, nicht davon, denn
»ich habe nicht gesagt, wofür ich dies Geld
»brauche; sie mögen denken, es sei für irgend

*) Herzen's Stiefbruder.

»eine Dummheit. Sag es überhaupt Niemand, »es muss ein Geheimniss bleiben. Ist es nicht »schrecklich für sie, für eine edle, hohe Seele, »Almosen zu empfangen? Ach, in der Stille »und dem Nebel des häuslichen Lebens giebt »es schrecklichere Leiden als das Gefängniss »Kroutitzi und die Ketten. Diese zehren mit »Lärm, die andern still und ohne dass man »es merkt am Herzen wie ein Wurm und »vergiften das Leben für immer.

»Und es waren Leute da, die lachten »sogar über ihr Unglück und über meine »Theilnahme. Das sind aber keine Menschen! »Andere haben gesagt, sie stelle sich nur so »unglücklich; doch sie sind es, die sich stellen, »als ob sie Menschen wären, während sie doch »nur wilde Thiere sind.

»Dagegen mit welcher Freude habe ich »Witberg, diesen ausgezeichneten Mann, und »dann auch noch Ern und Fräulein Pauline »gesehen, welche Heim, Schlaf und Nahrung »vergessend, für Alles dort gesorgt haben! »Ihr Lohn ist in ihrer Seele und dort viel- »leicht werden sie noch anderen Lohn haben. »Aber hier nicht, hier spottet man über sie. »Doch auch ich verstehe es zu spotten und »in meiner Ironie ist Gift.

»Leb wohl, mein Engel, Dein liebens- »würdiges Bild hat mich getröstet in diesen »trüben Stunden; der Gedanke an Dich hat »mich aufgerichtet und gestärkt.«

In einem späteren Brief schreibt Natalie:

»Meine Studien zerstreuen mich nicht mehr »wie sonst; die Bücher sind mir kein Trost »mehr; jetzt kann ich die Beschreibungen »der Gefühle, der Liebe nicht mehr mit Eifer »lesen — alles ist elend, ist niedrig, im Ver»gleich mit dem, was in meiner Seele ist. »Nur ein einziger Wunsch, ein einziges »Streben ist noch ebenso glühend in mir wie »sonst und scheint sich da festgewurzelt zu »haben von dem ersten Blick an, den ich »auf die Welt warf, nämlich: Alles zu um»fassen, Alles zu erreichen, die Wahrheit von »Angesicht zu Angesicht zu schauen, Alles »zu kennen, was unter dem Himmel ist. »Dieser Wunsch hat sich mit meiner Liebe »für Dich verstärkt, ohne diese wäre er er»loschen, verschwunden. Aber ich wünsche, »ich wünsche, ich strebe, ich strebe — und »komme keinen Schritt vorwärts. Alles Nach»denken, alles Forschen, alle Bemühungen »entfliegen wie die Schwalben bei dem »einzigen Gedanken: Er liebt mich! Da»nach, was noch wünschen, was noch suchen, »was noch lernen? Wissend, dass Du mich »liebst, weiss ich Alles; im Besitz Deines »Herzens, besitze ich Alles. Mein Freund, »meine Seele, mein Alles, wann endlich werde »ich Dich wiedersehen, werde ich Deine »Stimme hören und Deine Liebe selbst in »Deinen Augen lesen, wann werde ich darin »den Widerschein meiner Liebe sehen?

»Heute ist der 10. April! Ein Jahr ist

»um! Es ist traurig zu sagen: Ein Jahr »der Trennung!*)

»Geheiligter Tag! Geheiligte Stunden »meines Lebens! Damals las ich in einem »Deiner Blicke mein Schicksal, meine Zukunft, »mein Glück. Du nahmst meine Hand und »ich zitterte unwillkürlich und erschrak dann, »als Du sie wieder fahren liessest, aber Dein »Haupt an meine Schulter lehntest, wie, um »Dich auszuruhen von dem Vergangenen und »Dich zu stärken für das Zukünftige; da sahen »wir uns an und in diesen Blicken erschauten »wir, uns unbewusst, unsere Herzen bis auf »den Grund; unsere Seelen sprachen, liebten »sich und Gott vereinte uns in dem Augen»blick für immer.«

»7. April 1836, Wiatka.

»Ich bin traurig heute, Natascha, und des»halb schreibe ich Dir. Unsere Trennung ist »zu peinvoll. Ich versuche Alles umsonst, »erfinde Beschäftigungen und Zerstreuungen, »aber es giebt kein wirkliches, völliges Ver»gnügen ohne Dich. Inmitten des Lärms, »der Ausgelassenheit, der fröhlichen Gesichter »steigt plötzlich ein dunkler Gedanke aus dem »Grund des Glases, das man in der Hand »hält, auf; das Lächeln erstirbt auf den »Lippen und das düstere Gefühl der Trennung

*) Den 9. April 1835 hatte Natalie ihren Vetter im Gefängniss Kroutitzki gesehen und am 10. April war er nach Perm abgereist.

»legt sich beängstigend auf das Herz. Meine »Seele verwelkt ohne Dich; wenn noch so »viel Schlechtes in mir ist, so ist es, weil Du »nicht bei mir bist, die Berührung mit einem »Engel reinigt den Menschen. Deine Briefe »haben mich erweckt; ich suchte die Mittel »mich selbst zu vergessen und fiel; Deine »Liebe allein kann mich über die gemeine »Menschheit erheben. Du hast geweint, als »ich schrieb, dass die Liebe der moralische »Anfang meines Daseins würde, ich sehe »die Wahrheit dieser Worte unaufhörlich be»stätigt. So bald mir etwas Gewöhnliches, »etwas Niedriges in den Sinn kommt, erhellt »der Gedanke an Deine Liebe meine Seele »und vor diesem Licht verschwinden alsbald »alle dunklen und niedrigen Dinge. Oh, »Natascha, glaub mir, es ist die Vorsehung, »die Dich mir gesandt hat. Meine heftigen »Leidenschaften, durch wen konnten sie zurück »gehalten werden? Durch die Liebe einer »Frau? Nein, ich habe es erfahren — nur »durch die Liebe eines Engels, eines himm»lischen Wesens. Deine Liebe allein kann »mich leiten.«

»Am 10. April.

»Gestern, mein Engel, hast Du den ganzen »Tag an mich gedacht, das weiss ich, und ich »habe auch an Dich gedacht. Obgleich ge»trennt, waren wir doch vereint. Es ist ein »grosser Tag, wie Du sagst; Gott selbst hat

»uns an ihm vereint. Neun Monate Gefäng-
»niss, ein Jahr des Exils sind vergessen um
»dieser einen Stunde willen. Gestern habe
»ich zwei Briefe von Dir erhalten, von denen
»der eine mich sehr unzufrieden macht. Was
»hast Du, Natascha? Woher kommt dieser
»peinliche, bittere Ton in Deine Seele, in der
»nur die Liebe allein herrschen sollte? Es ist
»nicht die Trennung, die Traurigkeit darüber,
»verstehe ich; ich selbst, ein Baum, seinem
»heimischen Boden, seinem Himmel entrissen,
»bin traurig, aber da ist noch etwas Anderes':
»‚Erinnere Dich nur, Alexander, dass bei
»Deiner Natascha ausser der Liebe durchaus
»nichts Anderes ist'. Das ist ja gerade, was
»meine Seele wünschte, weshalb denn so
»etwas sagen? Du hast entweder nicht nach-
»gedacht, indem Du das schriebst, oder Du
»vergassest, dass Du an Alexander schriebst.
»Gerade daran sehe ich, dass ausser der Liebe
»auch noch Vorurtheile da sind. Indem Du
»dies: ‚erinnere Dich' schriebst und noch dazu
»unterstrichst, scheint es fast, als wolltest Du
»Bedingungen stellen, unter denen Du mein
»sein willst. Natascha, Du bist eine hohe
»Natur, ein Engel, verwirf solche Dummheiten;
»ich kenne Dich; nicht ich habe Dich ge-
»wählt, Gott hat Dich für mich gewählt. Er-
»innere auch Du Dich, dass die, welche er
»für mich wählte und welche schon das Ideal,
»das meine Phantasie sich geschaffen hatte,
»übertroffen hat, höher sein muss, als gewöhn-

»liche Wesen. Ein Kuss der Liebe soll uns ver-
»söhnen. Ich verstehe, dass sich zuweilen ein
»Augenblick der Trauer in die Seele schleicht
»und dass sie dann traurige Klänge giebt, wie
»die zerrissenen Saiten einer Harfe.

»Sieh, was wir jetzt thun müssen. Ich bin
»doch fast in offenem Krieg mit der Fürstin *),
»ich muss mich mit ihr versöhnen. Wie könnten
»wir uns sonst sehen? Könnte man nicht
»machen, dass sie mir schriebe, wenn es auch
»nur ein Wort wäre in einem Brief an meinen
»Vater? Dann schrieb ich ihr und wir würden
»versöhnt. Du wiederholst meine Worte, dass
»die Liebe meine Zukunft verderben würde;
»ich bin jetzt anderer Meinung; ich wollte
»damals die Idee der Liebe mit aller Macht
»verbannen und deshalb schrieb ich das. Ich
»habe Dich auch nicht gesucht, aber die Vor-
»sehung hat Dich mir gegeben. Sei überzeugt,
»dass sie es gut mit uns meint. Nein, die
»Liebe kann die Zukunft nicht verderben. Und
»wer darf sich auch eine besonders hohe Zu-
»kunft versprechen? Auch darin muss man
»es der Vorsehung anheim stellen.

»Dein für immer! A. Herzen.«

Endlich sei noch ein besonders charakteristischer Brief Herzen's aus jener Zeit an-

*) Die Fürstin Khovanski, bei welcher Natalie war, liebte Herzen nicht wegen seiner Offenheit und seinem Widerwillen gegen alle Schmeichelei. Seine Gefangennahme beleidigte sie noch mehr und sie nannte ihn nun nur noch: »der unglückliche Sohn meines Bruders Ivan«.

geführt, in welchem sich seine edle Seele, die aus jeder Verirrung siegreich hervorgeht, in schöner Offenheit, welche ein Hauptzug seiner Natur war, offenbart.

»Wiatka, Ende April 1836.

»Es ist schon lange her, theure Freundin, »dass ich keinen Brief von Dir habe. Gebe »Gott, dass die Post mir heute etwas bringt, »wären es auch nur einige Worte. Natascha, »Du weisst es ja selbst, welche Freude es ist, »Briefe zu empfangen, und welche Qual, um- »sonst welche zu erwarten. Glücklicherweise »hat mein frivoles Leben nun ein Ende ge- »nommen; ich arbeite wieder, nicht ganz so »viel wie früher, aber mit wahrem Nutzen. »Man muss sich von den Menschen und der »reellen Welt nicht entfernen, das ist nur ein »altes deutsches Vorurtheil, denn es ist in der »reellen Welt, dass das Leben seinen vollen »Inhalt erreicht, der sich nicht in der Studir- »stube findet und aus dem man viel lernt. »Aber wehe dem, der seine Seele in die Leere »der Welt dahin giebt und die andere höhere »Seite derselben vergisst. Als ich hier ankam, »war ich niedergeschlagen, krank, traurig, und »deshalb suchte ich Trost in dem falschen »Lärm. Das konnte aber nicht lange dauern. »Du hast noch meine Rückkehr zum Ideal »beschleunigt, und dies Jahr ist kein ganz ver- »lornes in meinem Leben. Es ist reich an »Erfahrungen, an Gefühlen und besonders an

»Liebe für Dich, mein Engel. Jetzt habe ich »den Plan eines sehr wichtigen Artikels in »Gedanken, für dessen volle Entwickelung man »vielleicht einen ganzen Roman schreiben muss, »welcher das Thema, von dem ich Dir im »vorigen Briefe sprach, und dabei Vieles aus »meinem eignen Leben enthalten wird. Ich »will entschieden in jeder meiner Compositionen »einen Theil meines Seelenlebens aussprechen, »ihre Zusammenstellung nachher wird vielleicht »eine hieroglyphische Biographie von mir; es »ist einerlei — ob die Eindrücke, durch welche »ich durchgegangen bin, in einzelnen Novellen »wiedergegeben werden, wo Alles reine Er»findung ist, wenn nur der Grund wahr ist.

»Jetzt bin ich sehr mit einer religiösen Idee »beschäftigt: den Fall Lucifer's; eine colossale »Allegorie; ich bin dabei zu wichtigen Re»sultaten gekommen. Aber das ist noch im »Werden.

»Nun naht der Mai; es ist ein Jahr, dass »ich hier bin, aber noch ist keine wirklich feste »Hoffnung auf Rückkehr da. Gott, wie die »Menschen uns hart behandeln! Im Lauf von »beinah zwei Jahren haben sie uns eine einzige »Zusammenkunft von einigen Minuten und einen »einzigen Kuss gegönnt, und das war ein »Abschiedskuss! Ach, und wir sind uns so »nöthig Einer dem Andern! Das Schlimmste »ist, dass noch gar keine bestimmte Hoffnung »ist, Niemand will sich direkt für einen Exilirten »verwenden. Ach, Natascha, hier habe ich

»noch erst recht die Niedrigkeit der gewöhn-
»lichen Menschen kennen gelernt, denn hier
»zeigt sie sich in ihrer ganzen Nacktheit, ohne
»nicht einmal mit dem geringsten Schleier von
»Erziehung bedeckt zu sein. Und wie muss
»ich dem Schicksal danken, dass ich selbst
»hier noch eine hohe Seele gefunden habe:
»Witberg.

»Aber weisst Du, das wird Dich sehr
»wundern, dass ich sogar hier von Dir spreche,
»beinah alle Tage — hier, in Wiatka! Ja,
»beinah alle Tage, und das ist für mich eine
»unaussprechliche Freude. Du wirst fragen:
»Aber mit wem? Die Liebe ist schüchtern,
»deshalb habe ich nie ein Wort darüber an
»Witberg sagen können, dessen granitner
»Charakter solche Anvertrauungen eher ent-
»fernt. Ich habe auch nicht darüber mit
»Pauline Medviedev sprechen wollen, denn ich
»weiss, es würde sie geschmerzt haben und
»sie ist schon ausserdem unglücklich genug *).
»Aber Du erinnerst Dich wohl einer andern
»Pauline, einer Deutschen, die hier bei einer
»Freundin lebt, von der ich Dir schon schrieb.
»Sie hat sehr viel Poesie und ich weiss nicht,
»wie es kam, aber sie war die Einzige, der
»ich meine ganze Liebe für Dich sagen konnte,

*) Madame Medviedev liebte Herzen; er hatte sich eine Zeitlang hinreissen lassen, dies Gefühl scheinbar zu theilen, eine Schuld, die er sich nachher Natalien gegenüber bitter vorwarf.

»und seit dem Augenblick bist Du der Gegen-
»stand unserer Unterhaltungen. Schreibe ihr
»daher, bitte, ein freundliches Wort, sie ver-
»dient es, denn sie wünscht von ganzem
»Herzen, dass Dein Alexander bald in Deine
»Arme eilen könne.

»Mama hat mir geschrieben, dass Du ein
»neues Piano bekommen hast. Mach so viel
»Musik, wie Du kannst. Ich werde nach Haus
»schreiben, dass man Dir ein Rondo von Herz
»giebt, das ich ausserordentlich liebe und mir
»hier oft vorspielen lasse.«

»29. April.

»Du schreibst, Ogareff habe sich in seine
»Braut verliebt wegen der deutschen Litteratur,
»und weil Du sie nicht kennst, sei es nicht
»der Mühe werth, Dich zu lieben. Hör' doch
»auf, solchen Unsinn zu schreiben, liebe
»Natascha, schäme Dich. Deine Seele erstaunt
»mich oft durch ihre Hoheit, ihre Heiligkeit,
»während, wenn Du auch selbst die Astronomie
»wüsstest, mich das noch nicht zur Bewunderung
»hinreissen würde. Erniedrige Dich nicht, Du
»Engel, Du mir von Gott selbst gesandt. Ich
»liebe Dich für Deine Seele; ich liebe Dich
»für Deine Liebe, die Dein „Ich" ist; ich liebe
»Dich, weil ich nicht kann, Dich nicht lieben.
»Ist es möglich, dass die glühende Sprache
»meiner Briefe, diese Feuerflamme, noch den
»Schatten eines Zweifels übrig lässt, ob ich

»solchen Aeusserlichkeiten irgend welche »Wichtigkeit beilege?

»Und so möge der Segen Deines Vaters »sich erfüllen und Alexander Nevski Dein »Schutzheiliger sein*). Mich hat Dein Vater »auch mit demselben Bild einmal gesegnet »und ich habe es hier mit mir. Denke noch »nicht an eine neue Trennung. Es sind genug »trübe Dinge in der Gegenwart. Ich werde »noch nicht in Moskau bleiben dürfen, auch »wenn man mich von Wiatka fortlässt, aber »ich gebe Dir mein Wort, dass, wenn nur die »leiseste Möglichkeit ist, ich mich nicht von »Dir trenne. Ich habe Dir schon geschrieben, »dass ich die Hälfte meiner Sorgen auf »Deine Schultern lege, trage sie mit Deinem »Alexander.

»Ende dieses Monats wird sich eine ernste »Frage entscheiden: Kann ich hoffen, noch in »1836 nach Moskau zu gehen? Wenn das »Gebet hülfe, welche Bitte würde der Himmel »lieber erhören als Deine?

»Wie Madame Witberg noch glücklich ist »im Unglück, bei ihrem Mann bleiben zu »können! Aber glaube mir, wir werden auch »noch Augenblicke haben, wo das Paradies

*) Natalie's Vater war der ältere Bruder vom Vater Herzen's. Als er starb, segnete er seine Kinder alle, aber Natalie besonders mit einem Bild Alexander Nevski's. Als dann die Mutter mit den Kindern Petersburg verliess und durch Moskau kam, nahm die Fürstin Khovanski die siebenjährige Natalie zu sich, um ihr eine Erziehung zu geben.

»uns beneiden wird. Leb' wohl, ich umarme »Dich. O, dass der Augenblick schnell käme, »wo ein lebendiger, langer, feuriger Kuss alles »Dunkle verschwinden machte!

»Dein Alexander.«

Endlich, nach drei Jahren des Exils, wurde durch Verwendung des Grossfürst-Thronfolgers, welcher durch Wiatka kam, Herzen daselbst sah und sein unverdientes Schicksal erfuhr, dessen Aufenthalt daselbst beendet und er wurde nach Wladimir geschickt, das, siebenhundert Werst näher an Moskau, ihm schon eine halbe Befreiung schien. Dennoch verliess er Wiatka nicht ohne Bedauern. Er hatte dort Bande aufrichtiger Freundschaft mit einigen jungen Leuten geschlossen, denen er Abends in einem kleinen Zimmer, bei 25 bis 30 Grad Kälte draussen, den Sinn für höhere Culturgedanken öffnete und deren innigste Sympathie ihn, als er schied, begleitete. Mit Rührung gedachte er mehr als 20 Jahre später noch dieser »hyperboräischen Freunde«, indem er alte Briefe von ihnen wieder las, in denen sie ihm Zeugniss gaben von dem, was er ihnen gewesen. »Ich zögere nicht, Dir anzuvertrauen,« schrieb Einer von ihnen am 26. Januar 1838, »dass ich jetzt ganz unglücklich bin. Hilf mir auf der Bahn weiter zu wandeln, die Du uns geführt hast; Dein Rath fehlt mir. Ich will mich mit aller Gewalt belehren. Wenn Du mich verlässest, begehst Du ein grosses Ver-

brechen.« Und ein Anderer schrieb: »Ich segne Dich, wie der Bauer den Regen segnet, der sein unbebautes Feld befruchtet hat.« Diese Beweise, dass sein Leben dort nicht ohne edle Wirkung geblieben, waren ihm Ersatz für die neun Monate Gefängniss und die drei Jahre Exil an der Grenze Sibiriens!

Von seiner Ankunft in Wladimir an beginnt eine neue Periode seines Lebens, eine reine, klare, junge, ernste, einsame, aber von Liebe erfüllte Periode. Herzen sagt davon: »Nur zitternd kann ich davon reden, ich fürchte, die Kraft wird mir dazu fehlen. Ausserordentliche Ereignisse, brennende Schmerzen kann man dem Papier leichter vertrauen, als ganz klare Erinnerungen, die keine Wolke verdunkelt hat. Ist es möglich, das Glück zu erzählen? Erwartet keine langen Berichte von dem Leben, das ich damals in meinem Innern führte. Es sind viele Dinge da vorgekommen, von denen ich zu Niemandem gesprochen habe, obgleich sie nichts Geheimnissvolles hatten, aber eine Art Schüchternheit des Herzens hielt mich zurück.«

Als er Wiatka verliess, schrieb er noch an Nathalie: »In Wladimir wird mein ganzes Leben Dir geweiht sein; ich werde mein Herz reinigen und Dich von Weitem in meinem Gebet anrufen. So hält der Pilger, bevor er in Jerusalem eintritt, irgendwo bei Emaus an, um des Aufenthalts dort würdig zu werden, und bittet Gott, das Vergangne zu vergessen. Ich

werde in dieser Stadt meine 40 Tage in der Wüste machen.«

Er hielt Wort. Vom ersten Tage an begann er ein ganz anderes Leben als das von Wiatka. Seine kleine Wohnung glich eher der Zelle eines Mönchs als der Wohnung eines Löwen der Gesellschaft in der Provinz. Auch kam ihm nicht einmal der Wunsch nach frivolen Zerstreuungen; sein Schutzgeist war ihm nun nahe; Briefe aus Moskau kamen am zweiten Tag nach Wladimir und es schien ihm, als trügen die beschriebnen Blätter noch die Spur des Blicks, der auf ihnen geruht hatte.

Aber die friedliche Existenz, die er in Wladimir führte, wurde bald beunruhigt durch Nachrichten, die ihm aus Moskau von verschiedenen Seiten zukamen. Es handelte sich um Nathalie's Schicksal.

Die Kindheit und Jugend dieses holden Mädchens war, wie schon erwähnt, eine traurige gewesen. Wie schon gesagt, war sie nach dem Tod des Vaters erst sieben Jahre alt, von Petersburg mit den übrigen Geschwistern von der Mutter, einer Leibeignen, fortgeführt und in Moskau der Fürstin Khovanski übergeben, welche sie zu erziehen versprach, worauf die Mutter fort zog in eine andere Stadt. Herzen hatte zunächst nur den Eindruck eines blassen, stillen, traurig aussehenden Kindes, das in einem langen wollnen Trauerkleid am Fenster sass und verschüchtert in den Hof hinunter sah, ohne zu sprechen, wenn er kam, die Fürstin

zu besuchen, was nicht oft geschah, da ihm das Haus der Tante kein sympathischer Aufenthalt sein konnte. Für die arme Waise aber war seine anziehende Jünglingsgestalt, vom Feuer einer edeln, von Idealen durchglühten Seele verschönt, in der traurigen Mitte, in der sie lebte, wie ein Lichtbild aus einer besseren Welt, und die Neigung für ihn wuchs mit ihr selbst empor, wie man es aus den Briefen sieht, bis sie zuletzt zu der das Leben beherrschenden Liebe wurde, durch die sich ihre Individualität und ihr Schicksal vollendeten.

In Wladimir nun wurde, wie gesagt, das ruhige, ernste Leben, das Herzen sich bereitet hatte, gestört durch die Nachrichten, die ihm von Moskau zukamen. Die Fürstin Khovanski hatte schon bei der Gefangennehmung Herzen's Verdacht geschöpft, als sie sah, welch tiefen Eindruck die Nachricht auf Nathalie machte, aber als das Exil dem Gefängnisse folgte, tröstete sie sich, indem sie meinte, dass in diesen unbekannten Orten, Perm, Wiatka, von denen Niemand wisse, wo sie seien, der »Staatsverbrecher, der unglückliche Sohn ihres Bruders Ivan«, sich den Hals brechen oder jedenfalls die junge Cousine vergessen werde.

Aber endlich kam es zu Tage, dass dies nicht geschehen sei; die geheime Correspondenz wurde entdeckt und alsbald ertheilte die Fürstin die strengsten Befehle an die Dienerschaft, keine Briefe von Nathalie fort oder welche zu ihr hin

zu bringen, und als nach zwei Jahren des Exils Stimmen laut wurden, dass dasselbe bald zu Ende gehen würde, da beschloss sie, ohne weitere Ueberlegung zu handeln, die arme Waise vor diesem »Menschen ohne Religion und ohne Grundsätze« zu retten und sie zu verheirathen. Sie ergriff dazu das sicherste Mittel; während sie früher immer seufzend bemerkt hatte, dass die arme Waise beinah nichts besitze und man daher irgend eine Versorgung für sie annehmen müsse, so beschloss sie nun, in der Angst vor Herzen's Rückkehr, die Waise zu verheirathen, als wäre sie ihre eigne Tochter; sie setzte ihr eine bedeutende Mitgift aus und bedachte sie in ihrem Testament. Mit solchen Vorzügen findet man überall, so auch in Moskau, leicht einen Freier, besonders wenn man noch dazu, so wie die Fürstin, dienstfertige, alte, devote Frauen um sich hat. Diese und die Kammerfrauen begannen Nathalie von dem Vorhaben der Fürstin zu unterrichten; sie erklärte ihnen aber, dass das völlig vergebliche Mühe sei. Darauf fingen unaufhörliche Verfolgungen der niedrigsten, demüthigendsten Art an. Auf dem Landgut, wo die Fürstin den Sommer zubrachte, musste sie bei kaltem, feuchtem Wetter in einem Zimmer mit drei alten Frauen bleiben, die sich von der Krankheit und dem Tod ihrer paralytischen Männer erzählten und die absurdesten Beschuldigungen gegen Herzen vorbrachten. Wieder in Moskau, wurde es noch

schlimmer; sie war gezwungen, auch Abends in Gesellschaft der alten Frauen zu sitzen und zu stricken und die albernen Gespräche, vermischt mit Ausfällen gegen Herzen, anzuhören, während man ihr verbot, sich in ein anderes Zimmer zurückzuziehen, um Clavier zu spielen. Als nun gar die Nachricht kam, Herzen sei nach Wladimir, so nahe Moskau, versetzt, da galt es, eilig zu sein. Nathalie wurde, in neuen Kleidern, zu einer bekannten Dame geführt, woselbst eine Gesellschaft versammelt war, in der sich ein Oberst befand, der seine Absicht unverhohlen kund gab, auch fernere Schritte that, bis Nathalie ihm ihre Abneigung so deutlich zeigte, dass er einen Vorwand suchte, sich zurückzuziehen, und vorgab, die Mitgift sei zu gering. Die Fürstin entschloss sich hierauf, zu dem demüthigenden Schritt noch den Besitz eines Gutes hinzuzufügen, aber auch das änderte nichts und dieser Versuch schlug fehl. Ein zweiter mit einem jungen, sehr empfehlenswerthen Offizier, wurde von Nathalie abgeschnitten, indem sie in's Geheim an den Offizier schrieb, mit edler Offenheit bekannte, dass sieeinen Andern liebe und ihn bei seiner Ehre beschwor, ihr nicht neue Qualen und Verfogungen zu bereiten. Der Offizier verstand und zog sich zurück. Die Fürstin, gekränkt und beschämt, forschte nach der Ursache; sie wurde durch die Schwester des Offiziers entdeckt und nun kannte die Entrüstung der Fürstin keine Grenzen. Nathalie

wurde in ihrem Zimmer eingeschlossen und ein Familienrath wurde zusammenberufen, um über die unglückliche Geschichte zu berathen. Herzen's Vater kam nicht; in seiner gewöhnlichen egoistischen Art liebte er nicht, sich in so missliche Dinge zu mischen. Aber der jüngere Bruder der Fürstin, der Senator, kam mit einem Neffen, welcher das Wort führen sollte, und nun wurde die Delinquentin vorgeladen. Aber anstatt des schüchternen stillen Mädchens, das sie bisher gekannt hatten, trat ihnen eine edel-stolze, entschlossne, hoheitsvolle Frau entgegen, bereit, für ihre Liebe jeden Kampf zu bestehen. Die Beredtsamkeit des Wortführers stockte endlich vor den entschiedenen Erklärungen Nathaliens, dass sie jede andere Bewerbung zurückweise und ihrer Liebe für Alexander treu bleibe, was man ihr immer gegen ihn vorbringen möge. Dann aber nahm die innere Erregung die Oberhand, sie brach in Thränen aus und wandte sich an den Senator, der immer gut gegen sie gewesen war, und bat ihn, sie vor dieser unwürdigen Behandlung zu schützen. Er, dem schon die ganze Scene missfiel, gerieth in völlige Wuth, als die vertraute Gesellschafterin der Fürstin, die schlimmste Verfolgerin Nathaliens, beim Familienrath zugegen, das Wort ergriff und mit höhnischer Bemerkung sich an die Fürstin wandte. Er donnerte die Person in solcher Weise an, dass sie erschreckt und beleidigt das Zimmer verliess. Auch Nathalie hatte auf

Befehl der Fürstin in ihr Zimmer gehen müssen, und nun überhäufte der Senator seine Schwester mit Vorwürfen und der Familienrath endete, wie gewöhnlich, mit Streit und Nervenzufällen der Fürstin, die zu Bett gebracht und von ihren Frauen mit Essenzen gerieben und mit dem Riechen von Salzen und dergleichen wieder gestärkt wurde. Der Senator aber ging zu Nathalie, die in bitterem Schmerze in ihrem Zimmer weinte, bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte ihr seinen Schutz und dass er nicht erlauben werde, dass man sie zu etwas zwinge.

Obgleich Nathalie das Gröbste, was ihr begegnete, dem Freund verschwieg, so genügte doch schon das, was er erfuhr, ihn auf das Heftigste zu beunruhigen, und er beschloss nun auch, seinerseits zu handeln. Zunächst schrieb er seinem Vater, bekannte ruhig und einfach seine Liebe für Nathalie und bat ihn nur, zusammen mit dem Senator das junge verwaiste Mädchen, das ihnen doch eben so nahe stände wie der Fürstin, vor Misshandlungen zu schützen.

Der Vater erwiderte, dass er sich nicht in Anderer Angelegenheiten mische und dass er dem Sohne rathe, eine Neigung, die wohl nur das Resultat des einsamen langweiligen Lebens im Exil sei, ruhen zu lassen und sich für eine Reise in's Ausland vorzubereiten. Dieser Plan, schon früher angeregt und begeistert von dem Jünglinge erfasst, wurde doch aus

Zartgefühl gegen den Vater kaum mehr erwähnt, da er bei seinem Abschied vor der Reise in's Exil wohl die Thräne gesehen hatte, die in des Vaters Auge glänzte und er nicht freiwillig eine Trennung vorschlagen wollte, zu der er nun gezwungen worden war. Umsomehr überraschte ihn dieser Vorschlag jetzt, wo eine derartige Reise ganz ausserhalb seiner Wünsche lag. Er hatte mit aller Schonung und vollkommen aufrichtig gegen den Vater gehandelt; so zurückgewiesen, ging ihm das Bewusstsein auf, dass er seine Zukunft nun selbst in die Hand nehmen müsse, was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, da er sie für völlig sicher und unfehlbar hielt in der Gewissheit ihrer gegenseitigen Liebe, welche ihnen beglückend bisher genügt hatte. Mit dem Gedanken, dass er nun selbständig den eignen Weg gehen und sein Schicksal selbst bestimmen müsse, wurde er zum Mann der That, der er nun hinfort bis an sein Lebensende blieb.

Er hatte in dem Augenblick in Wladimir den Besuch seines Bruders und eines Universitätsfreundes K. . . ., den er während der Jahre des Exils nicht gesehen hatte und der ihm nun von den übrigen Jugendfreunden, von den Veränderungen oder Fortschritten der Anschauungen etc. erzählen musste. Ihm vertraute er seine Liebe für Nathalie und seine Sorge um sie an und dieser, nachdem er umsonst alle Einwände versucht hatte, bot sich

an, mit Herzen's Vater zu sprechen. Zurückgekehrt nach Moskau, geschah dies alsbald, aber der Abgesandte war zu der diplomatischen Verhandlung mit dem aristokratischen, egoistischen Voltairianer nicht geeignet, und aus dem anfänglich höflichen Zwiegespräch wurde eine Discussion der unangenehmsten Art, von Seiten des alten Jacovlev mit spitzigen Bemerkungen über die Einmischung in Dinge, die Jenen nichts angingen und von diesem, in Gesinnung und Form ausgeprägtem Demokraten, mit Heftigkeit geführt. Herzen erhielt brieflich von Letzterem die Anzeige, nicht auf seinen Vater zu rechnen; so trieb nun die Sorge, die ihn quälte, ihn zu einem excentrischen Entschluss. Er sass mit seinem Bruder, der im Begriff war, nach Moskau zurückzukehren, beim Essen und überraschte diesen plötzlich mit der Frage, ob er ihn mit nach Moskau nehmen wolle, ihn an der Barriere bei der Einfuhr in die Stadt für seinen Bedienten ausgebend. Dem Bruder fiel die Gabel aus der Hand vor Erstaunen und er glaubte falsch gehört zu haben, aber als seine Bedenken alle an dem heissen Wunsch Herzen's, Nathalie zu sehen, scheiterten, entschloss er sich, die Sache zu wagen und zwei Stunden darauf rollten die Beiden mit raschen Postpferden dem ersehnten Ziel entgegen. In Moskau begab sich Herzen zu dem oben erwähnten Freund, der ihm half, sich am sichern Ort zu verbergen und am Abend, mittelst einiger Nathalien er-

gebner Domestiken, dieser eine Botschaft zu senden, die sie in Bestürzung und Seligkeit versetzte. Am folgenden Morgen um 6 Uhr konnte sie ihm eine Zusammenkunft gewähren, in welcher das Glück des Wiedersehens jeden andern Gedanken verschlang, so dass sie keine Verabredung irgend einer Art getroffen hatten, als die alte Dienerin kam, sie wieder zu trennen. Der Freund erzürnte sich, als er hörte, dass Nichts beschlossen sei, aber Herzen erklärte, er werde schreiben und eilte nach Wladimir zurück, damit seine Abwesenheit dort nicht bemerkt werde, da er sonst wegen dieses Ausflugs aus dem Exil ohne Erlaubniss strenger Strafe verfallen und vielleicht auf Lebenszeit nach Sibirien geschickt worden wäre. Zwei Monate vergingen nun in Vorbereitungen aller Art. Der Taufschein Nathalie's musste herbeigeschafft werden, die Fürstin hatte ihn in Verwahrung; ein Freund verschaffte einen anderen aus dem Archiv des Consistoriums, mittelst Geldgeschenken, Bitten, selbst Gastmählern etc. Herzen musste suchen Geld zu leihen, um die nöthigen grossen Ausgaben zu bestreiten, aber endlich war Alles bereit und er begab sich mit seinem treuen Diener Matvei, der ihm fast ein Freund war, auf die Fahrt. In Moskau ohne Hindernisse angelangt, stieg er bei einem andern Freund, der durch K. benachrichtigt war, ab, wo dieser ihn treffen wollte. Seine Ankunft verzögerte sich aber, da er am Sterbebett einer Freundin weilte, die

er nicht hatte verlassen können. Die Verzögerung versetzte Herzen in tödtliche Unruhe, denn in Moskau durfte er sich nicht lange aufhalten und die ganze Sache musste schnell abgemacht werden, wenn sie gelingen sollte. Endlich kam K. und brachte ihm den Segen der Sterbenden, einer vortrefflichen Frau, die er früher gekannt. Darauf gingen die zwei Freunde, um Nathalie, die vorbereitet war, zu holen. Herzen blieb mit der Frau des Freundes, die lebhaften Antheil an der Sache nahm, in peinvoller Erwartung zurück. Nach einiger Zeit, die den Wartenden eine Ewigkeit schien, erschien der Freund und rief schon von Weitem, es sei gelungen, K. sei mit Nathalie fort und erwarte Herzen ausserhalb der Stadt an einem bezeichneten Ort. Dieser warf sich schnell in eine Droschke und traf die Flüchtigen; Nathalie warf sich in seine Arme und sagte: »Für immer«. »Für immer«, wiederholte Herzen. Sie mussten in einem kleinen Gasthof verweilen und Matvei erwarten, der mit einem Reisewagen ankommen sollte. K. wurde besorgt, als dieser ausblieb, aber Herzen war unbesorgt, denn er wusste, dass die Fürstin zu stolz sei, sie polizeilich verfolgen zu lassen, dass sie ausserdem auch nichts thue, ohne den Senator zu fragen und dass dieser wiederum nichts thun lasse, ohne Herzen's Vater zu benachrichtigen, der Letztere aber nicht zugeben werde, dass man den Sohn mit der municipalen Polizei in Berührung bringe. Die

einzige, wirkliche Gefahr drohte nur von der geheimen Polizei dritter Abtheilung, dieser furchtbaren geheimen Macht, die über den Schicksalen der Russen schwebt. Aber Alles war mit solcher Raschheit ausgeführt, dass auch von dieser Seite nicht absolut etwas zu fürchten war und als endlich Matvei mit der Calesche kam, entliess der treue K. sie mit herzlichem Gruss und sie rollten, selig bewegt, dem kleinen Wladimir zu.

Dort angelangt, brachte Herzen seine Braut zu einer Familie, die er kannte, und begab sich sofort an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Alles war ihm günstig, selbst der Erzbischof, den er aufsuchen musste, um einen Priester zu bestimmen, die Trauung zu vollziehen, zeigte sich freundlich geneigt; zwei junge Leute, ein Offizier und ein Angestellter, die er kaum kannte, die er aber bat, seine Zeugen zu sein, willigten freudig ein, da sie sich durch sein Vertrauen geehrt fühlten, und als Alles bereit war, fuhren sie gegen Abend zu einer kleinen Kirche ausserhalb der Stadt; die sinkende Sonne grüsste sie mit feurigen Strahlen und die Verlobten sagten lächelnd: »Das ist unser Hochzeitsgeleit.« In der kleinen Kirche erwartete sie der Priester und die zwei Brautführer; ein alter Küster sang eine geistliche Melodie; ein Paar Kerzen erleuchteten die Kirche spärlich; der treue Matvei betrachtete das junge Paar mit Thränen in den Augen; der Erzbischof, der vorüber fuhr und

hörte, was sich in dem Kirchlein begebe, schickte ihnen seinen Segen und so wurde ihr Bund geschlossen.

In dem einfachen, fast ärmlichen Heim Herzen's hatte Matvei den alten Kronleuchter, der im Wohnzimmer hing, mit Lichtern versehen und diese angezündet und zwei Flaschen Wein herbei gebracht. Die wurden mit den zwei Brautführern geleert, wonach diese sich entfernten und das junge Paar seinem Glück überliessen.

Am folgenden Tag schrieb Herzen seinem Vater, bat, ihm nicht zu zürnen wegen der ohne seinen Willen vollzogenen Thatsache und ihm seine Vergebung und seinen Segen zu schicken. Der alte Jacovlev hatte die Gewohnheit, dem Sohn einmal die Woche einige Zeilen zu schreiben, auch diesmal schrieb er, aber nicht früher als gewöhnlich, äusserte sein Bedauern über das Geschehene, dem er sich nun unterwerfen müsse, da es vor Gott sanktionirt sei, fügte aber hinzu, dass, da der Sohn seinem Willen zuwider gehandelt habe, er nicht das Geringste der ihm bisher ertheilten Pension hinzufügen werde. Im heiteren Uebermuth des Glücks machte diese charakteristische Aeusserung des sich stets gleich bleibenden Wesens des alten Voltairianers das junge Paar herzlich lachen. Aber ihre ökonomische Lage war allerdings auf das Aeusserste beschränkt; das geborgte Geld war aufgebraucht; Matvei hatte sich aus Oekonomie zum Koch

gemacht, aber seine Kenntnisse in der Kochkunst reichten nicht weit und die Zusammensetzung der Mahlzeiten war oft höchst komisch; auch die Garderobe war so dürftig, dass sie eine Zeitlang nicht ausgehen konnten und wie Gefangene in ihrem kleinen Heim bleiben mussten. So blieb es beinah ein Jahr lang; dann sandte der älteste Bruder Nathaliens, der das väterliche Erbe allein besass (als der einzige legitime Sohn) eine Summe, mit welcher die Schulden bezahlt werden und eine geräumigere Wohnung genommen werden konnte. Auch der Vater schickte nun von Zeit zu Zeit kleine Extrasummen und so gestaltete sich das Leben auch äusserlich freundlich, da es sonst nichts zu wünschen übrig liess an tiefster Harmonie, an Liebesfülle, an Jugendlust und höchstem sittlichen und geistigen Ernst. Endlich krönte die Geburt eines Sohnes dieses reine Glück; das Höchste, was das Leben geben kann, war erreicht und es war natürlich, als im Jahre 1839 endlich die Erlaubniss kam, nach Moskau zurück zu kehren, dass Herzen sich fast schmerzlich ergriffen fühlte, den kleinen Ort zu verlassen, in welchem er das reinste Glück, das Sterblichen zu Theil werden kann, gefunden hatte, und sich wieder auf den grossen Lebensocean hinaus zu begeben, auf dem auch dem sichersten Schiffer Stürme und Gefahren drohen, über die er nicht Herr ist. In Moskau wurde er von dem Kreise junger Männer, die sich inzwischen

um den auch aus dem Exil zurückgekehrten Ogarev gesammelt hatten, freudigst empfangen und alsbald in die philosophischen Discussionen hinein gezogen, welche damals die Moskauer Jugend unter dem Einfluss der Philosophie von Hegel ganz und gar beschäftigten. Aber sein Aufenthalt in Moskau dauerte nicht lange. Auf Betrieb seines Vaters war ihm eine für seine Jugend angesehene Stellung im Ministerium zu Theil geworden und er musste, Ende des Jahres 1840, mit seiner Frau nach Petersburg ziehen. Bei seiner Abreise ermahnte ihn sein Vater, vorsichtig zu sein, da man dort überall von Spionen umgeben sei. Denselben Rath erhielt er gleich nach seiner Ankunft von mehreren befreundeten Menschen, und Alles, was er in der Hauptstadt sah und hörte, flösste ihm den tiefsten Widerwillen ein. Er war aber kaum in seine neuen Funktionen eingetreten, als man ihn schon wieder verdächtigt und beschuldigt hatte, eine Criminalgeschichte, die ganz Petersburg besprach, wiederholt zu haben mit hinzugefügten Bemerkungen gegen die Regierung; der Czar Nicolaus hatte ihn daher auf's Neue nach Wiatka verwiesen. Mehrere der einflussreichen Männer jedoch, selbst der Chef der geheimen Polizei, General Dubelt, verwendeten sich für ihn und so wurde ihm erlaubt, eine weniger entfernte Provinzialstadt als Wiatka zu wählen. Er wählte Novgorod, woselbst er eine Stelle in der Verwaltung zu übernehmen hatte. Nach

sechs Monaten dieser Arbeit aber war er so empört und mit Ekel erfüllt durch Alles, was er sah und hörte, dass er Krankheit vorschützte, um nicht mehr in das Bureau zu gehen. Inzwischen hatten seine Freunde Alles in Bewegung gesetzt, um ihm die Erlaubniss zur Rückkehr nach Moskau zu erwirken, und die Kaiserin selbst hatte bei einem Familienfest ihren Gemahl gebeten, diese Erlaubniss zu ertheilen. Es war ihr gelungen, sie zu erhalten unter dem Vorwand, dass Herzen's Frau krank und die Rückkehr nach Moskau ihr nothwendig sei. Darauf schrieb der Graf Benkendorf, der damals allmächtige Minister: es sei Herzen erlaubt, seine Frau zu begleiten. Sie beeilten sich, die elende kleine Stadt zu verlassen im Juli 1842.

Eine grosse Muthlosigkeit hatte sich Herzen's bemächtigt in der sinn- und geistlosen Thätigkeit, zu der er in diesem Bureauleben verurtheilt war neben dem Abscheu, den ihm der Einblick in die tiefe Corruption in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens einflösste. Der Drang nach edler Bethätigung der ihm innewohnenden geistigen Kräfte, der in der Oede dieses Lebens keinen Ausweg fand, verdüsterte seine Stimmung und lag schwer auf seinem Gemüth, so dass auch Nathalie anfing, deshalb zu leiden, weil sie sah, dass ihre Liebe nicht mehr allein im Stande war, sein Leben auszufüllen und ihm ein heiteres Genüge zu geben. Nach Moskau zurückgekehrt in den geistig

so bedeutend angeregten Kreis junger Kräfte und hervorragender Menschen, wie der geistvolle Belinski, der vortreffliche Granofski u. A., beruhigten sich diese Krisen wieder und es begann nun für Herzen die eigentliche Entfaltung seiner Manneskraft und Thätigkeit. Sein selbstgewählter Name wurde bald hervorragend und geschätzt in der russischen Litteratur durch Schriften wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, und er zog es in edlem Selbstgefühl vor, diesen Namen beizubehalten, als sein Vater ihn legitimiren und dadurch berechtigen wollte, Namen und Fürstentitel der alten Familie Jacovlev anzunehmen. Durch sich selbst wollte er den Namen adeln, den er trug, und er hat Wort gehalten. Der Name Jacovlev ist vergessen; der Name Herzen bleibt nicht nur in Russland ein Name von bedeutungsvollem Klang, der immer auf's Neue ruhmvoll tönt, wie sehr man seinen Schall auch zu ersticken versucht hat, sondern auch im Westen Europas, ja in der ganzen gebildeten Welt ist dieser Name bekannt, von Manchen gefürchtet, von Vielen geliebt und verehrt, von Allen anerkannt als einem Manne angehörig, der unter die bedeutendsten Gestalten der Mitte und zweiten Hälfte des eben beendeten Jahrhunderts gezählt werden muss.

Der Tod seines Vaters, der im Mai 1846 starb, löste für Herzen die engeren Bande, die ihn an Moskau knüpften, und entflammten seine Sehnsucht, den Westen Europas kennen zu

lernen, besonders Paris, welches den jungen Russen das Eldorado der Freiheit und der Bildung schien. Das Vermögen, das ihm sein Vater hinterliess, setzte ihn in den Stand, diesen Wunsch erfüllen zu können, aber die formellen Schwierigkeiten, um die Erlaubniss und einen Pass zur Reise zu erhalten, schienen unübersteigliche Hindernisse werden zu wollen. Er stand noch immer unter polizeilicher Aufsicht, wie ihm das gleich bei seinem Abschied von Novgorod angekündigt worden war und es bedurfte abermals eines Vorwandes: die Gesundheit seiner Frau, die ein ausländisches Bad besuchen müsse und der dringenden Verwendung angesehener Personen, bis ihm endlich ein Pass für ein Bad im Ausland zu Theil wurde. Am 21. Januar 1847 verliess er Moskau mit den Seinen, seine Mutter mit eingeschlossen. Eine Menge Schlitten folgten den Reisenden bis zur ersten Poststation und hier nahmen die Freunde tiefbewegten Abschied von ihnen, nicht ahnend, dass 23 Jahre später, auch am 21. Januar, diese geist- und lebenvolle Persönlichkeit Abschied vom Leben nehmen werde, ohne das Vaterland, das er so sehr liebte und für das er zu kämpfen entschlossen war, wiedergesehen zu haben.

Die Reise ging direkt ohne Aufenthalt nach Paris. Hier bildete sich alsbald ein Kreis bedeutender Menschen um den kühnen, die höchste Freiheit des Gedankens in geistvoller

Dialektik äussernden Russen. Männer aller Nationalitäten schaarten sich um ihn und als die revolutionäre Bewegung in Frankreich, Italien und Deutschland begann, stürzte er sich mit feuriger Hingebung mit in den Kampf. »Die Ferne lockte mich in das weite Feld der That, eröffnet durch den Kampf des freien Wortes,« schrieb er später an Freunde in Russland, »ich dürstete nach einer unabhängigen Arena, ich wollte meine Kräfte ohne Hindernisse erproben«. Aber die freudige Erregung, die ihn mit der vollen Gluth seines feurigen Temperaments in die revolutionäre Bewegung des westlichen Europa's gezogen hatte, musste bald der schmerzlichsten Enttäuschung weichen, als seine Ideale, anstatt sich zu verwirklichen, von der reaktionären Uebermacht erdrückt, in den Staub sanken, als persönliche Kränkungen und herbe Verluste sein Herz unheilbar verwundeten und seinen Glauben nach allen Seiten hin erschütterten. »Alles ist eingestürzt,« schrieb er später, »die Freiheit der Welt und das persönliche Glück! Die Revolution und der häusliche Herd, die Republik und das Dach meines Hauses!« aber er ermannt sich und setzt hinzu: »Keine Schwachheit! Wer überleben hat können, muss den Muth haben, sich zu erinnern.«

Diese Worte charakterisiren die Natur Herzen's, diese feurige Kämpfernatur, die der gewaltige Intellekt auch über einen Abgrund

der tiefsten Seelenschmerzen zum Sieg durch die That erhebt. Doch hatte er während der ersten Zeit der revolutionären Erhebung Momente der schönsten Begeisterung erlebt, besonders als er im Anfang der Bewegung mit den Seinen und einer befreundeten russischen Familie nach Italien und Rom eilte, wo die Sonne der Freiheit in leuchtender Klarheit aufgehn zu wollen schien. Er gedachte dieser Momente in Rom mit besonderer Innigkeit und sagte: »Es ist wahr, dass, ehe ich nach Rom kam, das Paris von 1847 mich erschrocken und voller Zweifel gelassen hatte, aber ich wurde bald wieder hingerissen durch die Ereignisse, welche hier um mich her in dem prachtvollen Rahmen von Italien vor sich gingen. Ich habe die Revolution am Fusse des Vesuvs gesehen; ich sah sie vor dem Vatikan; ich sah den König von Neapel vom Volk bezwungen und den Papst demüthig um das Almosen der Popularität bitten — und ich fing wieder an, leidenschaftlich zu glauben — es war eine Trunkenheit, ein Fieber, ein Sturmwind, der Alles fortriss, Alles aufwühlte; ganz Europa stand auf, schritt vorwärts — ich stürzte mich in den Wirbel — als ich anfing, wieder zu mir selbst zu kommen — war Alles verschwunden; die Nachtwandlerin, durch den Ruf der Polizei erschreckt, war vom Dache gefallen. Denn es war ein Anflug von Somnambulismus in dem Allen und nicht ein Erwachen.«

»O Rom, wie liebe ich es, an Dich zu denken, mir wie ein Geiziger über seinen Schätzen Tag für Tag, Stunde für Stunde meine Begeisterung für Dich zurück zu rufen! — Es ist Nacht, der Corso ist überfüllt mit Menschen; hie und da leuchten Fackeln; in Paris ist schon seit einem Monat die Republik proklamirt; aus Mailand lauten die Nachrichten, dass man sich schlägt, dass das Volk den Krieg gegen Oesterreich fordert; man sagt, dass Karl Albert mit seinen Truppen dazu bereit ist; das Gerede der aufgeregten Menge gleicht dem wechselnden Gebraus der heranrollenden und entfliehenden Wogen. Das Volk ordnet sich in Colonnen: »Vorwärts zum piemontesischen Gesandten, um zu fragen, ob der Krieg wirklich erklärt ist!

In die Reihen! in die Reihen, wenn Ihr für uns seid! ruft man uns zu.

Wir sind Fremde!

Desto besser, willkommen! Ihr seid unsere Gäste!

Und wir treten in die Reihen.

»Die Fremden voran! die Gäste voran, besonders die fremden Frauen!«

Und die Masse des Volkes theilt sich mit Jubel in zwei Hälften. Ciceruacchio, der Führer des Volks, und ein junger bleicher Römer, der die Fahne trägt, durchschreiten die Reihen und kommen, uns die Hand zu drücken. »Die fremden Frauen unter die Fahne!« ruft das Volk. Der Volkstribun

schreitet voran; mit der Fahne kommen meine Frau und die Töchter der befreundeten russischen Familie; dann der Zug der zehn- oder fünfzehntausend Menschen, der sich wie eine Riesenschlange von der Piazza del Popolo, den Corso entlang, durch die ewige Stadt windet, mit der majestätischen vornehmen Grazie, die nur der Römer besitzt und die gleich weit entfernt ist von dem soldatischen Marsch der Franzosen, wie von dem undisciplinirten Durcheinander der Engländer. Die ersten Reihen treten in den Palast des Gesandten ein. Nach einigen Minuten öffnet sich die Thüre des Balkons, der Gesandte tritt heraus und bestätigt die Nachricht. Ein Sturm der Begeisterung empfängt dieselbe unten. Ciceruacchio steht neben dem Gesandten und neben ihm, unter der Fahne, vier junge russische Frauen, alles hell von Fackeln und Candelabern beleuchtet. Ich sehe sie noch, als wäre es gestern gewesen, auf dieser steinernen, heraustretenden Tribüne eines alten Palastes und unten das hoch erregte Volk, welches in seinen Ruf nach Krieg und seine Drohungen öfter die Worte mischte: »Es leben die fremden Frauen! Vivat die fremden Schwestern!«

In England hätte man uns ausgepfiffen und beleidigt; in Frankreich uns für russische Agenten gehalten; aber der aristokratische Proletarier, der Nachkomme des Marius und der Tribunen, grüsste uns mit aufrichtigem

Wohlwollen. Er adoptirte uns in dem europäischen Kampf und so kommt es auch, dass sich das Band der Liebe nur mit Italien nie zerrissen hat, diese Erinnerung des Herzens wenigstens bleibt unbefleckt.

Welch seltsamer Traum! Aber ich beneide die Klugen nicht, die damals nüchtern blieben, nicht mit einem Lächeln der Hoffnung auf den Lippen einschliefen. Das Erwachen kam nur zu bald! Der unerbittliche Macbeth der Realität erhob schon die Hand, um den Schlummer zu tödten. ‚My dream was past, it had no further change!'«

Nach den schönen Tagen in Italien, die aber auch dort schon in Enttäuschung endeten, ging Herzen mit den Seinen in die Schweiz. In Genf schrieb er in deutscher Sprache, wobei ihm der deutsche Revolutionär Fr. Kapp behülflich war, das merkwürdige Buch »Vom andern Ufer«, in das seine glühende Seele den ganzen Strom von Schmerz, Enttäuschung und Zorn über die zerstörten Ideale ergoss und mit der geistvollsten Dialektik und mit unerbittlicher Logik die miterlebten Ereignisse, besonders die Junitage 1848 und die brutale Freude der Sieger, der sogenannten Republikaner, den Präsidenten Cavaignac an der Spitze, geisselte. Dieses Buch, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben, bleibt eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte jenes kurzen Zeitraumes von 1848 bis 50. Es ist vollständig

unparteiisch, denn der Verfasser war ein Ausländer, den kein materielles oder Partei-Interesse bei den Vorgängen beeinflusste, sein Urtheil war das einer grossen Intelligenz und einer von edelster Humanität und reinstem Freiheitsdrang erfüllten Seele. Wenn man es jetzt, fast fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen, wieder liest, muss man erstaunen, wie klar damals schon das helle Auge dieses Russen bis auf den Grund der Uebel drang, an denen unser westliches Europa bis auf den heutigen Tag krankt, und noch ist nichts über jene Zeit geschrieben, was überzeugender die innere Wahrheit des Vorgefallnen darthut. Aber ausser der mit dem eignen Herzblut geschriebnen Darstellung der westlichen Ereignisse brachte es auch eine Betrachtung über russische Zustände, die nach Custine und Haxthausen als die dritte, aber bei Weitem vollständigere Offenbarung über das ferne Ostreich, dem Buche noch ein besonderes Interesse verlieh. Durch dieses Buch wurde Herzen's Name im westlichen Europa, besonders in Deutschland, zuerst bekannt, und zwar nicht nur bloss in litterarischen Kreisen; ich z. B. erhielt es aus der Hand eines Arbeiters in Hamburg, der es mir mit den Worten brachte: das ist auch Einer von den Unsern *). Von Genf kehrte Herzen allein auf kurze Zeit nach Paris zurück, wo ihn

*) s. Memoiren einer Idealistin.

besondere Freundschaft an Proudhon fesselte, dem er, mit der grossmüthigen Freigebigkeit, die in seiner Natur lag, bedeutende Summen zur Herausgabe seines Journals zur Verfügung stellte. Doch konnte seines Bleibens da nicht lange sein, denn die Polizei der Republik, in der sich der Staatsstreich und das Kaiserreich vorbereitete, ahnte in dem geistvollen, feurigen Russen einen nicht zu verachtenden Gegner und wiess ihn aus. Ebenso war ihm bereits die Rückkehr nach Russland unmöglich gemacht, da sein Name schon einen zu revolutionären Klang hatte. Er wählte nun Nizza zum vorläufig festen Aufenthalt, miethete eine schöne Villa und begab sich mit seiner Familie dorthin. Hier fand er sich in einem Kreis italienischer politischer Flüchtlinge, welche aus Neapel, Rom, Toskana vertrieben, hier in dem freisinnigen Piemont, das bereits für seine künftige Stellung wirkte, Zuflucht suchten. Aber es warteten seiner hier schwere Schicksalsschläge, die ein minder starkes männliches Herz gebrochen haben würden. Seine Mutter, eine noch kräftige, lebensvolle Frau, war mit ihrem Lieblingsenkel, dem zweiten Sohn Herzen's, und dessen Lehrer nach Paris zum Besuch von Freunden gereist und man erwartete ihre Rückkehr in der dazu festlich geschmückten Villa. Das Dampfschiff sollte sie von Marseille her bringen, und die Familie eilte zum Hafen, die Ankunft desselben zu erwarten. Aber statt des Gehofften kam ein

anderes Schiff und auf demselben die Kammerfrau von Herzen's Mutter, die schreckliche Kunde bringend, dass bei den Hyerischen Inseln ein Zusammenstoss der beiden Fahrzeuge stattgefunden habe, dass das Schiff, welches die Erwarteten trug, zum Sinken gebracht sei und dass die Letzteren den Tod in den Wellen gefunden hätten. Die verzweifelte Zofe war von dem unbeschädigten Schiff aus gerettet worden. Die Gesundheit von Nathalie Herzen, welche der Geburt eines Kindes entgegen sah, wurde so heftig von der furchtbaren Nachricht erschüttert, dass sie krank wurde und nach einigen Monaten mit dem neugebornen Kind starb. An ihrem Todbett kam die Erzieherin der Kinder Garibaldi's mit ihren Zöglingen (die in dem damals noch italienischen Nizza, dem Geburtsort des Vaters, lebten) zu beten, und ein Kreis edler italienischer Patrioten umgab den schwer getroffenen, russischen Gesinnungsgenossen, als er am Abend, beim Scheine der Fackeln, mit seinen kleinen Waisen an dem offnen Grabe stand, in das man die Hülle der so tief geliebten Frau senkte. Die Poesie seines Lebens war dahin; ihm blieb nichts mehr als die That, die revolutionäre That für das ferne Vaterland, das er nicht mehr betreten durfte, der Kampf, geführt mit den Waffen eines an der Erfahrung zur höchsten Freiheit des Gedankens gereiften Geistes, der Same, ausgestreut auf die noch jugendfrische Erde Russlands, in der

er eine reiche Saat aufgehn zu sehen die Hoffnung hatte.

Um dies zu können, blieb ihm nur eine Zufluchtsstätte. Er verliess Nizza, wo ihm die wohlthätige Pracht des Südens nun mit schwarzen Wolken verschleiert war, brachte seine kleinen Töchter nach Paris zu Freunden und kam nach London mit seinem jungen Sohn und einem Gefährten aus der Emigration, der sich ihm für einige Zeit angeschlossen hatte. Hier lernte ich ihn im Hause Kinkel's kennen, wie ich an einem anderen Ort erzählt habe *). Ich kannte ihn bisher nur, wie schon gesagt, aus seinem, mich so tief sympathisch berührt habenden Buch »Vom andern Ufer«, und die persönliche Bekanntschaft fügte dem Eindruck, den mir das Buch gemacht hatte, den einer ungewöhnlich bedeutenden und sympathischen Individualität hinzu. Ich sah ihn aber wenig in der ersten Zeit, da er alsbald an die Ausführung seines Plans zu einer litterarischen Thätigkeit für das Beste der Heimath ging und eine freie russische Presse auf seine Kosten in London gründete. Im Anfang brachte dieselbe nur Flugblätter und kürzere Abhandlungen, die zum grössten Theil gegen das an Polen verübte Unrecht gerichtet waren und den Polen Worte der Versöhnung entgegenbrachten. Diese Worte eines Russen fanden in der zahlreichen pol-

*) »Memoiren einer Idealistin.«

nischen Emigration in London enthusiastischen Beifall, und der edelste dieser Polen, Graf Stanislaus Worcell, der für seine Treue im Kampfe für die Unabhängigkeit Polens Alles geopfert hatte, kam Herzen in tiefer Rührung entgegen und schloss sich ihm in einer Freundschaft an, die nur im Tod ihr Ende fand.

Doch trieb ihn sein Herz auch wieder, Alles um sich zu vereinen, was ihm der Tod noch Liebes gelassen hatte; er wollte seine kleinen Mädchen bei sich haben und es musste wohl ein Zug gegenseitiger Sympathie sein, der ihn veranlasste, brieflich meinen Rath zu verlangen, wie er das Leben der Kleinen einrichten solle, da er sie des orthodoxen, conventionellen Zwanges wegen in keine englische Erziehungsanstalt oder Schule schicken wollte. Als ich ihm auf seine Anfrage, ob ich mich der Kinder annehmen könne, zusagte und ihm dabei meine warme Theilnahme für seine persönlichen Schicksale aussprach, schrieb er mir wieder:

»Sie erinnern mich durch Ihre Freundschaft an meine entschwundene Jugendzeit. Ihre Freundschaft ist eine thätige, das ist die einzige, die ich verstehe, die ich selbst habe. Passive Freundschaft hat man von allen Seiten, l'amitié raisonnée, collaboration, conspiration, framaçonnerie, die Freundschaft der Glaubensgenossen — aber alles das ist unbestimmt und abstrakt. Ich danke Ihnen auf das Wärmste, mich daran erinnert zu haben, dass es eine

andere, menschlichere, persönlichere Sympathie giebt, in diesem vacuum horrendum, mit dem uns die Welt umgiebt. Glauben Sie mir, dass trotz meines Aeussern à la Falstaff es kein noch so zartes, kaum fassbares, echtes Gefühl giebt, welches nicht ein Echo in meinem Herzen fände.«

Nach der Ankunft der kleinen Mädchen, welche von einer deutschen Bonne beaufsichtigt wurden, übernahm ich es, der Aelteren (die Andere war noch zu klein) Stunden zu geben und das Leben der Kinder etwas zu überwachen. Als der Sommer kam, ging ich zur Erholung von dem anstrengenden Leben in London eine Zeitlang an das Meer in einen kleinen, ziemlich einsamen Badeort, Broadstairs genannt, und Herzen versprach, mit den Kindern auch dahin zu kommen. Als dies nicht geschah, fragte ich brieflich nach dem Grund und sagte im Scherz, dass ihn die Meereinsamkeit wohl erschrecke. Darauf schrieb er, beinah verletzt, dass ich nicht glauben solle, dass ihm das Treiben der grossen Stadt noch etwas bedeute und fügte hinzu: »Ich habe »ein Leben in die Breite gehabt, ein Leben des »entraînement und des Glücks — tempi passati! »Was mir noch geblieben ist, das ist die Energie »des Kampfes — und ich werde kämpfen, der »Kampf ist meine Poesie. Alles Uebrige ist »mir beinah gleichgültig. Und Sie glauben, »dass mir etwas daran liegt, ob ich in London »oder Broadstairs bin? Ich sagte Ihnen vor einiger

»Zeit, dass Sie die einzige Person sind, mit der »ich nicht nur freiwillig über allgemeine Dinge »von Bedeutung spreche, denn das thue ich mit »allen Menschen, die ich achte, sondern auch »über intimere Angelegenheiten. Die Wohl- »that, das zu können, wiegt, denke ich, die »kleinen Mängel eines derartigen Aufenthalts »mit solchem Reichthum auf, dass sie nicht »mehr der Erwähnung werth sind.«

Es kamen dann aber auch, trotz seines Kampfesmuths, Stunden tiefster Melancholie und elegischer Stimmungen über ihn und so schrieb er mir in einem anderen Brief in Antwort auf eine Bemerkung meinerseits: »Sich todtschiessen? Man tödtet sich nicht »in Folge eines Raisonnements; die Kugel ist »kein Syllogismus. Nur einmal in meinem »Leben habe ich an Selbstmord gedacht, »Niemand hat jemals etwas davon gewusst. »Ich schämte mich, es einzugestehen und mich »jenen Elenden gleichzustellen, welche den »Selbstmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine »Leidenschaft mehr, die stark genug wäre, »mich zum Selbstmord zu treiben. Ich habe »sogar einen ironischen Wunsch, eine blosse »Neugierde, zu sehen, wie Alles weiter gehen »wird. Vor zwei Jahren schrieb ich einem »Freund: ich erwarte nichts mehr für mich; »nichts wird mich mehr sehr erstaunen, nichts »mehr sehr erfreuen. Ich habe so viel Kraft »der Gleichgültigkeit, der Resignation, des »Skepticismus, des Alters erlangt, dass ich alle

»Schläge des Schicksals überleben werde, ob-
»gleich ich weder wünsche lange zu leben, noch
»bald zu sterben. Das Ende wird kommen,
»wie der Anfang gekommen ist, durch Zufall,
»ohne Bewusstsein oder Vernunft. Ich werde
»es nicht zu beschleunigen suchen, noch es
»fliehen.

»Diese Zeilen waren in vollster Aufrichtigkeit
»geschrieben, denken Sie darüber nach. Sie
»könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn
»ich mich beklagte. Aber ich beklage mich
»niemals, ausser wenn eine Freundeshand an
»die schmerzlichen Saiten rührt. Sonst spreche
»ich von Revolution, demokratischen Comités,
»von Mailand, Amerika, der Moldau, kurz
»allem Möglichen. Viele Leute halten mich
»für den zufriedensten Menschen auf der Welt,
»Andere, wenn sie mich nachdenklich sehen,
»schreiben es politischem Ehrgeiz zu.

»Aber ja, es kommen noch Augenblicke,
»wo ein Sturm im Herzen tobt. Wie man
»sich da nach einem Freunde sehnt, nach einer
»Hand, einer Thräne — es wäre so viel zu
»sagen — dann wandere ich durch die Strassen
»— ich liebe London bei Nacht — ich gehe
»allein, gehe immer zu — an einem der letzten
»Tage war ich auf der Waterloo-Brücke —
»es war kein Mensch da ausser mir. Ich
»setzte mich eine lange Weile hin — mein
»Herz war so schwer — ein Jüngling von
»vierzig Jahren! — Aber auch das geht vor-
»über! Und nun genug davon! Ich liebe es

»nicht, mich in diesen lyrischen Ergüssen gehen »zu lassen.«

Ich versuchte dann in meiner Antwort seinem Skepticismus die Ansicht gegenüber zu stellen, dass das Leben kein blosses Auf- und Untergehen ohne anderen Zweck als den der Neuheit sei, das blosse Spiel einer kalten Nothwendigkeit oder eines Zufalls, der nach Momenten eines Scheinglücks von Liebe, Schönheit, Geist uns wieder in das Nichts der Materie entliesse. Auch angenommen, dass die individuelle Entwickelung an den Organismus gebunden sei und mit ihm vergehe, so werde doch die Gesammtentwickelung des Bewusstseins gleichsam ein Konkretes, ein Allgemeines von Geist über der Welt, welches zu neuen Idealen fortschreite, zu dem vollkommneren Kunstwerk des Daseins, zu dem die vorhergehenden Epochen den Weg gebahnt und dass sich so, nach allem bitterem Kampf und Schmerz, die Einheit des Lebens wiederherstelle. Er erwiderte:

»Ich thue es nicht zum Schein, wenn ich »mich mit der Moldau, mit Louis Napoleon »oder dergleichen Dingen beschäftige; nein, ich »werde leicht fortgerissen und dann bemächtigt »sich meiner ein wahres, wenn auch nicht tiefes »Interesse. Diese Leichtigkeit, mich hinreissen »zu lassen, und eine grosse Beweglichkeit und »Eindrucksfähigkeit tragen zu meiner Genesung, »zu meiner Gesundheit bei, also ist das Alles »kein Schein. Und auch jene Momente der

»Thätigkeit im Traurigen, wie die auf der »Waterloo-Brücke, fliehe ich durchaus nicht; »ich schäme mich im Gegentheil, dass sie zu »selten sind. Es ist sonderbar, dass ich Ihren »Gesichtspunkt beinah theile und doch ist ein »Unterschied da. Nein Liebe, Glück, Freund»schaft, Hingebung sind keine Täuschungen, »aber sie sind vergänglich, wie das Leben »selbst. Ich bin sehr glücklich gewesen; ich »habe die Heiterkeit gehabt, von der Sie »sprechen; ich fühlte mich so gut zu Hause »in dieser Welt — und nun ist es genug, es »giebt kein chronisches Wohlsein. Für das »Individuum ist Alles zu Ende; aber nicht für »die Rasse, für die grosse Mitte, und sie sehen, »wie die Natur ökonomisch ist, ich bleibe »thätig. Die Briefe aus Russland sind gut; »ich gestehe Ihnen, dass ich heisse Thränen ge»weint habe, als ich sie las. Ich steige dort »mehr und mehr in die Höhe, das ist ein »Beweis, dass das, was gethan werden musste, »geschieht.«

Und wirklich nahm seine politische Thätigkeit immer grössere Proportionen an. Nach meiner Rückkehr vom Meer hatte ich mich entschlossen, die Erziehung der kleinen Mädchen ganz zu übernehmen und dem häuslichen Leben wieder eine geordnete Gestalt zu geben, da Herzen selbst dies nicht vermochte und doch tief unter der Zerstörung desselben, besonders der Kinder wegen, litt. Ich zog zu dem Zweck ganz in das Haus und wurde nun

Zeuge der unermüdlichen Arbeitskraft und Thätigkeit und der unverwüstlichen Geistesfrische Herzen's. Seine Verbindungen mit Russland wurden immer eifriger; es waren nicht länger bloss die Polen, die sich erfreut und dankbar diesem Russen zuwandten, dessen gerechter Sinn, die an ihnen verübte Gewaltthat geisselnd, ihnen zur Versöhnung die Hand reichte. Es kamen ihm jetzt Briefe und Dokumente aller Art aus Russland zu, die ihn über die dortigen Zustände, die Massregeln der Regierung und die Missbräuche der Beamten unterrichteten und ihn zu Veröffentlichungen anregten, welche bald auf geheimem, aber sicherem Wege in Russland eingeführt wurden und eine wahre Begeisterung in dem freisinnigen Theil der russischen Gesellschaft hervorriefen. Die Besuche von russischen Reisenden, welche nach London kamen, mehrten sich; obgleich es immer ein Wagniss blieb, wenn entdeckt, Herzen zu besuchen, der nun schon ein Geächteter im Vaterland war, dessen unbewegliches Vermögen man confiscirt und dessen Namen man als den eines Schuldigen verpönt hatte. Einer von diesen Besuchern erzählte, wie ihm in der Postkutsche auf der Strasse nach Sibirien ein Reisender eines der Flugblätter Herzen's unter dem Siegel der Verschwiegenheit gezeigt habe; wie diese Blätter heimlich von Hand zu Hand gingen und man sogar in den Regierungslocalen, den Archiven und Bibliotheken Nachts

aufbleibe, um Copien zu verfertigen und zu vertheilen. Als im Jahre 1855 die Nachricht vom Tod des Kaisers Nicolaus kam, entstand in Herzen der Gedanke, eine grössere Monatsschrift herauszugeben unter dem Titel: »Polarstern«, den einst das Journal der fünf von Nicolaus geopferten Märtyrer der Revolution von 1825 getragen hatte. Hier fanden nun längere Aufsätze politischen und socialen Inhalts Platz, und zwar nicht nur allein von Herzen, sondern auch von bedeutenden russischen Persönlichkeiten, welche ihm dieselben zuschickten. Die Einführung seiner Schriften in Russland und die Sendungen von dort wurden immer besser organisirt und erreichten ihren Zweck, trotz der Aufmerksamkeit der russischen Polizei. Ich hatte mich zu der Zeit, besonderer Verhältnisse wegen, von der Familie Herzen getrennt, war aber in eifriger Correspondenz mit ihm. Er schrieb mir fortwährend von der Menge Russen, die ihn zu besuchen kamen und ihm von dem Einfluss erzählten, den seine Schriften in Russland hätten, wie die Beamtenwelt sie verabscheue, die Jugend aber von nichts Anderem wissen wolle, als vom »Polarstern« und den anderen Schriften. Im Jahre 1857 war dem Polarstern in Folge dieses beispiellosen Erfolgs die Veröffentlichung einer Wochenschrift mit dem Titel: »Die Glocke« gefolgt; an ihrem Inhalt betheiligte sich nun auch Herzen's intimster Jugendfreund, Ogarew, der gekommen war,

mit ihm zu bleiben. Diese »Glocke« wurde in der That mit ihrem Läuten ein Weckruf für die freien Geister in Russland. Aber auch der Kaiser Alexander II. las sie und sie hatte entschiednen Einfluss auf seine Entschliessungen. Herzen schrieb mir: »Alexander II. wird zum »grossen Mann; er hat im Ministerrath be»fohlen, eine Vorlage zu bereiten, um endlich die »Rangunterschiede im Civildienst abzuschaffen. »Er geht nach unserm Programm vor.« Und weiter: »Haben Sie gelesen, dass der Adel »von Nischnei die Bauern befreien will? Das »ist sehr wichtig, denn Nischnei ist central. »Wir haben aber auch schlechte Nachrichten; »der Adel im Norden und Osten macht da»gegen offne Opposition. Sie können denken, »wie wir diese Bestien in der Glocke geisseln »werden.« — — — ‚Ich habe einen Menschen »gesehen, welcher die Geschichte von K. genau »kennt.‘ (K. war in London bei Herzen ge»wesen und nachher in Petersburg verhaftet »worden.) K. hat es absolut verweigert, die »Leute zu nennen, mit denen er in Russland »verkehrt hat; er hat nur von mir und Ogarew »gesprochen. In dem Bericht Schuwalow's an »den Kaiser ist dies erwähnt und dieser hat »dazu geschrieben: ‚Sagen Sie ihm, dass ich »anfange, ihn deswegen zu achten.‘ Welche »Lehre für die feigen Angeber! — M. hat »Personen denuncirt, welche bei mir waren, »der Kaiser hat gesagt: lassen Sie sie ruhig. »Man schreibt uns von allen Seiten, vor allen

»Dingen nur die Frage der Aufhebung der »Leibeigenschaft zu fördern. Ein Grundbesitzer »von Tambow aber hat öffentlich in der Ver»sammlung des Adels gesagt, dass der Kaiser »eine Insurrection der Bauern herbei führen »werde und dass die Regierung nicht verstehe, »dass die Emanzipation der Bauern zum »Sozialismus führe. Die Rede dieses Kerls »habe ich heute bekommen und morgen wird »sie in der ‚Glocke' gedruckt.«

Seinem kühnen Vorgehen setzte man aber auch immer schärferen Widerstand entgegen. Schon im Jahre 1858 schrieb mir Herzen: »Der »Krieg gegen uns hat begonnen. Die russische »Gesandtschaft dringt darauf, uns alle Ver»bindungswege durch Deutschland abzu»schneiden. Man ist in Correspondenz mit der »preussischen Regierung, es heisst: ‚Das Auf»sehen und der unerhörte Lärm, den diese »russischen Schriften im Lande hervorrufen, »legen uns die Pflicht auf etc.'

»Ein solches Geständniss der Schwäche ist »10,000 Francs werth. Sein Sie gewiss, dass »das Alles nicht vom Kaiser kommt, sondern »von der Camarilla, die unsere Enthüllungen »fürchtet.«

Es kam aber zu wirklichen Drohbriefen, worin man sogar mit Mord drohte. Darauf druckte Herzen in der Glocke einen Brief voller Ironie an den russischen Gesandten in London, der seinen damaligen Styl charakterisirt:

»Herr Baron! Sie erwarten sicher nicht, »von mir einen Brief zu erhalten. Es erstaunt »mich selbst, aber es ist im Interesse der »Regierung, welche den Vortheil hat, von »Ew. Excellenz vertreten zu sein, dass ich bitte, »einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit in »Anspruch nehmen zu dürfen. Ich werde kurz »und sparsam mit Worten sein.

»Zunächst vermuthe ich. Sie wissen, dass »Ogarew und ich Redakteure einer russischen »Zeitung sind, welche den Namen ‚Glocke' »führt. Als solche haben wir kürzlich mehrere »Briefe, voll von gemeinen Ausdrücken und »von Drohungen, erhalten. Man droht, Ogarew, »Prinz Peter Dolgoruky und mich ermorden »zu wollen. Dies hätte mich aber noch nicht »bestimmt, Ihnen zu schreiben. Jedoch vor- »gestern erhielt ich in Gegenwart mehrerer »Zeugen zwei Briefe, in denen ein unbekannter »Freund mir die Absicht der Petersburger ge- »heimen Polizei mittheilt, mich zu entführen »oder zu tödten, um unseren Veröffentlichungen »ein Ende zu machen. Die erste dieser Ab- »sichten, Herr Baron, ist nicht zu beachten, »sie ist zu lächerlich; mich bärtige Proserpina »und Schuwalow, Adjutant Sr. Majestät Pluto!! »das ist zu grotesk, um möglich zu sein. Es »bleibt also der Mord! Wer aber hat diesen »Mordversuch befohlen? Der Verdacht würde »natürlich auf das erhabne Haupt Sr. Majestät »des Kaisers fallen, ich bin aber vollständig »überzeugt, dass er dessen unfähig ist. Sie

»werden wohl wissen, dass der Kaiser und »ich in vielen Punkten total verschiedner »Meinung sind, aber das ist doch nicht hin»reichend, um Mörder nach mir auszusenden — »ich würde das nie thun. Es passt das auch »gar nicht zu dem ritterlichen und sanften »Charakter Alexander's II., auch nicht zu den »Traditionen seiner Familie, er ist weder »Corse noch Borgia, um mit dem Stilet zu »spielen. Ich weiss wohl, Herr Baron, dass »man mir sagen könnte, es hätte Fälle ge»geben, wo man der Natur etwas zuvor»gekommen sei und den Lauf der Dinge be»schleunigt hätte, aber das ist doch immer »nur in der grössten Intimität zwischen Mann »und Frau etwa oder Vater und Sohn ge»schehen. Ich beanspruche nicht, auf solchem »Fuss mit Sr. Majestät zu stehen, um ein »Recht auf so viel Familiarität von seiner »Seite zu haben.

»Ich weise also jeden Verdacht von der »Person Alexander II. ab. Wäre es Graf Schu»walow? Die Briefe sprechen gerade von der »dritten Section. Vor zwei Monaten ist es dem »Grafen gelungen, einen Herrn Salzmann in »Paris verhaften zu lassen, welcher durch einen »Prinzen Kotschubey eines Mordversuchs auf »dessen Person schuldig befunden wurde — »die Sache scheint mir etwas verwickelt — »und dieser Erfolg hat ihm vielleicht etwas »übertriebene Ideen über die Allmacht der »dritten Section beigebracht. Aber sei es

»Schuwalow oder ein Anderer, die Verant-
»wortung wird immer auf den unschuldigen
»Alexander fallen. Ich bin daher der Ansicht,
»dass wir auf der Regierung, welche die Ehre
»hat, von Ihnen repräsentirt zu werden, den
»Verdacht nicht sitzen lassen dürfen, dass sie
»Hinterhalte bereite und Polizei-Brutusse halte,
»die über das Meer fahren, ‚den Dolch im Ge-
»wande'! Die kaiserliche Gesandtschaft muss
»mir daher etwas zu Hülfe kommen, Herr
»Baron, um die Verleumder zu beschämen und
»nicht allein das, Sie müssen mich jetzt auch
»hüten wie Ihren Augapfel, denn bei jedem
»Haar, das von meinem Haupte fällt, wird man
»sagen, dass das russische Gouvernement es mir
»ausgerissen hat. Dies ist so sehr in Ihrem
»Interesse, dass ich, nachdem ich eine be-
»glaubigte Copie in sichere Hände niedergelegt
»habe, keine weiteren Massregeln ergreifen
»werde, da ich weiss, dass Sie solche nolens
»volens ergreifen müssen.

»Indem ich mich so der mütterlichen Für-
»sorge der russischen Gesandtschaft anvertraue,
»bitte ich Sie, Herr Gesandter, den Ausdruck
»meiner Hochachtung entgegen zu nehmen.
»A. Herzen, Redakteur der ‚Glocke'.«

In diesen ironisch-oppositionellen Ton wurde er hineingetrieben durch die albernen Beschuldigungen von der einen und die ebenso albernen Verfolgungen von der andern Seite. In der ersten Zeit seiner litterarischen Polemik hatte er sich meist nur auf die Forderungen

eines gerechten, aber gemässigten Fortschritts beschränkt: 1. Aufhebung der Leibeigenschaft; 2. Abschaffung der körperlichen Strafen und der Censur, und 3. Oeffentlichkeit der Gerichte. Mehr als einmal hatte er mir gesagt, es sei seine feste Ueberzeugung, dass Russland noch lange nicht reif sei für eine Republik und dass noch eine lange Erziehung des Volks, vor Allem aber die Autonomie der Provinzen vorangehen müsse; denn einen centralisirten Staat von so ungeheurer Ausdehnung hielt er mit Recht für eine Anomalie.

Als es nun endlich Gewissheit wurde, dass Alexander II. die Leibeigenschaft aufheben wolle, zu welchem Entschluss die Veröffentlichungen der Glocke viel beigetragen hatten, wie die glaubwürdigsten Zeugen versicherten, gerieth Herzen in die freudigste Aufregung und beschloss, die Veröffentlichung des Dekrets mit einem Fest zu feiern, wobei er einen Toast auf den Kaiser ausbringen und ihm die lebhafte Zustimmung seiner ganzen Partei versichern wollte. Am 10. April 1861 war das geräumige Haus Herzen's in London festlich geschmückt. Zwei Fahnen wehten am Hausthor, die eine mit der Inschrift: »Freedom of the Russian peasants«; die andere mit den Worten: »the free Russian press«. Eine internationale Gesellschaft bedeutender Menschen sollte sich in den mit Blumen geschmückten Räumen versammeln. Musik war bestellt, um durch die Klänge der

Marseillaise und russischer Volkshymnen die Stimmung zu erhöhen. Aber am Morgen des Tages brachte ein Telegramm die Nachricht von den in Warschau verübten blutigen Greueln, als auf höheren Befehl das Militär mit den Waffen in der Hand auf die Theilnehmer einer friedlich patriotischen und religiösen Ceremonie eingedrungen war und unbewaffnete Menschen verwundet und getödtet hatte. Herzen schilderte wie folgt in der Glocke den Eindruck, den diese Nachricht bei seinem Fest hervorgerufen hatte und die Daily News wiederholten diese Schilderung in Antwort auf einen tief sympathischen Brief Garibaldi's an Herzen, den sie auch gedruckt hatten.

»Unser Fest war traurig und düster. Wir »haben wenig schwerere Tage gekannt, in denen »die Seele so tief durch peinvolle und sich »widerstreitende Gefühle bedrückt gewesen »wäre. Niemals früher hingen Lampen so nahe »an Thränen. Wir sehen nun, die Zeit ist noch »fern, wo ein Russe irgend ein Fest in herz»licher Fröhlichkeit, ohne traurige Hintergedanken, ohne Furcht und Sorge, feiern kann. »Wir waren wieder jung geworden durch die »Nachricht von der Emanzipation der Bauern, »sahen voll Hoffnung in die Zukunft und er»warteten voll Rührung unsere eingeladenen »Gäste, um zum ersten Mal in unserem Leben »unser Glas auf die Gesundheit des Kaisers »Alexander II., des Befreiers der Bauern, zu »leeren. Zwar wussten wir recht gut, welchem

»Tadel wir uns von Seiten eines engherzigen »politischen Puritanismus und kleinlicher Eifer»sucht aussetzen würden, aber wir wussten »auch, dass dieser Toast in dem Herzen »Alexander II. ein Echo haben würde, ganz »verschieden von dem Echo eines Enthusias»mus, der unter der Censur der Gendarmen »und durch die Polizei hervorgerufen ist. Doch »unsere Hand fiel nieder und unser Toast ver»sank in dem Blut, das in Warschau vergossen »wurde; das Verbrechen war noch zu neu; die »Wunden bluteten noch; die Leichen waren »noch nicht kalt geworden! Der Name des »Czars starb auf unseren Lippen; ohne Reden, »ohne laute Freudenbezeugungen, mit der »religiös ernsten Sammlung, mit welcher man »sich einem anderen Kelche, auch zum Ge»dächtniss eines Märtyrthums und einer Er»lösung, naht, erhoben wir das Glas, tranken »dem erlösten befreiten Volke zu und brachten »nur den einen Trinkspruch aus: »Auf die »gänzliche absolute Unabhängigkeit Polens, »seine Emancipation von Russland und von »Deutschland und auf die brüderliche Freund»schaft zwischen Russen und Polen.

»Nur nach der völligen Trennung Polens »von Russland werden die zwei Völker fähig »werden, sich zu verstehen. Der russische »Offizier, welcher bei den Ermordungen in »Warschau seinen Degen zerbrach, hat eine »neue Aera begonnen. Wenn er gestorben »ist, wie die Zeitungen sagen, wollen wir uns

»mit den Polen vereinigen, um ihm an der »Grenze ein Monument zu errichten, das »Monument einer neuen Brüderschaft.

»Und Sie, Sire, warum stören Sie unser »Fest? Haben wir zu viele gehabt, seit wir »auf der Welt sind? Was hatten wir Anderes »zu feiern als Begräbnisse? Als sich vor sieben »Jahren das ganze Volk über Ihre Thron- »besteigung freute, war es auch aus Freude »über einen Tod. Warum liessen Sie nicht »wenigstens etwas Zeit vergehen zwischen der »Befreiung der Bauern und der Ermordung »unschuldiger Menschen? Warum zwangen »Sie uns, die Oekonomie von Hamlets Mutter »umzudrehen und unseren Festkuchen an dem »Rand des Grabes zu essen, in das Ihre Polizei »die Körper der Märtyrer geworfen hat? »Kaum hatten sich unsere Herzen dem Gefühl »der Versöhnung und der Freude geöffnet, »als uns auch das wieder roh genommen wurde, »so dass uns abermals nichts übrig bleibt als »bittere und zornige Worte. Sire, keine »Träumereien, keine Träumereien*)! Sie haben »Polen verloren! Sie hatten die Macht, an »die Spitze der slawischen Bewegung zu treten, »Polen wiederherzustellen, ohne einen Tropfen »Blut zu vergiessen. Sie haben die militärischen »Dragonaden vorgezogen. Keine Träumereien, »Sire! Sie haben Polen verloren, das heisst

*) Worte des Kaisers Alexander an die polnischen Adeligen im Jahr 1856.

»das lebendige Polen! Der Leichnam mag »als Trophäe für die tapferen Truppen Eurer »Majestät bleiben.

»Ich bin etc.

»Alexander Herzen

»Redakteur des »Kolokol« (Glocke).«

Bis zum Jahre 1863 war Herzen's Ruhm und sein mächtiger Einfluss in Russland fortwährend im Steigen und selten ist es wohl einem Publizisten gelungen, aus der Fremde eine solche Macht in der Heimath auszuüben. Wie fern aber stets sein Sinn von jedem gewaltsamen Eingreifen in die Entwicklung der Geschicke Russlands, von jeder Aufmunterung zur Revolution war, beweist sich am besten dadurch, dass Bakunin sich von ihm lossagte und ihn geradezu für einen Reaktionär erklärte. Bakunin war aus seiner Verbannung in Sibirien zurückgekehrt, als hätte das Eis jener Regionen ihn conservirt als den Revolutionär von 1848 und 49. Er hatte nichts von dem Verlauf der Geschichte gelernt und sein beschränktes Dogma stiess sich an dem weiten verständnissvollen Blick Herzens, der neben dem theoretisch heiss Verlangten sehr wohl das praktisch Mögliche erkannte. Wie hätte er auch wohl sonst die beispiellose Macht über die Gemüther in Russland ausüben können, wenn seine feurigen Worte nicht gerade die allgemein empfundnen Wünsche und Bedürfnisse getroffen hätten,

ohne eine empfindliche Seite des National-Charakters zu berühren? Wer in Zeiten der Gährung, wo vorschreitende Ideen zur That drängen, eine entscheidende Wirkung ausüben will, muss es verstehen, den lebensfähigen Nerv der Bewegung zu treffen, sonst bleibt sein Bemühen fruchtlos. Deshalb war Garibaldi im Augenblicke der Erhebung Italiens erfolgreicher als Mazzini und Herzen erfolgreicher als Bakunin, der mit seinen veralteten Verschwörermassregeln und seinem Nihilismus nichts erreichte, als ein Paar junge Leute, besonders unter der polnischen Emigration, um sich zu sammeln und mit ihnen sterile Aufstandspläne zu machen.

Es kam dann der Augenblick, wo Herzen's Liebe zur Gerechtigkeit und sein humanes Gefühl den vollständigen Sieg über den nationalen Egoismus davon trugen. Die polnische Revolution brach aus und die revolutionäre Partei schickte Abgesandte zu ihm, um seinen Beistand durch die Beeinflussung seiner Anhänger zu erbitten. So wie er stets gegen das an Polen durch Russland verübte Unrecht gewesen war, so erklärte er sich auch diesmal für die Unterdrückten, stellte jedoch bestimmte Forderungen, in erster Reihe: die Befreiung der Bauern. Natürlich erlag die Revolution der Uebermacht; die russische Regierung war so klug für die Bauern zu thun, was der polnische Adel nicht gethan hatte; im Uebrigen waltete die Schreckensherrschaft Murawiew's.

Das russische Nationalgefühl aber war durch Herzen's Theilnahme für Polen gekränkt; das übertriebene, immer stärker hervortretende Slavophilenthum erhob sich gegen ihn unter der Anführung des Journalisten Katkoff und der Einfluss der Glocke schwand mehr und mehr. Sie erschien mehrere Jahre in französischer Sprache in Brüssel und bis 1869 russisch, aber Herzen selbst fühlte, dass sein Einfluss auf die russische Jugend vorüber sei und dass es nutzlos wäre, die Veröffentlichung weiter fortzuführen. Ich schrieb ihm in diesem Sinn, und dass es edler und grösser wäre, selbst zurück zu treten, als den vergeblichen Kampf gegen eine Strömung, die für den Augenblick Alles fortriss, weiter zu kämpfen, und fügte hinzu: »Was können Sie jetzt anders sein als der Henker der Henker«, indem ich der Artikel gedachte, die er gegen die Greuelthaten Murawiew's geschrieben hatte. Er antwortete mir: »Sie haben das rechte Wort gefunden«, und die Glocke hörte bald darauf auf zu erscheinen.

Einige Zeit darauf machten junge Leute ihm den Vorschlag, an die Spitze eines neu von ihnen zu gründenden Blattes zu treten, und baten mich, mit ihm darüber zu verhandeln. Er schrieb mir über den Antrag und sagte: »Man hat uns nicht verlassen, weil die For»derungen des Kolokol sich erfüllt haben, sondern »weil der Kampf einen wilden, unerbittlichen »Nationalismus wach gerufen hat; die Regierung

»hat weder die Apotheose Murawiew's noch die »Popularität Katkow's zu Stande bringen können. »Von welcher Classe der Civilisation sprechen »diese Herrn? Hat nicht der ganze Adel durch »seine Beifallsbezeigungen an jenen Greueln »Theil genommen? Seien Sie sicher, dass wir »Russland noch einmal einen grossen Dienst »geleistet haben; wir sind das lebende Zeugniss »der Protestation gegen die Vernichtung einer »Nationalität. Auch werfe ich es diesen jungen »Leuten vor, dass sie nicht die Ersten waren, »die es anerkannten, dass wir als Sühnopfer, »oder wenigstens als Reinigungsopfer gefallen »sind. Wir, und die schon ganz Verlorenen, »wie Michailow*), die Gefangenen, wie Tscher- »nitschewsky u. A. — wir sind die Einzigen, »welche sich nicht mit Blut befleckt haben. »Was ist denn diese Rolle eines doctrinären »Civilisators, die man mir zumuthet? Ist es »die Rolle eines Peter des Grossen im Kleinen »oder die Leibeigenschaft der Civilisation? »Ich kann schweigen, das Eine oder Andere »schreiben, aber diese Rolle eines Hohen- »priesters mag ich nicht. Und dann, wie »kommt es, dass diese jungen Leute, die theils »zu Hause, theils in der Fremde sind, weder »Kraft noch Talent, noch Liebe und Aus- »dauer haben, um selbst eine periodische

*) Ein russischer Dichter, welcher Herzen in London besuchte, nachher nach Sibirien geschickt wurde und im Gefängniss starb.

»Schrift zu redigiren? Wir wollen ihnen »Artikel geben, ihnen die Druckerei und den »Drucker leihen, so mögen sie anfangen. Die »jetzige Sterilität der russischen Litteratur ist »merkwürdig — die Sterilität einer Wüste. »Wir sind bereit zu helfen, aber die Redaktion, »die moralische so wenig wie die materielle, »übernehmen wir nicht.«

Nie hatte jedoch, auch in der Zeit seiner angestrengtesten politischen Thätigkeit, sein feuriger, jedem grossen Lebensinteresse zugewandter Geist aufgehört, sich nach allen Richtungen hin verständnissvoll umzusehen und dem ästhetischen Bedürfniss seiner allseitigen Bildung neue Nahrung zuzuführen. So gönnte er sich, mitten auf dem Gipfel seiner Erfolge mit der Glocke, einige Tage Zeit, um eine wunderbar schöne Kunstausstellung in Manchester anzusehen, zu welcher alle Grossen Englands die reichen Schätze ihrer Privatsammlungen hergegeben hatten. Da er hörte, dass ich auch hinging, schrieb er mir: »Ich bin durchaus befriedigt von der »Manchester-Ausstellung. Der Reichthum des »Vorhandenen, das Lokal, die Abwechslung »vom Hören ernster Musik und der Be»trachtung der Bilder giebt eine tiefe Ruhe »und einen grossen Genuss. Der künstlerische »Epikurismus ist der einzige Hafen, das einzige »Gebiet, welches wir haben, um wirklich aus»zuruhen. Murillo beherrscht das Ganze, seine »Bilder füllen allein einen grossen Saal. Rem-

»brandt, Rubens und besonders Van Dyck »sind vortrefflich vertreten. Ich habe mich »etwas mehr wie früher mit Rubens befreundet. »Betrachten Sie besonders sein herrliches Bild »der Königin Thamari. Vergessen Sie nicht »Ruysdael, Van Cuyp und die andern grossen »Landschaftsmaler der Niederländer zu stu- »diren. Gehen Sie gar nicht in die Säle der »modernen Malerei, oder wenigstens, nur um »Portraits von Reynolds zu sehen. Denken »Sie auch daran, dass ich eine kleine Geliebte »in der Ausstellung habe, keine Aristokratin »vom Pinsel Rafael's oder Murillo's, sondern »eine Sigismonda von Farini.«

Es war dies das Bild eines jungen Mädchens, welches einen Shawl über den Kopf gezogen, unter einem Thorweg, wie auf Jemand wartend, steht; allerdings ein Geschöpf von unaussprechlicher Anmuth, welches in seiner Einfachheit eine ganze Geschichte voll Poesie erzählte.

Später, als ich mit seinen Töchtern in Florenz war und er kam, dieselben zu besuchen, fuhr er von da nach Venedig, welches er noch nicht kannte, und schrieb mir von da: »Seien »Sie überzeugt, dass Venedig die schönste Ab- »surdität ist, welche die Menschheit gemacht »hat. Es ist sublim aus Uebermaass des Un- »sinns und es ist der beste Commentar dazu, »weshalb die Mollusken prachtvolle Muscheln »mit Perlen und mit Alkoven von Perlmutter »machen. Wenn man nur Wasser anstatt Erde

»und nur Felsen als Fundament hat, so muss »man bauen und bauen, schmücken und »schmücken. Eine Stadt, welche Winter und »Sommer ein Fussbad nimmt, muss wenigstens »gut gekämmt sein. Um nichts in der Welt »möchte ich hier leben, aber zuweilen auf eine »Woche herzukommen, ist ein tief ästhetisches »Vergnügen. Die Tage hier sind mir nur »vergiftet worden durch den Lohndiener, der »mir immer etwas zeigte, wenn ich nichts sehen »wollte, und mich hinderte zu sehen, wenn »ich es wünschte. Er hat mich um mehrere »Franken betrogen, ich that als merkte ich es »nicht, und so schieden wir als die besten »Freunde für alle Ewigkeit. Uebrigens be»trügen hier Alle, das viele Wasser hilft nichts »für die moralische Reinlichkeit. Der Carneval »hat riesige Proportionen angenommen. Eine »kleine Dummheit ist dumm; eine grosse kann »schön und grandios werden. Das einfache »Maskenfieber ist zum Nervenfieber geworden. »Alle Plätze und Strassen sind mit Masken »und Volk gefüllt; man kann nicht durch»kommen; die Circulation steht still; überall »tönt Geschrei und Gelächter, aber nichts Un»anständiges wie in Paris. Diese Thatsache »hat mich erobert; hier ist ein Volk, welches »sich freut und lustig ist, aber es ist nicht »das Arsenal eines öffentlichen Hauses, dessen »Personal man ein Zeichen aufdrückt wie die »Spitze einer Pickelhaube.«

Nachher aus Mailand schrieb er wieder:

»Nach Venedig habe ich nie eine solche »steinerne Narrheit gesehen, wie in dem »grossen Dom, so schier wahnsinnig, so un»nütz erhaben, so stalaktitentoll. Ja, der Mensch »ist nur im Unsinn gross.«

Viel mehr noch aber als die Erzeugnisse der bildenden Kunst beschäftigten ihn die Ergebnisse der Litteratur. Wie schon gesagt, hatte er sich in den Jahren 47 und 48 in Paris sehr mit Proudhon befreundet und beträchtliche Summen zu dessen Journal beigetragen, wie er denn überhaupt stets bereit war, zur Förderung der Ideen oder zur Linderung der Noth Anderer grossmüthig beizustehen. Später hatten die Beziehungen zu Proudhon aufgehört, aber als dessen neuestes Buch erschien, schrieb er mir,: »Lange habe ich nicht einen so tiefen »Schmerz gefühlt, wie den, welchen mir das »Buch von Proudhon verursacht hat. O, die »romanische Welt geht zu Ende, dies ist ein »Grabdenkmal. Proudhon macht sich selbst »zur Bildsäule, wie die Frau Loth's. Nach»dem er Alles verstanden hat, kommt er zu »dem Opfer des Menschen an die Familie zu»rück, und danach — danach soll der »Triumph der Gerechtigkeit kommen? »Der dritte Theil, ausgenommen das Capitel »über den Fortschritt, ist traurig, traurig, «traurig! Es ist ein Greis, der sein Testament »macht.« Und später schrieb er wieder: »Ich »lese noch immer am dritten Band von »Proudhon — nun wohl, auch an ihm voll-

»zieht sich eine Fatalität! Der Mensch, der »einen Band von mehr als 200 Seiten, voll — »römischer Schändlichkeiten gegen die Frauen »hat schreiben können, ist kein freier Mensch. »Die Zeit der revolutionären Demagogie ist »vorbei. Mit jedem Tage sehe ich klarer, dass »die ganze Epoche der politischen Revolution »zu Ende ist, ebenso wie die Epoche der »Reformation; geschlossen, ohne die Frage »gelöst zu haben. Ist denn die religiöse Frage »beendigt? Nein, aber sie interessirt nicht »mehr. Wir gehen einer neuen Zeit entgegen »und Alles, was diese Herren, diese Ante-»Diluvianer (‚die Veteranen von 48') schreiben, »gehört der Vergangenheit.«

Man fing nämlich, besonders in der deutschen Emigration, an, ihn mit allerlei absurden Beschuldigungen anzugreifen; unter Anderem behauptete man, dass er Russland zum Krieg gegen Deutschland rathe. Er schrieb mir darüber: »Wie könnte mir so ein verrückter »Gedanke einfallen, dass man Deutschland er-»obern soll? Einen Artikel will ich deshalb »schon schreiben, aber der wird jene Politikaster, »jene Menschen der alten Welt, nicht be-»ruhigen. Glauben Sie, dass ich jetzt ein Jota »ändern, oder mich wie Mazzini zum Heiligen »und zum Gegner der Bewegung machen und »der Letzteren dadurch schaden werde? Da-»von bin ich weit entfernt. Nie, auch mit »keinem Wort, habe ich je zum Krieg ge-»rathen. Der Krieg ist da. Kein Mensch

»denkt an Deutschland; Oesterreich wird viel-
»leicht untergehen; Frankreich muss in einem
»Befreiungskrieg die Freiheit wieder erlernen
»oder es wird dem krassesten Despotismus
»anheim fallen. Der Krieg gegen Oesterreich
»wird in Russland höchst populär sein, und
»können Sie glauben, dass ich den lebendigen
»Einfluss, den wir haben, auf's Spiel setzen
»werde, zur Beruhigung der Mecklenburger
»oder der Thüringer, indem ich gegen eine
»Thatsache schreibe? Meine Linie ist vor-
»gezeichnet; sie kann manchmal abweichen,
»aber nur auf die Seite der Lebenden — nicht
»der Todten und Alten.«

Wie dann aber auch, inmitten der politischen Erregungen und der kritischen Schärfe seiner Urtheile in der Litteratur, poesievolle Stimmungen durch die feurige Seele dieses energischen Kämpfers zogen, bezeugte mir wieder die Beschreibung einer Excursion auf den Monte Rosa, die er mir im Manuscript zusandte. Er war von Zermatt vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um mit seinem Führer die Höhe des Berges, so weit als möglich ist, zu erreichen. »Ich hatte Angst,« sagt er, »dass der Tag nicht günstig sein würde; ein »weisslicher Nebel bedeckte Alles rings um-»her, so dass man selbst den Cervin nicht sah. »Der Wirth machte mir noch mehr Angst, in-»dem er sagte: ‚Ja, ja, der Wetterhorn! S'ischt »ein grosser Herr, lässt sich nit immer sehe »für Jedermann!'

»Glücklicherweise war der grosse Herr »aber guter Laune und erschien bald in »voller Pracht. Ein feiner, kalter Regen »folgte auf den Nebel, und bald waren Regen »und Nebel weit unter uns, ein Ocean von »Dämpfen, eine Welt in Auflösung; aber über »uns war der Himmel rein und blau. Victor »Hugo erzählt von dem, was man auf dem »Berge hört. Man muss doch vermuthen, dass »der Berg, auf dem er so schöne Dinge hörte, »nicht sehr hoch gewesen ist. Wenigstens »war das Erste, was mir auf jenen Höhen »auffiel, die völlige Abwesenheit jedes Lärms, »jedes Tones. Man hörte absolut nichts. Nur »von Zeit zu Zeit unterbrach der Donner der »Lawinen, die vom Cervin stürzten, für einen »Augenblick diese durchsichtige, sichtbare und »— ich habe kein passendes Wort — sonore »Stille. Die grosse Dünne der Luft giebt »dieser mineralen Ruhe, diesem ewigen Schlafe »des Unorganischen, dieser elementaren Stumm- »heit eine Stimme. Das Leben unten in der Tiefe ist es, welches sich rührt, sich heftig »bewegt, schreit und lärmt; hier ist man dar- »über erhaben, das Alles ist unter dem Nebel »zurück geblieben. Selbst die Pflanzen, diese »Taubstummen der Natur, verschwinden und »sind nur durch kleine vertrocknete, graue, »halberfrorene Algen vertreten. Noch einige »Schritte höher — die Kälte nimmt zu; das »Glatteis, das niemals aufthaut, verdickt sich »und bildet eine fortgesetzte Schneedecke.

»Das ist die Grenze des Planeten. Ueber sie »hinaus nur Eis und Fels; da geschieht nichts »mehr, ausgenommen hie und da mechanische »Laute von Rissen und Einstürzen; es giebt »da kein Wesen mehr; nur ein einziges Thier, »das neugierigste von Allen, steigt trotz Mühe »und Gefahren hinauf, um einen Blick auf »diese unermessliche Oede zu werfen, auf diese »erhabensten Punkte, welche die Grenzen der »Erde bezeichnen, um Eis und Unendlichkeit »zu athmen und dann schnell zurückzukehren »in seine von Angst und Elend erfüllte Mitte, »in der es aber zu Hause ist.

»Wir hielten bei dem Eismeer an, welches »von einer Reihe von Höhen eingeschlossen »ist und wie ein unermessliches Colosseum »erscheint, das durch Wellen überschwemmt »wurde, die eine plötzlich eintretende eisige »Kälte in ihrem Anlauf überraschte und er- »starrte. Die Formen der Bewegung sind fest- »gehalten worden, ohne die Zeit gehabt zu «haben, sich in gerader Richtung auszubreiten, »und behalten nun für immer die Spur der »unterbrochenen Bewegung.

»Ich setzte mich allein in einiger Ent- »fernung von dem Führer nieder, bei einem »Granitblock, der da durch eine Laune des »Eises in dem Schnee fest eingegraben war. »Vor mir breitete sich eine stumme Weisse «ohne Ende aus. Ein kleiner Wind wirbelte »von Zeit zu Zeit einen leichten Staub von »Schnee empor, liess ihn wieder fallen und

»Alles kehrte in die weisse, stumme Stille »zurück. Eine Lawine rollte, brach sich und »hinterliess beim Fallen eine Wolke von Eis; »die blitzte in tausend Funken auseinander »und verschwand.

»Der Mensch fühlt sich nicht wohl in »diesem Rahmen. Ergriffen, traurig, sich nicht «bei sich fühlend, ist er erstaunt, kommt sich »sich fremd und überflüssig vor. Und doch »athmet er hier freier und scheint sich für »einen Augenblick selbst rein und weiss zu »sein wie dieser Schnee, streng und ernst wie »das Leichentuch, welches den Leichnam der »strengen, todten Natur bedeckt.«

Schon seit mehreren Jahren hatte Herzen seinen Aufenthalt in die Schweiz nach Genf verlegt und seine Druckerei ebenfalls dorthin übergesiedelt, da ihm der Aufenthalt in England aus mehrfachen Ursachen verleidet war. Leider zeigte sich bald nach seiner Uebersiedlung ein chronisches Leiden bei ihm, welches ihn nöthigte, eine Badecur zu gebrauchen, und sich einem streng vorgeschriebenen System zu unterwerfen, dessen Befolgung ihm aber noch ein langes Leben zu gewähren versprach, da er noch in voller geistiger und körperlicher Manneskraft stand. Doch lag viel Trübes, Persönliches und Allgemeines auf seinem Gemüth, besonders seitdem er einsah, dass er seine patriotisch-litterarische Thätigkeit aufgeben müsse. Als die letzte »Glocke« erschien, enthielt sie einen Brief an Ogarew,

worin Herzen ihm, oder vielmehr in dieser Form dem Publikum, die Gründe auseinandersetzte, die ihn zu dem Entschluss, die Veröffentlichung zu beenden, getrieben hatten. Der Brief war bewundernswerth in seiner Offenheit, Geradheit und Einfachheit. Ich schrieb an Herzen: »Es ist ruhmvoller so, sich zurück»zuziehen, als obstinat fortzufahren wie Bakunin »und seinesgleichen. Alles, was die noch vor»bringen, sind alte, verbrauchte Ansichten und »Phrasen, sie haben nichts gelernt. Sie aber »haben das rechte Wort gesagt: ‚die Jugend »geht vorwärts — den Alten haben wir nichts »mehr zu sagen.' — Ihnen liegt es jetzt ob, »dem Gang der Dinge, die Sie mächtig ge»holfen haben vorzubereiten, als Weiser zu»zusehen, und mit einem Lächeln des Mitleids »für diejenigen, welche Sie als Maulthier *) be»handeln, vorüber zu gehen. Ich begrüsse Sie »auf der Schwelle der Walhalla, wo sich die »Helden nach dem Kampf versammeln, und »bei unserem nächsten Wiedersehen wollen »wir zusammen auf die Gesundheit aller »wahren Idealisten anstossen — denn Sie, »sagen Sie was Sie wollen, sind doch auch »einer — und die zuletzt auch die wahren »Realisten sind, denn sie haben den Takt des »richtigen Augenblicks.«

---

*) Eine Aeusserung Bakunin's über Herzen, »das Maulthier sucht in Nebeln seinen Weg«, als er diesen für reaktionär erklärte nach der Aufhebung der Glocke.

Ich weilte damals schon seit mehreren Jahren in Italien, in Florenz, mit der jüngsten Tochter Herzen's, Olga, die von frühester Kindheit auf, mit Ausnahme von dem Intermezzo weniger Jahre, meiner liebenden Sorge anvertraut, mir wie eine theure Tochter geworden war. Der einzige Sohn Herzen's lebte auch dort und war Assistent bei dem berühmten Physiologen, Professor Moritz Schiff, und die älteste Tochter Nathalie theilte ihre Zeit zwischen den Geschwistern und dem Vater, der mit seinem Freund Ogarew in Genf war, noch immer, auch nach dem Aufhören der Glocke, mit den Gsdanken, den russischen Zuständen folgend, aber tief traurig über Alles, was in jener Epoche sich ringsum begab. So schrieb er mir im Anfang des Jahres 1868: »Ich sehe »nicht eine lichte Linie, nicht einen lichten »Punkt in dem Jahre, das anfängt. Versuchen »wir es, Alles mit der inneren Fülle zu besiegen »und resigniren wir uns mit Stolz. Jedoch die »Jugend sei jung! Am ersten Januar achtzehn»hundertachtundvierzig war ich in Rom und »überlas den ersten Artikel des: Vom »anderen Ufer, den ich gerade beendigt »hatte. Welch ein Band von Geschichte seit»dem! Und an jedem Jahr blieben Fetzen »unseres Fleisches hängen. Um classisch zu »sein, citire ich Ulysses, der erzählt, dass er, »als er nach Ithaka schwamm, jeden Felsen »mit Blut bedeckt zurückliess.«

Im folgenden Jahre schrieb er wieder in

ähnlicher Stimmung: »Eine Zeit des Kampfes »fängt überall an, die letzten Verbände, die »letzten Balken sind erschüttert. Ich habe »lange Zeit geglaubt, dass die Familie als eine »Naturgewalt widerstehen würde; sie wird auch »länger widerstehen als der Staat, auch sie »wird dahingehen wie eine überlebte historische »Form, wie die letzte Zuflucht des Conser»vatismus. Wir haben Trauer getragen um »den lieben Gott, um die Seele, um die Freiheit »des Willens — bereiten wir uns jetzt, auch »die Trauer um die Familie zu tragen.

»Wissen Sie, dass ich Heimweh nach London »habe? O menschliche Unbeständigkeit! Es »ist nur eine Ausnahme und das ist in der »Freundschaft.«

Noch in einem anderen Briefe schrieb er: »Europa geht unter, seien Sie davon überzeugt; »Russland und Amerika aber, beide blutbe»fleckt, steigen an beiden Seiten des Oceans »herauf, wie ich es seit 49 vorausgesagt habe.«

Diese energische, zur That geborene Natur des genialen Russen konnte aber nicht lange in müssiger Ruhe verharren. Der Gedanke, sich wieder ein bleibendes Heim zu schaffen, die Familie und die treusten Freunde, zu denen ich gehörte, um sich zu sammeln und sich einer anderen litterarischen Thätigkeit zu widmen, reifte in ihm zum Entschluss. Nach Russland zurückkehren zu können war unmöglich geworden; sein dort zurückgebliebner Besitz war von der Regierung confiscirt; die

meisten seiner dortigen Zeitgenossen und Freunde waren todt oder im Exil; seine politische Wirksamkeit war beendet. So wählte er Paris, das ihm eine Zeitlang verschlossen gewesen, nun aber wieder geöffnet war. Das bewegte geistige Leben dort, die grossen Mittel mannigfacher Bildung für die Jugend, die klimatisch angenehmeren Bedingungen des Lebens als in England, alles das bestimmte seine Wahl. Im Herbst 1869 folgte auch ich mit seiner jüngsten Tochter Olga ihm dahin nach. Bis eine wünschenswerthe Wohnung gefunden sein würde, miethete Herzen eine Reihe Zimmer in dem Hotel Pavillon de Rohan, in der rue Rivoli, den Tuilerien gegenüber. Hier versammelte sich Abends in einem grossen Saal alsbald ein Kreis bedeutender Menschen, unter ihnen viele Russen, um den Geistvollsten von Allen, dessen unverminderte geistsprühende Kraft immer noch grössere Vereinigungen zu beleben und zu beherrschen vermochte. Das Kaiserreich war noch in voller Blüthe und natürlich waren es lauter oppositionelle Elemente, die sich bei Herzen einfanden. Auch Iwan Turgeniew war unter ihnen. Er war von Baden-Baden, wo er sich zur Zeit bei der ihm innigst befreundeten Familie der berühmten Sängerin Viardot aufhielt, auf kurze Zeit herüber gekommen und da sein persönliches Verhältniss zu Herzen, das eine Zeitlang Trübungen erfahren hatte, wieder ganz rein

hergestellt war, verbrachte er meist seine freie Zeit bei dem Freunde. Er war der angenehmste Erzähler, den man sich denken kann; es war ebenso angenehm, ihm zuzuhören, als es angenehm ist, seine Bücher zu lesen und besonders lieferten ihm seine Erinnerungen aus dem Petersburger Hofleben einen unerschöpflichen Vorrath von amüsanten, mit Witz und Ironie vorgetragenen Anekdoten. Eines Abends aber kam er düster erregt und verstimmt und erzählte, dass er am frühen Morgen vor San Roquette einem schauerlichen Schauspiel beigewohnt habe, der Hinrichtung durch die Guillotine, eines Individuums, welches mehr einem wilden Thier als einem Menschen geglichen habe. Dieses Individuum hiess Troppmann, war ein Elsässer und hatte sieben Menschen, unter ihnen seine Eltern, ermordet. Die höchsten Gerichtspersonen hatten sich dem berühmten Romanschriftsteller zu verbinden geglaubt, indem sie ihn aufforderten und einluden, der Hinrichtung beizuwohnen, wahrscheinlich um ihm Gelegenheit zu geben, die menschliche Natur in ihrer thierischen Furchtbarkeit zu beobachten. Turgeniew hatte die Schwachheit gehabt, es anzunehmen, war aber nun ganz niedergedrückt von dem abscheulichen Eindruck, der ihm das Bild der Menschheit in einem greulichen Zerrbild gezeigt hatte. Einige Tage darauf kam er wieder zum Frühstück, um Abschied zu nehmen, da er nach Baden zurück wollte. Während der Mahlzeit

kam das Gespräch auf Wagner, gegen den Turgeniew Vieles einzuwenden hatte, da er zu sehr unter dem Banne italienischer und französischer Musik stand. Es entspann sich eine lebhafte Discussion zwischen ihm und mir, in welcher ich Wagner als Mensch und als Künstler siegreich vertheidigte, so dass Herzen mir nachher sagte: »So möchte man »immer von seinen Freunden vertheidigt sein.«

Am Abend desselben Tages ging Herzen aus um einer Versammlung der demokratischen Oppositionspartei beizuwohnen. Er kam aber früh zurück, da es in dem Saal sehr heiss gewesen war und er sich nicht wohl gefühlt hatte. Doch war er heiter und erzählte mir mit Lachen, dass Napoleon, der sich in Vichy zur Cur befand, geschrieben habe, man solle ihm Schneider schicken. Man beeilte sich alsbald, den damaligen Kammerpräsidenten Schneider hinzusenden, der ihm aber wahrscheinlich wenig Erheiterung zu seiner Cur gebracht hatte, da er nicht ihn, sondern die Schauspielerin Schneider gemeint hatte, welche damals von ganz Paris und insbesondere vom Kaiser sehr gefeiert wurde.

Nach dem heitern Gespräche ging er jedoch früh zur Ruh, weil er sich unwohl fühlte. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand und am Morgen musste der Arzt gerufen werden. Heftiges Fieber hatte sich eingestellt und am folgenden Tag erklärte sich die Lungenentzündung. Herzen hatte immer gesagt, dass

er an einer solchen sterben werde. Die Sache wurde auch gleich bedenklich, da die schon vorhandene chronische Krankheit den Mitteln feindlich war, die für dies neue Uebel angewendet werden mussten. Der Verlauf war ein äusserst rascher, schon nach fünf Tagen, wo bei immer steigendem Fieber Delirium eintrat und diesen glänzenden Geist umwölkte, sahen wir, dass keine Hoffnung mehr war und dass er, der sich am Abend des heissen Lebenstags noch einmal ein ruhiges Heim hatte schaffen wollen, nun einem anderen Heim zueilte, das freilich absolute Ruhe verheisst. Um Mitternacht des fünften Tages hörte das edle, grossmüthige Herz des starken Kämpfers auf zu schlagen; es war nichts Gewaltsames, nichts Erschreckendes in seinem Tod; es war die rasche Befreiung der lebensvollen Persönlichkeit, für die ein langsames Hinsiechen schrecklich gewesen wäre und insofern konnten wir, die ihm nahe standen, das Geschick nur segnen, das ihm die Qual einer langsamen Auflösung erspart hatte.

Sein Tod aber traf nicht nur uns, die Nächsten, die wir sein Sterbelager umstanden hatten*), mit tiefem Schmerz, er rief auch von nah und fern Beweise der innigsten Theilnahme hervor. Turgeniew schrieb einen schmerz-

*) Zu diesen gehörte sein nachheriger Schwiegersohn, Gabriel Monod, damals noch nicht verlobt, aber als treuer Freund in diesen Trauertagen bewährt.

erfüllten Brief mit bitterem Vorwurf gegen sich selbst, dass er gerade beim Beginn der Krankheit fortgegangen sei. Am Morgen nach dem Tode kam Michelet, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Ich führte ihn zu der Leiche des von ihm hoch verehrten Freundes, und er mischte seine Thränen mit den meinigen.

Die irdische Hülle sollte provisorisch auf dem Père-Lachaise beigesetzt werden, da der Sohn nach beendigten Geschäften sie hinüber führen wollte nach Nizza, an die Seite der dort begrabenen Gattin. Ein zahlreiches Gefolge von Gesinnungsgenossen aller Stände versammelte sich am Morgen des 23. Januar 1870 im Hôtel, den Tuilerien gegenüber, deren kaiserlicher, schon schwerkranker Bewohner wohl nicht ahnte, wie bald auch seine Stunde schlagen werde, nur nicht umgeben von so viel Zeugnissen reinster Sympathie, wie sich hier um diesen Sarg schaarten. Auf dem Friedhof war jedes Ceremoniell ausgeschlossen, und auf die Bitte der Nächsten wurden keine Reden gehalten. Nur ein befreundeter, in Paris lebender Russe, Wyruboff, trat an den Sarg und sprach in tief bewegten Worten davon, wie man in Russland jetzt nicht für den, dem man hier die letzten Ehren erwiese, Trauer anlegen könne, wie nur einige treu gebliebene Freunde sie tief im Herzen trügen. »Aber es »wird ein Tag kommen,« fuhr er fort, »wo »seine Landsleute ihre Geschichte besser be-

»greifen, und sich dieses einsamen Grabes er-
»innern werden. Dann werden sie kommen,
»um ein Monument darauf zu setzen und
»die Worte darauf einzugraben: dem grossen
»Bürger, dem grossen Verbannten, Alexander
»Herzen, das dankbare Russland. Jetzt aber,
»ihr Bürger, die ihr hierher mitgekommen seid,
»lasst mich im Namen der Familie, der nächsten
»Freunde und einiger hier anwesender Lands-
»leute, Euch Allen danken, die Ihr seinen
»Sarg begleitet habt. Vor Allen danke ich
»der Pariser Demokratie, welche ihn vor mehr
»als zwanzig Jahren mit so viel Sympathie
»aufnahm, und welche ihm so viele Freunde
»bewahrt hat, die nun gekommen sind, ihm
»das letzte Zeugniss der Liebe zu geben.

»Auch inmitten der socialen Umwälzungen,
»die wir durchmachen, inmitten des Triumphes
»des Schlechten und Hässlichen, ist es ein
»schönes und tröstendes Schauspiel, diese Ver-
»einigung aller Demokraten Europas zu sehen.
»Solche Anzeichen der Einigung sind nur noch
»vereinzelte Thatsachen, aber je häufiger sie
»werden, je mehr sind sie uns ein Pfand der
»Zukunft.

»Wenn ich mich der Hoffnung — dieser
»Religion aller Besiegten — überlasse und
»mir in Gedanken jene Zukunft vorstelle, so
»sehe ich in der Ferne eine Zeit, glücklicher
»als die unsere, in der die Völker die trennen-
»den Grenzen, diese Hindernisse der civili-
»sirenden Strömung, aufheben, den Rassenhass

»und die nationalen Vorurtheile besiegen und »vergessen und sich in einer grossen Brüder»schaft vereinen werden. Dann kann man auf »dem Monument, welches Russland Herzen »errichten wird, noch die Worte hinzufügen: »Er hat es wohl verdient um die Mensch»heit.«

Nach dieser Rede warf der Bürger Malardier einen Strauss Immortellen auf den Sarg und rief: »Dem Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts«.

Still und bewegt ging die Versammlung auseinander.

Ich beweinte bei diesem zu frühen Tode ausser dem persönlichen Verlust auch noch das, was damit für das geistige Leben der Welt unterging. Herzen hatte mir ausführlich von zwei grossen Arbeiten gesprochen, deren Plan bereits fertig in seinem Kopfe war und deren Untergang für Litteratur und Wissenschaft ein beklagenswerther Verlust ist. Die eine der Arbeiten war ein wissenschaftliches, die andere ein litterarisches Werk. Beide würden unter seiner geisterfüllten Feder wahre Meisterwerke geworden sein. Ueberhaupt würde in dem ruhigen Leben, welches er im Begriff war, für sich und die Seinigen zu schaffen, bei der ausserordentlichen Frische seines Geistes, der jetzt recht eigentlich auf der Höhe weisheitsvoller Entwickelung stand, noch unendlich viel Schönes entstanden sein. Das ist ja gerade der unstillbare Schmerz bei

dem Tode hervorragender Menschen, dass wir damit noch einen so grossen Theil ihres geistigen Daseins verlieren, den einzigen sicheren Theil Unsterblichkeit, den der Mensch dem grossen Schatze hinzubringen kann, welchen die Menschheit, als ein Denkmal ihrer ephemeren Erscheinung auf diesem Erdenkörper zurücklässt.

In seinem Nachlass fand sich der Anfang einer Reihe von Briefen, welche, an Bakunin's Beschuldigungen anknüpfend, seine zur Reife gelangten socialpolitischen Ansichten enthalten sollten. Schon das Vorhandne beweist zur Genüge, wie weit er davon entfernt war, den Nihilismus oder überhaupt gewaltthätiges Verfahren zu predigen oder nur zu vertheidigen. Die Basis seiner Weltanschauung war: ungehinderte Freiheit der Entwickelung auf den Bahnen, welche der Weltgeist die Geschichte der Menschheit führt, immer vorwärts, nie zurück; keine Reaction, von welcher Seite sie komme; kein doktrinäres philisterhaftes Festhalten an aufgestellten Maximen, wenn der grosse Strom des Lebens hinaus trieb auf den weiten Ocean, um neue Welten zu entdecken. So war er der muthige Schwimmer, der seinem Volk, an das er glaubte, voraus geeilt war durch die Sturmfluthen der Zeit, der neuen Welt entgegen, deren Sonnenaufgang er am fernen Horizont schimmern sah.

— — — — — — — — — — — — — —

Herzen liess mir ein theures Vermächtniss,

seine jüngste Tochter Olga, die ich, wie ich sie von kleinauf mütterlich geleitet hatte, so nun bis zu dem entscheidenden Augenblicke ihres Lebens, ihrer Verheirathung mit einem der trefflichsten aller Franzosen, Gabriel Monod, wie eine geliebte Tochter zur Seite hatte und der ich damals beim ersten Erscheinen dieses Buches die ersten Seiten widmete. Die ältere Tochter lebt, unverheirathet, ein wahres, stets opferbereites Liebesleben für die Ihren. Der Sohn, dem die Wissenschaft manches Bedeutende verdankt, setzt in sechs wackeren Söhnen dem Namen Herzen ein würdiges Denkmal. Das beste Denkmal aber bleiben seine Schriften, die noch heute durch ihre prophetische Wahrheit in Erstaunen setzen und durch ihre geistige Tiefe den Denker entzücken.

— — — — — — — — — — — — — —

Da das vorstehende Buch nach langer Ruh wieder auferstehen soll, so habe ich ihm, wie es mit einer Widmung an die Tochter beginnt, nun zum Schluss eine Erinnerung an den Vater hinzugefügt, die, wie ich hoffe, das hie und da von ihm Gesagte zu einem Gesammtbild vereinigen soll.

— — — — — — — — — — — — — —

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

b89092529049

b89092529049a

B89092529049
B89092529049A